

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein anzes Jahr wird vorausbezahlt mit [illegible] fl. [illegible] kr.

Für ein halbes Jahr mit . . . [illegible] fl. [illegible] kr.
Für einen Monat mit . . . [illegible] fl. [illegible] kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf ufmerksam zu machen, daß für die französischen ind englischen Bücher ein besonderes Abonement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt [illegible] fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . [illegible] fl. [illegible] kr.
Für einen Monat . . . . . [illegible] fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . . — fl. [illegible] kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt ielbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek
Fürstenfeld

Die

Heimath im Vaterhause

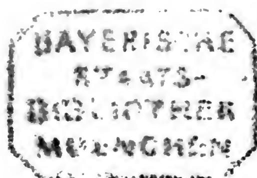
von

Luise Ernesti.

Verfasserin von „Eine Parthie nach den Externsteinen."

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1858.



Erstes Kapitel.

Nicht jeder Fluß trägt Gold im Sande;
Der über nackte Kiesel rollt,
Wirft Kiesel aus am Uferrande,
Der über Goldstaub rieselt, — Gold.
Tiedge.

Aus einer der ersten Conditoreien in der Residenz, traten in der Nachmittagsstunde eines trüben unfreundlichen Wintertages, im Anfange des Jahres 1848, zwei junge Herren. Beide wandten unwillkührlich bei ihrem Ausgange aus dem Hause ihre Blicke gen Himmel, und beachtete der Eine auch weniger die feuchte Nässe, die ihm der Sturm, halb als Schnee, halb als Regen in das Gesicht trieb, so schien der Andere desto unangenehmer durch das Wetter berührt zu werden und ihm die flüchtige Beobachtung desselben, vollständig zu genügen, um nicht die Absicht zu hegen, seine Person diesen Fatalitäten auszusetzen.

Während sein Begleiter, den Kragen seines Mantels

in die Höhe ziehend, die wenigen Stufen der Steintreppe, welche vor der Conditorei lag, hinunter eilte und auf der Straße voran ging, rief er ihm staunend nach: „Wie! Du willst doch nicht etwa in diesem Wetter zu Fuße gehn?“

„Willst Du fahren?“ entgegnete der Angeredete sich umwendend und fügte, als er bemerkte, daß Derjenige, zu dem er sprach, einen Droschkenkutscher herbeiwinkte, hinzu: „Auch gut, so wird man nicht naß!“

„Du schienst indessen stark die Absicht zu hegen, Dir dieses Vergnügen bereiten zu wollen!“ antwortete Jener, indem er sich in den Wagen setzte.

„Weil ich nicht glaubte, daß das Bischen Regen Dich incommodiren würde.“

„Ein hübsches Bischen!“ rief lachend der Andere. „Ich finde es ist ein solches Unwetter, daß ich mich besinnen würde, meine Hunde hinauszuschicken, geschweige den selbstmörderischen Gedanken zu hegen, mich diesem Regen und Sturme auszusetzen.“

„Du bist aber doch oft bei weit schlechterem Wetter draußen und daher daran gewöhnt.“

„Pardon lieber Vetter, von Gewohnheit kann da nicht die Rede sein! Etwas Unangenehmes bleibt mir stets fatal und darum, kann ich es besser haben, verschaffe ich es mir!“

„Deine gewöhnliche praktische Maxime!“

„Nun, wäre ich nicht ein Narr, wenn ich mich, weil ich Soldat bin und Gelegenheit genug habe, oft

unfreiwillig naß zu werden, darnach drängte, wo es nicht nöthig ist? Das Vergnügen, mich vom Sturme fast umreißen, Regenströme über mein Haupt fließen zu lassen, den Genuß wird mir die Zukunft noch häufiger, als mir lieb ist, bereiten, und ich brauche nicht selbst darauf bedacht zu sein, ihn mir zu verschaffen!“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen gelangten die beiden Herrn: der Bergassessor Richard von Hallingen und sein Cousin, Lieutenant Egon Olberg, bis zu der Wohnung des Letztern. Diese war mit Geschmack, Eleganz und dem Comfort ausgestattet, den die reichste Erfindungsgabe nur auszudenken vermocht. In dem kleinen Salon, dem Lieblingsaufenthalt des jungen Grafen, herrschte ewiger Frühling und Sommer, und dahin — wo die auserlesensten Gewächse und Blumen des In- und Auslandes an Pracht und Schönheit mit einander zu wetteifern schienen — führte Lieutenant Olberg seinen Cousin.

Richard nahm an einem mit Büchern, Broschüren und Karten bedeckten Tische Platz, den die bequemsten Lehnstühle umstanden und griff nach einem aufgeschlagenen Buche, welches vor ihm lag. Er vertiefte sich so in seine Lectüre, daß er es nicht beachtete, wie Egon Olberg, wenige Minuten, nachdem er auf einer chaise longue lag, in Begleitung seines Dieners, der einige Worte seinem Herrn gesagt, den Salon verließ, wieder dahin zurückkehrte und, verschiedene leise

Flüche vor sich hinmurmelnd, seinen kürzlich verlassenen Platz und die frühere bequeme Lage von Neuem einnahm und dann auf seine Füße blickend, — die er bald nach rechts, bald nach links wendete, — unter dieser Beschäftigung einschlief.

Als Olberg ungefähr nach einer Stunde erwachte, sah er seinen Cousin noch immer in demselben Buche lesen; doch hatte Richard seinen Platz verändert und stand jetzt dicht am Fenster, so daß man deutlich bemerkte, wie er darauf bedacht war, noch von dem abnehmenden Tageslichte zu profitiren, um nicht in seiner Lectüre unterbrochen zu werden.

„Es ist ein förmlicher Bücherwurm!“ brummte Olberg vor sich hin, „und hat der Mensch Etwas zu lesen, existirt die übrige Welt nicht für ihn,“ setzte er hinzu und legte sich auf die andere Seite, um den Versuch zu machen, auf's Neue einzuschlafen. Seine Absicht gelang ihm nicht und wieder auf seine Füße sehend, sagte er nach einer Weile: „Wahrlich wenn Etwas auf der Welt noch im Stande wäre, mich zur Verzweiflung zu bringen, so ist es das Façon dieser Stiefel und ich würde auch jedenfalls in diesen mir gänzlich ungewohnten Zustand gelangen, wenn mich das Erstaunen über den Muth des Schuhmachers dazu kommen ließe, der es gewagt, mir solche Kähne zu bringen!‘

Der Zorn Graf Olberg's schien gerechtfertigt wenn man ihn nur hörte und bedachte, daß der junge

Mann ausgezeichnet kleine und schöngeformte Füße hatte, auf die er sehr stolz war und die durch schlechtes Stiefelfaçon zu entstellen, er fast als ein Verbrechen betrachtete. Sah man indessen, wie er es unaufhörlich that, nach den Stiefeln hin, so konnte man kaum begreifen, daß er daran Etwas auszusetzen fand.

„Ich kann unmöglich diese ungeschickten Dinger heute Abend tragen!" rief er plötzlich lauter, wie er bisher gesprochen hatte, um seinen Cousin zu veranlassen, von dem Buche auf- und nach ihm hinzublicken, damit er ein Urtheil fällen könne, ob es möglich sei, mit den Stiefeln, die ihm durchaus nicht genügten in einer Soirée zu erscheinen, in welche er zu gehen beabsichtigte.

„Fragtest Du Etwas?" entgegnete Richard und trat dem Platze näher, wo sein Cousin lag.

„Mein Himmel hast Du denn Nichts gehört, Nichts von meiner Verzweiflung gemerkt?" fragte Egon lächelnd.

„Nein!" erwiderte Richard ruhig. „Doch was ist Dir begegnet, das Dich zur Verzweiflung treibt?"

„Sag' Du mir erst, welches Werk Dich der Erde so vollständig entrückt hat, daß Du weder siehst noch hörst, was um Dich vorgeht!"

„Ich bin nicht so gänzlich vertieft darin gewesen, wie Du zu glauben scheinst bester Egon, denn ich weiß, daß Du fortwährend geschlafen hast."

„Nun zum Kuckuk, wer außer Dir, ist wohl im

Stande, nicht nach dem Essen zu schlafen!“ rief Olberg. „Ich würde verrückt, sollte ich nach dem Diner, nach dem Kaffeetrinken und Zeitunglesen, mich in die Lectüre eines Buches so vertiefen, wie Du es gethan! Seit mindestens zwei Stunden hast Du Dich mit jenem Buche beschäftigt. Du lasest als ich einschlief und lasest als ich erwachte, trotzdem es beinah finster ist, und ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, ein interessantes Werk muß sich auf eine mir unerklärliche Weise in mein Zimmer verirrt haben! Was ist's, das mich Deiner Unterhaltung beraubte? Es soll auf ewig aus diesen Räumen verbannt werden!“

„Ich möchte nur wissen,“ entgegnete Hallingen mit leichtem Lächeln, „warum Du stets thust, als ob man nie ein gutes Buch in Deiner Wohnung anträfe. Ich finde bei Dir immer interessante Lectüre!“

„Daß Du wenig Ansprüche machst, kann ich nicht sagen, da ich selten Jemand gefunden, der mit solcher Auswahl, wie Du liesest — und dem nur das wirklich Gute genügt; doch wenn Du Dich von Diesem oder Jenem befriedigt fühlst, was Du auf meinen Tischen findest, so ist es wahrlich nicht mein Verdienst, denn ich bestelle es weder, noch lese ich es und es ist nur da, weil man es mir geschickt hat!“

„Und doch fand ich dies Buch aufgeschlagen, Egon, und einige Zeichen darin liegen an Stellen, die besonders interessant sind!“

„Ach so! — Ist es das Buch?“ entgegnete gähnend der Andere. „Nun das gerieth mir gestern durch blinden Zufall in die Hand und da es über Bergbau handelt, blätterte ich aus Interesse für Dich darin, notirte einige Stellen, wo von den Steinen die Rede war, von welchen Du mir erzählt. Hätte ich übrigens gewußt, daß Du mit solchem Eifer darüber herfallen würdest, so sei versichert, daß es dann seinen Untergang entweder in den Flammen gefunden hätte oder aus dem Fenster geflogen wäre!“

„Ich hatte nicht bemerkt, daß Du erwacht warst!“ sagte entschuldigend der Andere, „sonst würde ich doch nicht Deinen Salon in ein Lesekabinet verwandelt haben.“

„Ich bin nicht allein seit einer halben Stunde munter, nein, Richard, ich ärgere mich unausgesetzt, schimpfe, tobe und Alles vergeblich, denn mein Lamento erreicht nicht Dein Ohr, Dein Geist weilt, über irdische Dinge erhaben, in höheren Sphären, in die ich schwacher Sterblicher nicht zu dringen vermag.“

„Verzeih, lieber Egon, nicht in höheren, sondern in unteren Sphären befand ich mich während der letzten Stunden, nicht über irdische Dinge erhaben, im Gegentheil eifrig mit ihnen beschäftigt! Was ärgert Dich übrigens und ist im Stande, Dich zu einem Lamento zu veranlassen?“

„Das Wichtigste am heutigen Tage, der Haupt=

gegenstand meiner Toilette!" entgegnete Olberg, sich eine Cigarre anzündend.

„Du mußt Dich näher erklären, Egon, denn Deine Toilette hat keine Nebenpunkte, sondern da ist ja Jedes, wie Du mir schon hundertmal versichert, eine Hauptsache."

„Heute sind es die Stiefel! Madame la comtesse de Caron ist gestern aus Paris zurückgekehrt und erscheint in der Soirée bei'm Minister! Sie bemerkt von der ganzen Toilette, überhaupt vom ganzen Menschen, nur die Füße. Ich war vergangnes Jahr l'enfant gâté ihres Hauses und habe daher Rücksichten zu nehmen, daß ihr in Paris auf's Neue verwöhnter Blick nicht schaudernd vor dem Piedestal der Deutschen zurückbebt. — Apropos! Richard, Du mußt mich diesen Abend begleiten, denn es verlangt mich danach, Dich der Dame meines Herzens zu präsentiren."

„Ich denke: Frau von Harthausen ist Deine Flamme?"

„Frau von Harthausen? — Lieber, bester Richard, wie schlecht bist Du in den Annalen der chronique scandaleuse bewandert, wie wenig au fait über die welthistorischen Begebenheiten der Gesellschaft!"

„Du vergiß'st, bester Egon," erwiderte Assessor von Hallingen, „daß ich die Residenz vor Weihnachten verließ und erst seit acht Tagen von W.... zurückgekehrt bin."

„Richtig! Das ist auch Deine einzige Entschuldigung, daß Du fünf Wochen in der Provinz gelebt hast, wo die wichtige Tagesneuigkeit, daß Graf Olberg nicht mehr zu den Füßen der Baronin Harthausen liegt, nicht zu Dir dringen konnte.“

„Und weshalb hat Graf Olberg diesen Platz verlassen, der ihn vor einigen Wochen der angenehmste der Welt erschien?“

„Nun, nun lieber Vetter, nur nicht so stark die Farbe aufgetragen! Ganz so schlimm ist es nicht gewesen, denn in meinem Alter zieht man es schon vor, einen etwas bequemeren Platz, — wie zum Beispiel diesen, wo ich mich jetzt befinde — einzunehmen; und legt mich auch wohl Fama noch zu den Füßen einer Dame hin, so ist es nicht mehr mein Geschmack, in der Stellung zu verharren! Nein, Richard, ils sont passés ces jours de fêtes, denn eine Dame vermag es nicht mehr, mein Herz in Flammen zu setzen, und der reizenden Harthausen, würde es ebenfalls nicht gelungen sein, mich momentan zu fesseln, wenn sie nicht eine so große Consequenz in ihren Bemühungen bewiesen hätte, wodurch ich mich veranlaßt fühlte, sie mit einigen Aufmerksamkeiten zu belohnen, nach denen sie sich so lange vergeblich gesehnt.“

„Du kanntest sie schon als Mädchen, nicht wahr?“

„Ich sah sie vor drei Jahren in M....., wo ihr Vater commandirender General und Montbeau's Vorgesetzter war. Mein Schwager und meine Schwester

Therese gingen viel mit ihrer Familie um und ich wurde dadurch in dem Hause bekannt. Dort lernte ich ja auch Deinen Jugendfreund, den Doctor Salders kennen und es schien mir, daß er etwas eifersüchtig auf die Gunst war, welche Fräulein Natalie, die jetzige Frau von Harthausen mir spendete. Mit dieser Gunst hatte es indessen eine eigene Bewandtniß, denn die älteste Schwester Nataliens hatte mich für sie bestimmt, — sie mir als meine Zukünftige empfohlen, als sie selbst meinen Antrag, den ich ihr als achtzehnjähriger Jüngling machte, verschmähte. Ich kannte Natalie als kleines Mädchen, wo ich sie jeden Tag mit der Schulmappe am Arme, in ausgewachsenen Kleidern und abgelegten Hüten ihrer Mutter, an meinem Hause vorübergehen sah, in dessen Nähe sie wohnten. Zehn Jahre sind seitdem vergangen und in dem Zeitraume werden aus Kindern Leute! Aus diesem wilden kleinen Mädchen, ist nun diese raffinirte, aber entzückende Kokette geworden, deren ganzes Bestreben dahin geht, die Männerwelt seufzend zu ihren Füßen liegen zu sehen."

„Sie ist ein gefallsüchtiges Wesen!"

„Nicht um ein Haarbreit schlimmer wie andere Damen, lieber Richard! Kokett sind sie Alle und der Unterschied liegt nur darin, daß die Eine diese Eigenschaft besser zu verbergen und geschickter anzuwenden versteht, wie die Andere."

„Ach nein! Egon, da hast Du Unrecht! Es giebt Viele, die nicht kokett sind!"

„Richard, Du kennst mehr das Innere der Erde, als was darauf ist. Jahre lang hast Du in diesem Neste von L**** und der Provinzstadt W.... gesessen und bist dort mehr in den Bergwerken umhergekrochen, als daß Du Dich in Gesellschaften bewegt hast! Ihr Bergleute lebt überhaupt so viel im Dunkeln, daß, wenn Ihr an's Licht kommt, dieses Euch blendet, — Welt und Menschen, Euch in den glänzendsten, schönsten Farben erscheinen und nicht so, wie sie in der Wirklichkeit sind."

„Du thust, als wenn ich ewig im Schacht der Erde gesessen, und vergiß'st ganz, welch' bedeutende Reisen ich gemacht, wie weit ich in der Welt umhergezogen bin!"

„Deine Reisen, bester Richard, sind bei Deinem ernsten Charakter mehr Studien, als Vergnügen gewesen. Ich habe stets bisher bemerkt, daß jeder Stein, jedes Erz bedeutend mehr Interesse für Dich hat, als das hübscheste Mädchen, die schönste Frau! Du siehst das schöne Geschlecht ja kaum an, Du besuchst höchst selten Bälle und Gesellschaften, — woher willst Du also Studien im weiblichen Herzen gemacht haben?"

„Ich bin vielfach auf meinen Reisen und in Städten, wohin mein Beruf mich geführt hat, mit wirklich liebenswürdigen Damen in nähere Berührung

gekommen und diese haben mir nicht den Eindruck gemacht, wie Du meistentheils die Frauen schilderst. Koketten habe ich allerdings auch kennen gelernt; doch bildeten sie nicht die Mehrzahl!"

„Richard, Du Glücklicher!" — rief Lieutenant Olberg laut auflachend. „Ich begleite Dich auf Deiner nächsten Reise in das gelobte Land, wo die koketten Frauen nicht die überwiegende Zahl bilden. Doch warte nur, Du jugendlicher Assessor, Du wirst in der Residenz noch Deine Ansichten ändern und die Welt kennen lernen!"

„Die Residenz ist nicht die Welt, Egon."

„Aber der einzige Ort, wo wir unsre Erfahrungen machen!"

„Auch nicht immer! Du sprichst zum Beispiel von den Damen und beurtheilst sie danach, wie sie Dir in den Gesellschaften, auf den Bällen erscheinen. Wo sie sich natürlicher geben und benehmen, da lernst Du sie nicht kennen."

„Bitte, wo ist der Ort, Richard, denn den werde ich ferner nur noch besuchen!"

„Das Haus!"

„Das Haus? — Bester Richard, da sind sie ja meistentheils nur, wenn sie schlafen — und bekanntlich ist das der Zeitpunkt, wo auch der größte Verbrecher nicht sündigt. Ja, wenn Du meinst, daß die Damen nicht kokettiren, wenn sie schlafen, da gebe ich Dir Recht."

„Nun, Egon, man trifft doch auch Mädchen und Frauen, die nicht immer außer dem Hause sind.“

„Das muß in dem gelobten Lande der Fall sein, wo Du gewesen bist; und wie gesagt, dahin begleite ich Dich nächstens.“

„Denke doch an Deine Schwestern!“

„Meine Schwestern sind in Wallhofen aufgewachsen und daher etwas besser und natürlicher geblieben; doch Bälle zu besuchen, ihre Abende im Concert und Theater zuzubringen, das haben sie vortrefflich und rasch gelernt, nachdem sie einmal in der Stadt lebten. Tony ist Landconfect geblieben und darum die Beste! Sie beglückt ihren Mann, erzieht ihre kleinen Puppen von Kindern äußerst vernünftig und fährt nur aus, wenn ihr Mann die Pferde entbehren kann; doch Therese, ist grade ein solcher Wildfang geblieben, wie sie als Kind war und ich bedauere mitunter Montbeau, der seine liebe Last mit ihrer Lebendigkeit hat. Fanny und Rosalie flattern wie ein paar Schmetterlinge in der Welt umher und ich beneide auch nicht ihre Gatten, obgleich ihre Herzen wie lauteres Gold sind und Wesentliches sie sich gewiß nie werden zu Schulden kommen lassen.“

„Du glaubst nicht, Egon, wie eigenthümlich es mir ist, wenn ich mit Deinen Schwestern zusammen bin, wie ich es jetzt kürzlich Weihnachten in Wallhofen war, daß sie, — die damals, wo ich zur Universität

ging, außer Antonie sämmtlich noch Kinder, — nun Frauen und Mütter sind!"

„Es geht mir ebenso, Richard, wenn ich ewig von der kleinen Gesellschaft beonkelt werde! — Nie komme ich mir so alt, wie in Wallhofen vor, wenn ich im Kreise meiner vier verheiratheten Schwestern sitze, die jünger, wie ich, sind und sie mit den ernstesten Mienen über die Erziehung ihrer Kinder sprechen höre; Rosalie, deren Töchterchen erst vier Wochen alt war, als ich sie im vergangenen Sommer sah, und die selbst kaum achtzehn Jahre zählte, that wie die Weisheit mir gegenüber, und ich weiß die Zeit nicht, wo ich so gelacht, als wie dieses junge Kind oft sagte, wenn ich meine Meinung aussprach: ach, lieber Egon, davon verstehst Du nichts!"

„Dein Vater kann es sich gar nicht erklären, wie er zu einem Sohne gekommen, der schon achtundzwanzig Jahre alt und noch unverheirathet ist."

„Ist das nicht höchst komisch, Richard, wenn er darüber sein Erstaunen ausspricht?"

„Selbst Onkel Max, der selten lacht, verliert seine ernste Stimmung, wenn Dein Vater das Kapitel bespricht."

„Ja, ja! So geht's!" rief Olberg. „Ich hätte es auch vor zehn Jahren, wo ich die größte Lust zum Heirathen hatte, nicht gedacht, daß ich so alt werden würde und noch Junggeselle sein! Du bist

übrigens noch ein Jahr älter wie ich, bester Richard, und kannst mir erst mit gutem Beispiele vorangehen."

„Das wäre möglich, wenn ich mich nur in eine Dame verlieben könnte! Bis jetzt ist das noch nicht geschehen und ich bin selbst begierig, wann der Zeitpunkt eintreten wird."

„Du wirst Dich nie verlieben, Richard! Darauf warte nicht!"

„Wie, Egon, sprichst Du mir jedes derartige Gefühl ab?" fragte Hallingen lachend.

„Au contraire, lieber Vetter! Du besitzst zuviel und ich glaube: ergießt sich der Strom Deiner Gefühle und Empfindungen einmal, so wird daraus nicht bloß Liebe, — sondern die stärkste, gewaltigste Leidenschaft entstehen, und das halte ich für ein Unglück."

Richard Hallingen blickte ernst den Redenden an und nachdem Olberg schwieg, sagte er mehr zu sich, wie zu ihm: „Ein Unglück! — Ach nein, ich stelle mir das als die höchste irdische Seligkeit vor."

„Gott gebe, daß sie Dir zu Theil wird, denn ich wüßte Niemanden, dem ich sie so wünschte wie Dir, Niemanden, der sie so verdiente und sie zu würdigen wissen würde, wie Du, Richard!"

Der Ton mit welchem Olberg diese Worte redete, ging seinem Vetter noch mehr zu Herzen, als der Sinn derselben und freundlich erwiderte er: „Ich danke Dir für Deine guten Wünsche!"

„Wenn sie sich nur realisiren wollten, Das wäre

noch besser!“ entgegnete Olberg nachdenklich, und ernst fuhr er fort: „Wahrlich, Richard, ich wünschte doch, daß Du einen leichtern Sinn hättest, denn Dein Ernst taugt nicht für diese lose Welt. Sie muß genommen werden, wie sie ist und man darf nicht darüber nachdenken, wie sie sein könnte, und wie man sich selbst besser benehmen sollte. Es macht mir manchmal Deine Zukunft Sorge, denn Dein Charakter hat große Aehnlichkeit mit dem von Onkel Max. Er ist auch edel, vortrefflich und gut und welch' trauriges Schicksal hat er gehabt, wie wenig Freuden hat ihm die Welt geboten und was steht ihm in der Zukunft bevor?“

„Daß Du mich mit Onkel Max vergleichst, bester Egon, ist ein Compliment, welches ich nicht verdiene! Was übrigens sein Leben anbetrifft, ist es doch das schönste, beste, was ein Mensch nur führen kann! Er lebt für Anderer Wohl, — ihr Glück ist seine Freude, und welche auf der Welt ist mit der zu vergleichen? — derartige Freuden sind so rein und herrlich wie die Quelle, aus der sie entspringen, und ich glaube, er vertauscht sie nicht mit denjenigen, welche Du meinst, daß sie ihm versagt sind und er entbehren muß.“

„Das meine ich eben, Richard! Er bereitet stets Andern Glück und Freude, doch wer denkt an sein Wohl? Für ihn sorgt Niemand! Er hat unter den vielen Menschen, für welche er sich aufgeopfert, keinen, der ihm die tausend Wohlthaten, die er spen=

nächsten Freunde zu sehen und mit dem Zweiten regalirst Du die übrige Menschheit!"

„Sie giebt mir ja auch nichts Besseres, wozu soll ich daher mich für sie aufopfern!" sagte Olber lachend und warf sich in einen Lehnstuhl, der dicht am Kamine stand.

„Nennst Du wahr sein: Aufopferung?"

„Als Tugendheld, bester Richard, macht man wenig Glück in der Welt! Wäre ich nicht gerade so, wie ich bin, ich würde nicht den Platz in der Gesellschaft einnehmen, auf dem ich mich jetzt befinde und unendlich wohl fühle. Wäre ich stets liebenswürdig, würde das eine Gewohnheit sein, und die Leute es zuletzt als etwas sich von selbst Verstehendes verlangen. Jetzt bemüht man sich, bin ich bei Laune, sie zu erhalten, und fehlt sie mir, mich in gute Stimmung zu bringen! — Ach, Richard, glaube mir, Dir entgehen tausend Annehmlichkeiten durch Deinen vortrefflichen Charakter; und das ist das Einzige, was mich darüber tröstet, nicht so zu sein, wie Du bist. Dir nutzt es gar nichts, daß schöne Augen sich fast blind nach Dir sehen und Du verstehst es durchaus nicht, Vortheil aus den Gaben zu ziehen, mit denen die Natur Dich überschüttet hat, mit den Kenntnissen zu glänzen, die Du Dir aneignest, Triumphe durch die Talente zu erringen, welche Du besitzst und so herrlich ausgebildet hast. Ich genieße mein Leben bedeutend mehr wie Du, und es thut mir leid, daß Du nicht endlich

klüger wirst und es auch so machst. Fange einmal an und — Du sollst sehen, es giebt auf der Oberfläche der Erde noch interessantere Dinge, als in der Unterwelt, in der Du vorzugsweise lebst. Begleite mich heute Abend und amüsire Dich über die Wuth der reizenden Harthausen, wenn ich Gräfin Caron wie ihr Schatten verfolge."

„Charakter Nummero Zwei!" rief Hallingen.

„Nummero Eins ist für Die ein unbekanntes Gericht," entgegnete Olberg, spöttisch lächelnd.

„Das kannst Du nicht wissen! Sie trägt vielleicht in dem allgemeinen Puppenspiele auch ihre Maske und zeigt der Welt ebenfalls Charakter Nummero Zwei."

„Nein, nein, Richard, sie besitzt keinen Andern, als den, welchen sie zeigt. Die Frau hat weder Herz noch Gemüth und sie ist Nichts, als eine berechnende Kokette und eitle Närrin."

„Ein hübsches Urtheil über die gefeierteste Schönheit der Residenz; und wüßte sie, für was Du sie erklärst, möchte die Wuth, von der Du redetest, ihr recht von Herzen kommen."

„Oh sie steigt schon aus den Tiefen ihrer Seele auf. Das merkte ich bereits gestern im Theater, wo ich sie ignorirte!"

„Was hat sie denn verbrochen, daß Du sie durch Deinen Zorn strafst?" fragte Hallingen, lächelnd auf Egon blickend.

„Mich besuchte neulich ein Officier, den ich in M..... kennen gelernt hatte und ich nahm ihn mit auf den Ball, der am Abend Statt fand. Als ich ihm auf demselben vorschlug, sich der Harthausen vorstellen zu lassen, welche die Königin des Festes war, dankte er in einer so eigenthümlichen Weise, daß es mir auffiel. Einzelne Gerüchte waren bereits aus M..... hierher gedrungen, die nicht zum Vortheil der schönen Frau lauteten und sie fielen mir bei der ablehnenden Antwort des Officiers ein. Ich suchte etwas Näheres über die coursirenden Geschichten zu hören und Aufklärung über sein Benehmen zu erhalten, doch merkte ich bald, daß der Gesprächsgegenstand ihm unangenehm war, weshalb ich ihn fallen ließ. Frau von Harthausen war indessen, wie ich mich überzeugte, weniger verschlossen über den Punkt, denn als ich im Laufe des Abends noch einmal in ihre Nähe kam, fragte sie mich lachend und unbefangen nach dem Herrn aus M..... und erzählte mir, daß er ihr Feind sei. Mißfiel mir schon der Ton mit welchem sie redete, so wurde sie von Augenblick zu Augenblick unangenehmer, als sie mir ihr ganzes Vertrauen schenkte und mir mittheilte: der Grund, weshalb dieser frühere Bekannte, Herr von Z*, sie ignorire sei, daß sie den Antrag seines Freundes, der sie geliebt, verschmäht habe. — Die Art und Weise, wie sie über die Neigung jenes Herrn zu ihr redete, ihn lächerlich machte, es als etwas Unerhörtes ansah, daß ein

Bürgerlicher, seine Blicke zu ihr erhoben, das Alles kühlte vollständig die flüchtige Exaltation ab, in die mich ihr reizendes Aeußere versetzt hatte, und ihre Gefühllosigkeit zerriß das feine Gewebe, mit dem ihre anhaltenden Koketterien mich umsponnen. Sie war mir von dem Abend an zu verächtlich und ich kann es jetzt kaum begreifen, daß die unschuldige Miene, die sie annehmen kann, mich so gänzlich über ihren wahren Charakter getäuscht, den ich nun klar erkannt habe."

„Du hast Recht, Egon, Dich enttäuscht dadurch zu fühlen, denn es ist verletzend und unangenehm, wenn eine Dame zu einem Herrn über die Gefühle spottet, die ein Anderer für sie empfunden und die ihr doch gut genug sind, damit zu prahlen. Es ist unweiblich, Dergleichen zum Conversationsstoff zu wählen, Scherze über eine verschmähte Liebe zu machen."

„Und dazu hat sie noch die Unwahrheit geredet!" setzte Olberg lebhaft hinzu, „denn wie ich hörte, ist sie mit dem Herrn, über welchen sie sich jetzt amüsirt, dessen Neigung sie lächerlich zu machen strebt, verlobt gewesen. Ich vermuthe übrigens, Richard, daß dieser Herr mit dem die Harthausen als Mädchen ihr Spiel getrieben, Dein Freund Bruno Saldern ist!"

„Wie Saldern? Woher glaubst Du Das?" fragte Hallingen schnell und mit großem Interesse.

„Die Harthausen sagte mir nämlich, daß der junge Mann, der sie geliebt, so stolz gewesen sei, daß er es

nicht über sich vermocht hätte, in M..... zu bleiben, wo ihm das Unglück widerfahren, von ihr ein Körbchen zu erhalten. Dadurch, daß er plötzlich den Ort verlassen, sei die Sache bekannt geworden und Jeder habe sich berufen gefühlt, davon zu reden, über ihn zu lachen, oder ihn zu beklagen. Als ich Lieutenant Z* nach Doktor Saldern fragte, weil ich wußte, daß es Dich interessiren würde, von ihm zu hören, erzählte er, daß dieser geschickte Arzt zum allgemeinen Bedauern Derjenigen, die ihn gekannt, M..... verlassen habe. Ich warf diese Nachricht mit Dem, was ich von der Harthausen gehört, zusammen und kam auf die Vermuthung, daß der Herr, welcher M..... aus Schmerz verlassen und Doktor Saldern, der, wie mir der Officier sagte, sich wegen einer Unannehmlichkeit von dem Orte entfernt, ein und dieselbe Person ist."

„Es sollte mir unendlich leid thun, wenn Bruno durch den Leichtsinn der koketten Frau eine bittere Erfahrung gemacht," erwiderte Richard ernst.

„Sie wird nicht wohlthätig auf ihn wirken, denn er hatte schon früher etwas Herbes und Finsteres in seinem Wesen."

„Jedes Unglück was ihm widerfuhr, — alle Unannehmlichkeiten, die ihm begegneten, wirkten erbitternd auf sein Gemüth."

„So wird diese Erfahrung ihm wohl den Todesstoß geben, da er, wie mir schien, einen enormen Stolz besaß."

„Das fürchte ich auch!“ entgegnete Hallingen. „Er hatte viel Ehrgefühl und, eine derartige Kränkung zu überwinden, mag ihm einen entsetzlichen Kampf kosten. Sein Gemüth neigte schon in früher Jugend zur Erbitterung und in L****, wo er sich nach vollendeter Studienzeit als Arzt niederließ und ich als Berggeschworener stand, da nahm sein Charakter immer mehr diese Richtung an. Er hatte dort viele Unannehmlichkeiten mit dem andern Arzte des Ortes und manche Kabale und Intrigue wurde gegen ihn gesponnen. Obgleich er etwas Tüchtiges gelernt, begünstigte ihn das Glück nicht besonders und die wenigen Patienten, die er hatte, starben, was seinem Rufe außerordentlich schadete. Niemand bedachte, daß es todtkranke Leute waren, die, nachdem sie alles Mögliche gebraucht, die verschiedensten Doktoren consultirt, als letztes Mittel, sich an den neuen Arzt gewendet und ihre Hoffnung auf seine Hülfe gesetzt hatten. Der gehässigen Nachreden, der ewigen Streitigkeiten müde, verließ er L**** nach einigen Jahren und begab sich nach M....., in der Hoffnung, in der größern Stadt leichter und bessere Praxis zu erhalten.“

„In M..... war er ein sehr beliebter Arzt! Ich überzeugte mich stets davon, wenn ich bei Montbeaus zum Besuch war.“

„Darum muß ihn doch jedenfalls etwas Wichtiges veranlaßt haben, seine gute Stellung aufzugeben!“

„Es wird mit der Harthausen in Verbindung

stehen! Hat er Dir denn nicht mitgetheilt, daß er seinen Aufenthaltsort verändert? Ich dachte, Richard, Du ständest in Correspondenz mit ihm!"

„Es ist, glaube ich, beinahe ein Jahr, wo ich den letzten Brief von ihm erhielt und der war noch aus M..... adressirt."

„Die Harthausen ist auch erst seit vier Monaten verheirathet, und hier in der Residenz. Die Geschichte mag im Laufe vergangenen Jahres vorgefallen sein."

„Leicht möglich! Seit Therese von M..... fort ist, fehlen mir alle nähern Nachrichten über Saldern. Sie war so freundlich, mir immer auch von ihm zu schreiben! Es ist wohl nun bald ein Jahr, daß Montbeaus nach der Schweiz gereist sind?"

„Zehn Monate! Im Frühjahr kommen sie zurück, da dann sein Urlaub zu Ende ist."

„Ich fürchte, sie bleiben auf ihrem schönen Schlosse am Genfersee!"

„Das thut Therese nicht, weil sie zu sehr an der Heimath hängt."

„Bei Montbeau ist es derselbe Fall und ich denke mir, die Heimath des Mannes wird die der Frau!"

„Meine Schwester theilt nicht diese Ansicht, bester Richard. Das, was Du sagst, ist eine Romantik, die mehr in Büchern, als im wirklichen Leben vorkommt. Ich predige Dir so oft vor: Dich vor romantischen Ansichten zu hüten, aber trotz meiner Warnungen, bleibst Du bei poetischer, phantastischer Auffassung."

„Es kann Nichts geschrieben werden, Egon, was nicht existirt und die Schriftsteller sammeln ihren Stoff im Leben!“ sagte Richard ruhig, ohne die letzten ihn angreifenden Worte seines Cousins zu beachten und sich dagegen zu vertheidigen.

„Sollte nicht mitunter ihre Phantasie mit ihnen durchgehen?“ fragte Olberg lächelnd.

„Nicht mit ihnen durchgehen, aber zur Seite stehen, wenn die Wirklichkeit zu prosaisch ist. An ihnen ist es, die Unebenheiten des Lebens etwas auszugleichen — eine Sache, die an und für sich wenig Reiz hat, interessanter zu machen — durch Unglück und Widerwärtigkeiten nicht den Geist zu ermüden, wie es in der Welt oft zu gehen pflegt, sondern im geeigneten Momente die Zügel des Schicksals zu ergreifen und sie geschickt halten.“

„Ich glaube, Richard, es ist leichter darüber zu reden, wie es auszuführen!“

„Da gebe ich Dir vollkommen Recht und ich danke meinem Schöpfer, daß ich nicht Schriftsteller, sondern Bergmann bin.“

Olberg antwortete: „Ich würde mich in der schwierigen Rolle eines Schicksalslenkers ebenfalls höchst unglücklich fühlen und wenn ich mich in's Gebiet der Phantasie hineinwagte, sicherlich Fiasko machen, daher freue ich mich gleich Dir, nicht nöthig zu haben, meine Gedanken der Oeffentlichkeit anzuvertrauen und sie der Kritik des Publikums Preis zu geben.“

„So laß uns zu unserm Gespräche zurückkehren und sage mir, ob Du nicht weißt, wohin Saldern sich begeben hat.“

„Ich hörte den Namen des Ortes wohl, doch habe ich ihn vergessen und entsinne mich nur, daß es entweder ein Dorf oder eine kleine Landstadt ist! Interessirt es Dich, zu erfahren, wo er ist, so begleite mich in die Soirée zum Minister und erkundige Dich bei der Harthausen nach ihm. Sie weiß es und wird es Dir sagen, auch ebenfalls bereit sein, alle näheren Details ihres kleinen Romans zu erzählen.“

„Ich danke für Dergleichen, Egon.“

„So frage bloß nach Saldern's Wohnort, oder ist es Dir unangenehm, mit ihr davon zu reden, so werde ich es thun, wenn Du es wünschst!“

„Ach ja!“ rief Hallingen mit Lebendigkeit. „Thue mir den Gefallen und frage sie! Ich wollte heute Abend zu Gersdorfs gehen.“

„Gott im Himmel, Richard, was machst Du ewig bei den Leuten? Ich habe immer auf sechs Wochen genug, wenn mir der stets verlegene Herr Präsident die Hand gedrückt und seine redselige Gattin mir ihre Klagelieder vorgejammert hat.“

Hallingen lachte und erwiderte: „Hertha kommt wie Du weißt in die Pension nach D......“

„Lieber, bester Richard!“ unterbrach mit flehendem Tone der Lieutenant seinen Cousin. „Diese Geschichte kenne ich mit allen Haupt- und Nebenumständen.

Ich war so glücklich in kürzester Zeit zwei Mal Abends bei Gersdorfs zu sein, während Onkel Max plötzlich, wie eine Sternschnuppe vom Himmel, in dieses Haus stürzte und die unglaublichsten Verwüstungen durch seine weise Absicht anrichtete, seine Tochter in eine Pension zu geben! Ach lieber Vetter, ich war ferner so glücklich, den Schmerzesausbruch der zärtlichen Großmutter in vollster Wärme und Frische zu genießen, und sie hat ihr ganzes Herz gegen mich ausgeschüttet, so daß ich in ihren Thränen gebadet, unter ihrem Leid und Kummer bis über die Haarspitzen vergraben lag. Ich halte es wirklich für die härteste Schickung, die mich treffen kann, unter die Zunge dieser Frau zu gerathen, wenn sie Etwas erlebt hat, und aus reinem Egoismus bitte ich Gott: „diese theure Verwandte vor Kummer zu bewahren, da ich finde, daß man auf entsetzliche Weise unter den wechselvollen Ereignissen ihres Lebens leidet!“

„Hertha reist morgen in ihrer Begleitung ab.“

„Dann begleite ich Dich erst zu Gersdorfs, Richard, da ich Hertha doch Adieu sagen muß! Es ist mir lieber, wenn ich nervenerschütternde Scenen in Deiner Gesellschaft mit durchmache, denn Du verstehst es, Dich so theilnehmend zu äußern und das Mitgefühl in Deinem Gesichte auszudrücken.“

„Du spottest, Egon!“

„Wahrlich nicht! Ich beneide Dein Talent, Dich

bei Anderer Kummer zu benehmen. Mich langweilen alle Klagen tödtlich!"

„Du kennst das Leid nicht aus Erfahrung!" sagte Richard ernst.

„Nein, Gott sei Dank, unglücklich — außer in meiner thörichten Zeit, wo mich eine Lappalie zur Verzweiflung bringen konnte, — bin ich niemals gewesen!"

„Wohl Dir! — und Gott bewahre Dich davor, es zu werden."

„Das ist auch mein Wunsch! — Sollen wir bald zu Gersdorfs gehen?"

„Ich habe erst noch zu Hause ein Geschäft zu besorgen und muß daher jetzt aufbrechen! In einer Stunde wollen wir uns, wenn es Dir recht ist, im Hause des Präsidenten treffen."

„Laß Dich nur um des Himmelswillen durch Nichts abhalten, zu kommen, sonst bin ich verloren!"

„Nein, nein, ich werde da sein, Egon."

„Vertiefe Dich auch in kein Buch, lieber Vetter, und vergiß nicht über die Bergwerke in der Unterwelt Deinen sich auf der Erdoberfläche befindenden und erwartenden Cousin!" rief Olberg Richard nach, als dieser bereits in der Thüre stand und ihm Lebewohl sagte.

Zweites Kapitel.

So taucht im langen Zuge
Denn Bild um Bild jetzt auf.
Vorüber wie im Fluge,
Zieht es in raschem Lauf.
Gar Manches ist entschwunden,
Doch Neues bricht hervor,
Aus kurzen, flücht'gen Stunden
Sproßt oft ein Glück empor.
L. E.

Wenn die Freunde und Bekannten Frau von Gersdorfs in frühern Zeiten, als deren Tochter Valeska noch im Hause ihrer Eltern lebte, sich schon manchmal gewundert hatten, wie schwach und nachsichtig diese gegen ihr Kind war, so staunten sie förmlich über die Erziehungsmethode, welche die Präsidentin bei ihrer Enkelin anwendete. Alle Gefühle der Liebe und Anhänglichkeit concentrirte sie auf das einzige Kind ihrer Tochter und mit thörichter Vergötterung hing ihr ganzes Herz an ihrer Enkelin, Hertha Olberg. Mit Entzücken betrachtete das Auge der eiteln, oberfläch-

lichen Weltdame, welche die Präsidentin Zeit ihres Lebens gewesen, die seltne Schönheit des Kindes, mit Stolz erfüllte sie die Klugheit des kleinen Mädchens, und wenn Hertha sich mit dreizehn Jahren nicht selbst als eine Art von Wunder anstaunte, so lag die Schuld nicht an ihrer Großmutter, die ihr bis zu dem Zeitpunkte täglich gesagt hatte, daß sie schön, reizend, klug und liebenswürdig sei.

Entweder war das Kind von Jugend auf zu sehr an all' diese liebkosenden Schmeicheleien gewöhnt, so daß ihr, wenn sie sie hörte, nichts Neues damit gesagt wurde und sie deshalb einen Theil ihrer Wirkung verloren hatten, oder es kam daher, daß sie auf Hertha weniger Eindruck machten, als wie es bei andern so jungen Mädchen der Fall gewesen sein möchte, weil sie einen außerordentlich beweglichen Sinn besaß, in welchem Nichts lange haftete. Selten machte Etwas tiefern Eindruck auf ihr Gemüth, das den Wechsel sehr liebte und durch alles Neue sich unendlich angezogen fühlte. Nur in einer Beziehung war Hertha beständig und das war in der Neigung, die sie zu ihren Angehörigen, hauptsächlich für ihre Großeltern empfand.

Frau von Gersdorf war von Hertha's frühster Kindheit an bemüht gewesen, die Liebe des Kindes sich zu erringen, und vollkommen war ihr diese Bemühung gelungen. Seit dem Augenblicke, wo Graf Olberg seine Tochter ihr anvertraut, hatte sie nach An-

sicht Aller ihre Pflichten treu erfüllt. Um ihre Zeit ganz ihrer Enkelin widmen zu können, sagte sie sich los von vielen Freuden der Geselligkeit, die bis dahin der Inbegriff ihres irdischen Glück's gewesen waren, und ließ es sich angelegen sein, Hertha's zarte Gesundheit auf das Aufmerksamste zu pflegen, da diese eine stete Ueberwachung erforderte.

Der erste Blick Hertha's fiel am Morgen, wenn sie erwachte, auf ihre Großmutter, die dem Momente, wo ihre Enkelin die Augen öffnen würde, stets mit Sehnsucht entgegen sah. Alle Wünsche, die das kleine Mädchen im Laufe des Tages hegte, wurden meistentheils schon erfüllt, bevor sie dieselben ausgesprochen; denn es war die Lebensaufgabe Frau von Gersdorf's — sie zu errathen! Abends vermochte das Kind nicht einzuschlafen, wenn nicht die zärtliche Großmutter, in deren Gesellschaft Hertha fast die ganze Zeit ihres Lebens zubrachte — am Bette saß und ihr Etwas erzählte.

Aus diesem Grunde besuchte die Präsidentin auch nur noch selten die glänzenden Cirkel der vornehmen Welt, die sonst tausend Reize für sie gehabt und ohne welche ihr in frühern Jahren eine Existenz als unmöglich erschienen war. Die Zeit die sonst Bälle, Concerte, Theater in Anspruch genommen, widmete Frau von Gersdorf, je älter ihre Enkelin wurde, mehr und mehr Hertha. Sie erzählte zu den Stunden, wo sie sonst Toilette zu den Abendgesellschaften ge-

macht, die in und außer ihrem Hause, Statt gefunden, der kleinen Hertha die schönsten Zaubermährchen, die schauerlichsten Spuk- und Gespenstergeschichten, welche die ohnehin lebhafte Phantasie des reizbaren Kindes noch mehr aufregten.

Frau von Gersdorf, welche immer gefürchtet, als im Frühling des Jahres 1838 ihr Schwiegersohn die Residenz verlassen und nach seinem Gute Seethal gegangen war, daß im Herzen des Grafen Olberg sich Sehnsucht nach seiner Tochter regen würde, vernahm mit großer Freude den Plan seiner Reise nach England.

Mehrere Jahre blieb Graf Olberg vom Vaterlande abwesend und als seine Rückkehr in dasselbe immer durch ihn von Neuem in weitere Ferne hinausgeschoben wurde, dachte Frau von Gersdorf zuletzt kaum mehr daran, daß er überhaupt je wieder heimkommen würde; sondern gab sich fest der frohen Hoffnung hin: Hertha für immer behalten zu können.

Die Briefe Graf Olberg's, die Frau von Gersdorf während seiner Abwesenheit von ihm erhielt und die anfangs aus England, später aus Amerika, nach Jahren wieder aus England und zuletzt aus Italien zu ihr gelangten, diese Briefe bestärkten die Präsidentin in ihrer Vermuthung, daß ihren Schwiegersohn eine unüberwindliche Reiselust ergriffen habe, er nicht in sein Vaterland zurückkehren, und daher nie seine Ansprüche an Hertha geltend machen würde.

Je länger Graf Olberg's Abwesenheit von Deutschland dauerte, desto ruhiger wurde die Präsidentin; aber nie war sie ganz ruhig bei'm Gedanken an ihren Schwiegersohn; denn es quälte sie, daß er stets in zärtlichen, liebevollen Ausdrücken von seiner Tochter schrieb und mitunter gar zu deutlich, Sehnsucht nach Hertha aus seinen Briefen hervorleuchtete.

Der Gedanke, Hertha dennoch einsmals an den Vater abtreten zu müssen, veranlaßte Frau von Gersdorf zu dem Wunsche, sich die alleinige Liebe des Kindes zu sichern und den Plan zu entwerfen: Hertha ihrem Vater gänzlich zu entfremden. Mehr und mehr suchte sie daher in ihrer Enkelin die Ueberzeugung zu wecken, daß ihre Großeltern Hauptanrechte an ihre Liebe besäßen und ihr Vater, der fern von ihr wäre, nur Nebenperson sei. Außerdem suchte Frau von Gersdorf die Seele des Kindes mit Angst und Scheu vor dem fernen Vater zu erfüllen, und dieses stete Hinwirken auf das leicht erregte Gemüth des kleinen Mädchens, trug später die erwünschten Früchte und lieferte zum geheimen Entzücken der Präsidentin, die von ihr erzielten Resultate.

Hertha's ganzes Herz hing an ihren Großeltern und nur mit Schrecken dachte sie an ihren Vater.

Als Graf Olberg nach beinah fünfjähriger Abwesenheit vom Vaterlande in seine Heimath zurückkehrte und in Seethal auf seine dringende Bitte, die er an seine Schwiegereltern gerichtet, sie Beide und

Hertha da vorfand, überzeugte er sich bereits am Tage seiner Ankunft, daß das Wesen, welches ihm auf der Welt am nächsten stand, ganz gleichgültig gegen ihn war, ihn stets mit Angst und Schrecken betrachtete und nicht das geringste Gefühl von Zuneigung für ihn hatte.

Die stete Frage des Kindes: „Nicht wahr Papa, Du läßt mich doch bei der Großmama?“ schnitt Olberg in's Herz, und je länger er mit seiner kleinen Tochter zusammen war, desto klarer wurde es ihm, daß er in ihrer Seele keinen Raum hatte und alle Gefühle der Liebe, deren sie fähig, sich auf Diejenigen concentrirt, bei denen sie bisher gelebt.

Der Ernst, der in dem Antlitz und ganzem Wesen Graf Olberg's lag, scheuchte das heitere fröhliche Kind von ihm zurück, und richteten sich Hertha's Augen auf ihren Vater, dachte sie an Alles, was ihre gute Großmutter ihr von seiner Strenge erzählt hatte.

Die Reden und Ermahnungen Frau von Gersdorf's, daß Hertha, um ihren Vater nicht zu erzürnen, freundlich gegen ihn sein solle, ängstigten das gegen seinen Vater bereits von frühster Kindheit auf eingeschüchterte Mädchen so, daß sie Olberg's Nähe förmlich mied, auch erschrocken fortlief, wenn er mit ihr sprechen wollte, damit sie ihm nur nie Gelegenheit geben könnte, böse auf sie zu werden, wenn sie längere Zeit dort weilte, wo er war.

Hertha athmete immer freier, wenn ihr Vater

nicht im Zimmer und sie mit ihren guten, nachgebenden Großeltern allein war. Am freundlichsten war sie gegen ihn, als er auf ihre steten Bitten: sie wieder mit den Großeltern abreisen zu lassen, ihr versprach: sie nicht gegen ihren Willen in Seethal zurückhalten zu wollen.

Mit tiefer Betrübniß sah Olberg sein Kind scheiden; doch gegen Keinen seiner Verwandten sprach er sich darüber aus, wie tief und schmerzlich er durch Hertha's Benehmen gelitten hatte, das nie das leiseste Anzeichen von Liebe und Zuneigung verrathen.

Nur sein Bruder, der Major Olberg, fühlte deutlich, als er diesem später nähere Mittheilungen über seine Reisen machte, daß er es bereute, sein Vaterland verlassen zu haben und so lange fern von der Heimath gewesen zu sein; denn als er theilnehmend gesagt: „So sind alle Deine Nachforschungen vergeblich gewesen?“ hatte sein Bruder traurig erwidert: „Ich habe Nichts erreicht! Mölling ist verschollen, und wenn ich auch nach zahllosen Anstrengungen seine Spur entdeckt hatte und diese verfolgte, so verlor ich sie von Neuem und ich habe ihn nicht aufgefunden. Clarence Attington ist ebenfalls verschollen und einer seiner Freunde, ein Sir William Lowsdale, den ich in früheren Jahren in der Residenz kennen gelernt und der jetzt in der Nähe von Hythe ein Gut bewohnt, sagte mir als ich bei ihm Erkundigungen nach Sir Attington einzog, daß man schon seit Jahren

nicht wisse, wo er sei, und er die Vermuthung hege, daß er gestorben. So ist mir denn jede Möglichkeit abgeschnitten, Ellinor's letzte Lebensschicksale zu erfahren; und wie unglücklich es mich macht, das Dunkel, was darüber schwebt, nicht lichten zu können, wirst Du mir ohne Versicherung glauben! — Manches, was ich bei meinen Nachforschungen in England in Erfahrung brachte, bestätigte Deine gegen mich vor Jahren ausgesprochne Vermuthungen; doch gewisse Nachrichten konnte ich nirgends erhalten. — Ellinor's frühere Heimath bewohnen Fremde, die Nichts von den Schicksalen der einstmaligen Bewohner von Warleyhouse wissen, und ich bin trotz meiner anhaltenden Bemühungen, dem Ziele, was ich bei meiner Reise erstrebte, durchaus nicht näher gekommen, habe nur durch meine lange Abwesenheit vom Vaterlande noch das Eine verloren, was im Stande gewesen wäre, mich über die in der Vergangenheit erlittenen Verluste zu trösten, nämlich — das Herz meiner Tochter!"

Major Olberg konnte zu seinem größten Kummer seinem Bruder nicht widersprechen, denn Hertha's Benehmen gegen ihren Vater hatte ihn, während ihrer Anwesenheit in Seethal, auch auf das Schmerzlichste überzeugt, daß sie keine Liebe zu ihm empfand und ihr ganzes Herz an ihren Großeltern hing.

Ungefähr ein Jahr nach Graf Olberg's Rückkehr in die Heimath, wurde sein Schwiegervater als Oberpräsident nach B...... versetzt. B......, die Haupt-

stadt der Provinz, in der Seethal lag, war Graf Olberg schneller und leichter erreichbar, als die von seinem Gute so weit entfernte Residenz.

Häufig reiste er nach B......, zum Besuch zu seinen Schwiegereltern, um dem Herzen seiner Tochter näher zu kommen, und es gelang ihm nach vielfacher Bemühung endlich, die Zuneigung Hertha's zu gewinnen und die Angst vor ihm mehr und mehr aus ihrer Seele zu verbannen. Je öfter und häufiger aber Olberg in B...... war, desto mehr überzeugte er sich von der thörichten und oberflächlichen Erziehung, die seine Tochter durch ihre Großeltern erhielt. So viel in seinen Kräften stand, schritt er dagegen ein; doch merkte er bald, daß seine Einwirkung auf die verkehrten Verhältnisse im Hause seiner Schwiegereltern nur vorübergehend und nicht von Dauer war, aber der schädliche Einfluß derselben sich immer deutlicher in Hertha's ganzem Wesen aussprach.

Er faßte endlich den Entschluß: Hertha dem schädlichen Einflusse der Oberpräsidentin zu entziehen und führte den Vorsatz aus, indem er seine Tochter in das Ursulinerkloster in B...... in Pension gab.

Frau von Gersdorf hielt ihren Schwiegersohn zwar für einen Tyrannen, mußte sich aber in seine Anordnung fügen. Es war ein Trost für sie, daß Hertha dadurch, daß sie in B...... geblieben, ihr doch nicht ganz entrissen und es ihr möglich war, täglich ihre angebetete Enkelin zu sehen.

Hertha, welche ein außerordentlich zartes und schwächliches Kind war, erkältete sich sehr bald nach ihrem Eintritt in die Pension in den großen wenig durchwärmten Schlafsälen des Klosters und wurde in Folge dessen krank.

Frau von Gersdorf berichtete Graf Olberg unter lebhaften Vorwürfen das Resultat seiner Handlungsweise, was sie vorausgesehen zu haben vorgab, und bat ihn, ihre Enkelin aus der Pension zu nehmen und wieder unter ihre Obhut zu stellen.

Olberg nahm im Anfange wenig Notiz von den Klagen, Vorwürfen und Bitten seiner Schwiegermutter; doch als Hertha im zweiten Winter ihres Aufenthalts im Kloster noch leidender wurde, Husten und Heiserkeit das Kind gar nicht verließen und Frau von Gersdorf behauptete: seine Tochter hole sich in der Pension den Ansatz zur Schwindsucht, da ließ Olberg die Präsidentin gewähren und gestattete es, daß Hertha in das Haus ihrer Großeltern zurückkehrte.

Der Arzt, welcher Hertha behandelte, erklärte das Klima der Provinz ** zu kalt und rauh für die zarte Constitution des Kindes, und die ängstliche Frau von Gersdorf verließ daher B...... sobald, als Hertha so weit hergestellt war, eine größere Reise ertragen zu können. Sie begab sich mit ihrer Enkelin nach dem Süden Deutschland's und als Hertha's Gesundheit sich dort gekräftigt, reiste sie mit ihr nach der Residenz zu ihren dort lebenden Verwandten, um Her=

tha, wie sie zu ihrem Schwiegersohn sagte, mal wieder unter die Obhut des Arztes zu bringen, der ihre zarte Gesundheit von ihrer frühsten Kindheit an bewacht hatte und daher am Besten im Stande sein würde, zu beurtheilen, was für sie zuträglich und erforderlich sei.

Olberg wagte zu der Zeit durchaus keine Einwendungen gegen die Anordnungen seiner Schwiegermutter zu erheben, da er selbst sehr besorgt um das Leben seiner Tochter war, und überließ Hertha daher gänzlich der Pflege und Aufsicht von Frau von Gersdorf.

Die Oberpräsidentin segnete, nachdem Hertha ganz hergestellt war, die Krankheit ihrer Enkelin im Ursulinerkloster, die die Veranlassung gewesen, daß Hertha ihr zurückgegeben wurde. Nicht von Neuem von dem einzigen Kinde ihrer Tochter getrennt zu werden, dahin ging ihr ganzes Bestreben und um diese Absicht zu erreichen, sah sie ein, Hertha der speciellen Aufsicht ihres Vaters entziehen zu müssen.

Durch ihre hochgestellte und einflußreiche Verwandtschaft wußte Frau von Gersdorf es zu bewerkstelligen, daß ihr Mann nach der Residenz zurückberufen wurde. Sie war unbeschreiblich glücklich, von Neuem an einem Orte leben zu können, der ihr mit keinem andern der Welt nur einmal vergleichbar erschien.

Beinah zwei Jahre blieb die Oberpräsidentin in der Residenz im ungestörten Besitz ihrer Enkelin.

Die sich täglich mehr entfaltende Schönheit und Lieblichkeit Hertha's erregte in dem eitlen Herzen der Großmutter, die frohsten Hoffnungen und kühnsten Erwartungen für die Zukunft des jungen Mädchens. Sie baute tausend Luftschlösser für ihre heranwachsende Enkelin und fast alle ihre Gespräche mit Hertha, welche in mancher Beziehung ihren jungen Jahren bedeutend voraus war, drehten sich um den Zeitpunkt wenn sie Bälle und Gesellschaften besuchen, dort gefallen und glänzen und den Mittelpunkt jener eleganten, vornehmen Kreise bilden würde, wie es einsmals bei ihrer verstorbenen Mutter der Fall gewesen sei.

Hertha, die im Aeußern das vollkommene Ebenbild ihrer Mutter war, dieselbe liebliche Schönheit wie Jene gewesen, zu werden versprach, hatte auch ganz deren leichten, fröhlichen und sorglosen Sinn, sowie ihren lebhaften, heftigen und leidenschaftlichen Charakter geerbt. Im Hause ihrer Großeltern war Hertha unumschränkte Gebieterin; was sie wollte, mußte geschehen und geschah auch größtentheils, denn bei'm leisesten, kleinsten Widerspruche vergoß sie entweder Ströme von Thränen, oder wurde von so unerträglich böser Laune befallen, daß es für ihre Umgebung eine Qual war, mit ihr zusammen zu sein und die Ausbrüche ihres Unmuthes zu ertragen.

Jeder, der in des Kindes Nähe weilte, bestrebte sich daher auf das Eifrigste, ihren Thränen vorzubeugen und Nichts zu thun, um ihre bösen Launen zu erwecken.

Die Großeltern bemühten sich, die Wünsche ihrer Enkelin zu errathen. Die Gouvernante Hertha's kam jeglichem Verlangen des ihr anvertrauten Zöglings zuvor, da sie sich überzeugt hatte, daß ihre Stellung im Hause davon abhing und man desto freundlicher gegen sie war, je mehr sie die Launen des Kindes erfüllte. Die Dienerschaft flog, wenn die kleine Comteß Befehle ertheilte, denn die Oberpräsidentin hatte Allen gesagt, daß es die Hauptpflicht ihres Amtes sei, ihrer Enkelin zu gehorchen und nie deren Befehlen entgegen zu handeln.

Die beiden einzigen Menschen, vor denen das eigensinnige Kind Respekt hatte und in deren Anordnungen es sich willig fügte, waren ihr Vater und ihr Cousin Richard Hallingen.

Hertha's Unterwerfung in Beider Willen hatte verschiedne Gründe. Vor ihrem Vater hatte sie Furcht — zu Richard eine unbegrenzte Zuneigung. In Gegenwart dieser beiden Personen nahm sich Hertha zusammen. Sie beherrschte die Ausbrüche ihrer Launen, weil sie wußte, daß ihr Vater sie nicht duldete und Richard sich von ihr abwandte, wenn sie böse und heftig war.

Graf Olberg und Richard würden günstigen Einfluß auf den leidenschaftlichen Charakter des Kindes ausgeübt haben, wenn sie häufiger, als es der Fall war, mit Hertha zusammen gewesen wären. Olberg

sah aber seine Tochter nur selten und Richard seine Cousine außerordentlich wenig.

Nur während der zwei Jahre, wo den Oberpräsident von Gersdorf seine Stellung nach der Provinz * * geführt und er in B...... gelebt hatte, Richard am Bergamte in W.... arbeitete und zu der Zeit manchmal in Seethal war und mit seinem Onkel nach B...... reiste, sah er Hertha häufiger.

Näher lernte Richard Hertha kennen, als er um sein letztes Examen zu machen sich im Jahre 47 längere Zeit in der Residenz aufhielt.

Nachdem Richard Bergassessor geworden, erhielt er in der Residenz eine Anstellung als Hülfsarbeiter im Ministerium, und Niemand war über diesen Posten vielleicht so glücklich, als die kleine Hertha, da er ihren Cousin an die Stadt fesselte, wo sie wohnte.

Olberg hatte Richard zu wiederholten Malen gebeten: während seines Aufenthaltes in der Residenz, öfter das Gersdorf'sche Haus zu besuchen und über Hertha, wie über einer jüngern Schwester zu wachen.

Fühlte Richard sich auch wenig durch den Verkehr mit dem Oberpräsidenten und dessen Frau angesprochen und befriedigt, so waren sie doch fast sein Hauptumgang, da Hertha bei ihnen lebte und er es für seine Pflicht hielt: den Wünschen seines Onkels nachzukommen.

Richard traten Hertha's Fehler beim öftern Zusammensein im hellsten Lichte entgegen und fand er

seine Cousine auch hübsch, angenehm und liebenswürdig, wenn sie nicht launisch war, so überzeugte er sich doch bald von den Schattenseiten ihres heftigen ungezügelten Charakters.

Hertha ärgerte und betrübte es oft, wenn Richard sie in den leidenschaftlichen Ausbrüchen ihres Zornes und ihrer Launen überraschte. Sie wählte bei solchen Anlässen die verkehrtesten Mittel, ihn zu überzeugen, daß man ihr Unrecht zugefügt habe. Bat er sie wohl mal: sanfter zu werden, ruhiger zu sein, oder gab er ihr nicht Recht, wenn sie Andere anklagte, wurde sie so heftig, daß selbst ihre ganz über sie verblendete Großmutter mit Schreck bemerkte, wie wenig engelhaft sich ihr angebeteter Engel benahm.

Fast mit Entsetzen hörte Herr von Hallingen von seinem Sohne eine genaue Charakterschilderung Hertha's an, als Richard Ende des Jahres 47 bei ihm zum Besuch war.

Herr von Hallingen lebte noch immer in W...., wo er am Bergamte die Stelle eines Oberbergraths seit einigen Jahren bekleidete.

Er sowohl wie seine Frau, — welche Beide als Hertha noch ein kleines Kind und Richard sehr jung war, den Plan entworfen hatten, daß sie sich später heirathen sollten, — hatten in frühern Jahren mit Freude die Vorliebe Hertha's für ihren Sohn bemerkt, wie auch zu gleicher Zeit die herzliche Zuneigung Richard's zu seiner jungen Cousine; gegen die Richard

aber nicht allein aus eignem Herzensantriebe freundlich und zuvorkommend war, sondern aus Liebe und Rücksicht für seinen Onkel dessen Tochter die größte Aufmerksamkeit erwies und sich bestrebte: dem kleinen Mädchen Freude und Vergnügen zu bereiten.

Im fernern Verlauf der Zeit, wo Hertha B...... verlassen, Richard von W.... versetzt worden und in einer entfernten Provinz, getrennt von seinen Eltern gelebt hatte, mit Hertha weniger zusammengekommen, waren Beide bemüht gewesen, durch briefliche Mittheilungen stets die Erinnerung an seine Cousine in seinem Herzen wach und lebendig zu erhalten.

Mit Angst sahen sie immer Nachrichten von ihm entgegen, da sie in der steten Furcht lebten, er könne sich verlieben und ihnen die unwillkommne Mittheilung machen, daß er sich verlobt habe. Wenn der Obergrath auch die feste Absicht hatte, nie seine Einwilligung zu einer Parthie zu geben, die er nicht ganz passend für seinen Sohn hielt, so dachte er doch manchmal, daß Richard sich wohl auch mit einem Mädchen verloben könne, gegen welches Nichts einzuwenden sei, und eine derartige Nachricht zu bekommen, fürchtete er stets.

Es schien indessen Herrn von Hallingen, als ob Aussichten vorhanden wären, daß seine Idee: Hertha dereinst als Schwiegertochter zu erhalten, sich realisiren würde; denn so oft Richard auch an seine Eltern

schrieb, war in seinen Briefen doch nie eine Andeutung dessen, was diese zu hören befürchteten; und forschten sie auch an den Orten nach, in die Richard's Beruf als Bergmann ihn führte, ob seinem Herzen dort eine Dame gefährlich geworden sei, lauteten alle Nachrichten, die sie über den Punkt bekamen, durchaus befriedigend für ihre Wünsche.

Die Sorge, ob Richard die Zeit, die ihm zu seiner fernen Ausbildung gegeben, würde unbenutzt vorüber gehen lassen, war mit der Zeit gänzlich aus der Brust des Oberbergrath's gewichen. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß Richard viel gelernt hatte und ein tüchtiger Arbeiter in seinem Fache war. Er ließ ihn bedeutende Reisen in fremde Länder machen, um den Schatz seiner Kenntnisse sich vermehren und erweitern zu lassen, und hegte nie die Besorgniß, daß er das Geld, was ihm die Ausbildung seines Sohnes kostete, vergeblich ausgäbe; — denn fürchtete er Etwas, war es das, daß Richard bei seinen weiten Ausflügen in die Welt sein Herz verlieren könne.

So viel Herr von Hallingen auch an diesen Punkt, der ihm so wichtig war, dachte, so wenig sprach er darüber. Bestimmt hatte er sich nur zu Richard ausgesprochen, daß er nicht wünsche, daß er sich früh verlobe, ihm sogar gesagt, bevor er nicht dreißig Jahre alt sei, nie seine Einwilligung zu einer Heirath zu geben. Er fragte auch nie seinen Sohn nach dessen

Damenbekanntschaften und überließ es ganz seiner Frau, Richard's Herz zu sondiren, die ihm stets die beruhigende Versicherung gab, daß keine Gefahr für das Scheitern ihrer Pläne vorhanden sei.

Richard's offnes Urtheil über Hertha machte Herrn von Hallingen und seine Frau etwas unruhig, und da sie fühlten, daß ihr Sohn nicht leicht zu täuschen war, seine Ansprüche an ein weibliches Wesen nicht gering, so bangten sie für die Zukunft. Leonore erzählte daher ihrem Bruder, was Richard über Hertha geäußert und Graf Olberg wurde dadurch bewogen, seine Tochter der Aufsicht der Oberpräsidentin zu entziehen. Er reiste nach der Residenz, um seine Schwiegermutter von seinem unabänderlichen Entschlusse in Kenntniß zu setzen: Hertha auf einige Jahre in die ihm von seiner Schwester empfohlene Pension nach D . . . . . . zu schicken. Er hielt den Einfluß Frau von Gersdorf's zu verderblich und fürchtete, daß die oberflächliche Erziehung, welche sie ihrer Enkelin zu Theil werden ließ, nachtheilig auf Hertha's ferneres Leben wirken könne. Wie schädlich Hertha der Einfluß der thörichten, eiteln Frau bereits geworden, ahnte Graf Olberg kaum bei seinem kurzen Aufenthalt in der Residenz. Er bemerkte nur, daß seine Tochter gesunder und wohler aussah und trotzdem sie tief betrübt war bei dem bloßen Gedanken, sich von ihrer Großmutter trennen zu müssen, hoffte er, daß sie diesen Schmerz überwinden und er ihr nichts schaden würde.

Olberg reiste selbst nach D......, um bei der Vorsteherin des Pensionats seine Erkundigungen einzuziehen — und schon nach flüchtiger Bekanntschaft der Dame fühlte er, daß seine Tochter unter einem solchen Schutze nur gut aufgehoben sein könne. Auf seine dringende Bitte wurde ihm gewährt, daß Hertha, sobald die Oberpräsidentin Gersdorf ihre Vorbereitungen zu ihrer Enkelin Abreise und Eintritt in das Pensionat getroffen, nach D...... kommen dürfe.

Olberg's Brief an seine Schwiegermutter, welcher die entscheidende Nachricht brachte, die bestimmtesten Anordnungen enthielt, versetzte die Oberpräsidentin in förmliche Verzweiflung. Unter heißen Thränen besorgte sie Das, was Hertha bedurfte und je näher die Stunde der Trennung von ihrer Enkelin heranrückte, desto größer wurde der Schmerz der vollständig trostlosen Frau.

Richard Hallingen kehrte kurze Zeit vor Hertha's Abreise nach D......, nach der Residenz zurück — und that ihm auch die Betrübniß der unglücklichen Präsidentin leid und suchte er den Kummer seiner Cousine zu lindern, so empfand er doch die lebhafteste Freude, daß das junge Mädchen in andere Hände kam.

Hertha hatte von der Natur einen fröhlichen Sinn empfangen und da ihr ganzes Leben ihr nur Glück und Freude geboten, so erwartete sie voll sicheren Vertrauens dasselbe von der Zukunft. Richard hatte bei den Tröstungen, die er ihr zu Theil werden ließ,

oft erwähnt, daß sie in D...... im Verkehr mit vielen jungen Mädchen auch manches Vergnügen haben würde, was ihr jetzt noch unbekannt sei und daran dachte sie, wenn sie sich betrübt fühlte. Die Ruhe, mit welcher sie nach und nach dem Tage ihrer Abreise entgegen sah, war ihrer Großmutter gar nicht lieb und sie vergoß bittere Thränen, wenn ihre Enkelin auf die Frage: „Wirst Du es auch ertragen, mein Kind, fern von mir zu sein?" von Tag zu Tage heit'rer antwortete: „Ich hoffe es!"

An demselben Nachmittage, wo Olberg und Hallingen zusammen in der Wohnung des Erstern waren, kniete Frau von Gersdorf vor dem Sopha, auf dem ihre Enkelin lag und las.

„Ach, mein Engel, lies doch nicht immer, sondern sprich mit mir!" sagte die Großmutter zärtlich.

„Ich muß dieses Buch noch hier beenden, denn Richard hat mir versichert, daß ich in D......, nicht französische Romane lesen dürfe," erwiederte Hertha.

„Du armes Kind! — Doch, liebe Hertha, Du kannst Dir ja welche mitnehmen und ich will Dir auch gern immer die neusten Werke schicken!" versicherte Frau von Gersdorf ihrer Enkelin.

„Wenn das möglich ist, Großmama, so thue es!" rief Hertha freudig, „Du weißt, ich lese Kindergeschichten nicht gern und in der Pension wird man wohl nichts Anderes bekommen, wie solche langweilige Bücher!"

„Nicht wahr, von Eugen Sue lies'st Du am liebsten?"

„Gewiß! Aber Du kannst mir auch die Bücher der Flygare-Carlen schicken, wenn sie wieder neue geschrieben hat!"

„Wenn Du in D...... nur Zeit genug zum Lesen haben wirst," sprach seufzend die Präsidentin.

Hertha's hübsches Gesicht zeigte ernstes Nachdenken, dann umspielte ein heiteres Lächeln ihren Mund und sie sagte ruhig:

„Ach Großmama, ich bin ja nicht ewig in D...... und wenn ich wieder bei Dir bin, kann ich so viel lesen, wie ich will."

„Natürlich, mein Engel! Wenn nur erst die Jahre vorüber sind, so will ich Gott danken. Ich weiß gar nicht, was ich ohne Dich, meine kleine Hertha, anfangen soll!"

„Du mußt wieder auf Bälle und in Gesellschaften gehen, Großmama!" sprach Hertha ermuthigend.

„Ja, Das werde ich thun müssen!" antwortete mit Resignation die unglückliche Frau.

„Auch in's Theater! Ach, wenn ich Dich dahin doch erst alle Abende begleiten könnte."

„Und auf die Bälle!" setzte die Präsidentin, plötzlich erheitert, hinzu. „Lerne nur recht schön tanzen, mein Engel."

„Oh, Das kann ich schon, denn alle Leute sagen immer, daß ich so graziös tanzte, wie selten ein Mädchen."

Hertha sprang bei diesen Worten vom Sopha auf, warf die „Memoiren einer jungen Frau," die sie gelesen, bei Seite und flog tanzend über das Parquet des Fußbodens dahin. Mit strahlenden Blicken verfolgten die Augen der Präsidentin die anmuthigen, leichten Bewegungen, ihrer reizenden Enkelin und als diese ihre Tour durch's Zimmer beendet, nach dem verlassenen Platze zurückkehrte und sich neben ihre Großmutter setzte, schlang jene ihre Arme um sie, küßte sie und sagte:

„Du bist eben so graziös wie Deine Mutter war, Du wirst wie sie, Alles um Dich her verdunkeln!"

„Auch so schön werde ich, wie die Mama war, denn, nicht wahr, Großmutter, sie ist schön gewesen?" fragte Hertha.

„Sehr schön!" antwortete mit Stolz die Oberpräsidentin.

„Darum hat sie auch ein Graf geheirathet! — Mich müßte, weil ich Comteß bin, ein Prinz heirathen," fügte Hertha lachend hinzu.

„Nun wer weiß was geschieht, mein Engel!"

„Nein, ich will keinen Prinzen, Großmutter," erklärte das junge Mädchen nach einigen Minuten Nachdenkens mit Entschiedenheit.

„Wen willst Du denn, liebe Hertha?"

Eine dunkle Röthe verbreitete sich über das feine Antlitz des dreizehnjährigen Kindes und lächelnd blickte Frau von Gersdorf auf ihre Enkelin. Dann sagte sie:

„Nun, Hertha, ein Graf muß es doch mindestens sein!“

„Das ist nicht nöthig, wenn ich ihn nur lieb habe!“ erwiderte das Mädchen ruhig.

„Bist Du als Comteß, als reiche, hochgeborene Comteß Olberg gar nicht stolz? — Liebe Hertha, bei Deinem Range, Deinem enormen Vermögen! Denn bedenke, wie reich unsere Familie ist, — da kannst Du Ansprüche machen, wie selten ein junges Mädchen!“

„Es ist Schade, Großmama, daß ich nicht Papa's Majorat erbe!“ sagte Hertha etwas verstimmt.

„Ja, das bekommt leider Egon! Nun Kind, wer weiß, ob Egon Dich nicht später heirathet, dann würdest Du Herrin von Wallhofen und Seethal.“

„Egon?“ entgegnete die kleine Comteß und warf hochmüthig den hübschen Kopf zurück. „Nein Großmama, Egon lacht mich immer aus, den mag ich nicht!“

„Kind, Kind, das wird sich ändern! Der stolze Herr, der jetzt so von oben herab auf Dich niederblickt, dem Nichts recht und gut genug ist, er wird künftig vor Dir seine Knie beugen und Dich anbeten und verehren wie alle Andern, die Du durch Deine Schönheit bezauberst.“

Ein Lächeln des Triumphs überflog Hertha's liebliches Gesicht und voll Freude rief sie aus: „Ach, wenn die Zeit doch erst da wäre, wo mein stolzer Cousin zu meinen Füßen liegt, denn dann will ich

mich für Alles rächen. Er soll sich wundern, wie gleichgültig mir Graf Olberg ist!"

„Du wirst ihn also nicht erhören, mein Kind?"

„Ich? Nie!" sagte Hertha bestimmt.

„Ach und wie Viele würden glücklich sein, wenn Egon's Wahl auf sie fiele!" entgegnete die Präsidentin. „Du glaubst nicht, Hertha, wie Mütter und Töchter sich Du meinen Cousin bemühen, welche Avancen ihm gemacht werden."

„Oh, Das habe ich oft gehört und gesehen, wenn bei Dir Soirée war. Ich weiß, daß er vor einigen Wochen dort mit halbgeschlossenen Augen im Fauteuil lag und die beiden hübschen Fräulein von Luttiz vor ihm standen und ihn unterhielten. Ja, Großmama, ich sah sogar, daß sie ihm die Tasse abnahmen und die Aelteste, sie forttrug. Ich schämte und ärgerte mich, denn nie würde ich so Etwas thun können, auch wenn ich arm wäre!"

„Es ist auch unpassend, doch geschieht es häufig, liebe Hertha, daß Mädchen sich in dieser Weise um Herren bemühen!"

„Richard kann es ebenfalls nicht leiden," fügte eifrig Hertha hinzu. „Er ist höflicher wie Egon gegen die Damen, die sich um ihn reißen, das ist wahr, aber doch sehr kalt — und weit freundlicher sieht er die jungen Mädchen an, welche zurückhaltender sind."

„Was Du kleiner Schelm schon Alles beobachtet hast," rief lachend Frau von Gersdorf.

„Ach, Großmama, Du glaubst nicht, welchen Spaß es mir machte, wenn Du Gesellschaften gabst und ich zusehen konnte, vorzüglich seitdem Richard hier ist. Nicht wahr, Richard gefällt Dir doch auch besser wie Egon?“

„Nun, Das wüßte ich nicht, Kind. Ich finde, Beide sind charmante junge Leute und verständen sie es, könnten sie ihr Glück in der Welt machen.“

„Wie so, Großmutter?“ fragte Hertha neugierig.

„Durch glänzende Heirathen! Beide scheinen indessen wenig Lust dazu zu haben. Wie ich höre, umschwärmt Egon nur die jungen Frauen und huldigt Denen, die bereits gefesselt sind und von Richard behaupten ja Alle, daß er gar kein Herz besäße.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Hertha lebhaft. „Richard hat ein besseres Herz wie Egon, besser wie alle Anderen! Er ist so gut und sieht nie so moquant wie Egon aus!“

Frau von Gersdorf erzählte diese Aeußerung Hertha's Olberg und Hallingen, als beide Herren einige Stunden später, bei ihr und ihrer Enkelin saßen. Hertha bemerkte, daß Richard's ernste Züge ein freudiges Lächeln bei den Worten ihrer Großmutter erhellte und er dann in Gedanken verloren, vor sich niederblickte. Sie glaubte, es mache ihm Freude, daß sie ihn für gut hielt, und war froh darüber, denn sie sah es sehr gern, wenn sein Gesicht ein Strahl des Glückes überflog. Hätte das junge Mädchen indessen

gewußt, daß die Gedanken Richard's bei der Aeußerung der Präsidentin in eine ferne Vergangenheit schweiften und er sich in dem Augenblicke, wo sie ihn mit sich beschäftigt wähnte, der Stunde und der Zeit entsann, da er zum ersten Mal in seinem Leben, eine reine und große Freude darüber empfunden, daß ihm Jemand den Vorzug vor Anderen gab, ihn für gut hielt — hätte Hertha Olberg gewußt, daß er anstatt an sie, an ein kleines, armes, unbedeutendes Mädchen dachte, — sie würde wahrlich nicht so heiter und glücklich gewesen sein, wie sie sich fühlte, als sie ihn lächeln sah. Egon Olberg, der außerordentlich zufrieden war, daß sich die Präsidentin in guter Laune befand, sagte scherzend zu Hertha:

„Also ich bin nicht gut, Cousinchen? Warte, Du böses Kind, ich werde nie den ersten Tanz mit Dir tanzen, wenn Du auf Bälle kommst!"

„Wer weiß, wer darüber unglücklich sein wird, Du oder ich," entgegnete Hertha ruhig.

Olberg und Richard sahen sich bei diesen Worten an und brachen in herzliches Lachen aus. Dann warf Egon einen flüchtigen Blick auf den sich ihm zur Seite befindlichen Trumeau und als er seine schöne, elegante Gestalt, welche durch die reiche glänzende Uniform vortheilhaft gehoben wurde, — sein hübsches ansprechendes Gesicht, wiederspiegeln sah, — an all' die Damen dachte, welche für die Reize seines Aeußern nicht unempfindlich geblieben waren, — schaute er

übermüthig auf seine junge Cousine, die sich in Zukunft schmeichelte, ihn unglücklich machen zu können. Hertha verstand Egon, ohne daß er sprach, ärgerte sich über sein Lachen und den siegesbewußten Ausdruck seines Gesichts und fügte hinzu: „Wenn Du Dich auch für schön hälst, Egon, Du bist es doch nicht! Glaube nur, ich habe oft Andere über Dich sprechen hören. Die Damen finden, daß Du hübsch und liebenswürdig bist, doch noch nie hat Eine Das von Dir gesagt, was sie über Richard urtheilen!“

„Und was sagen sie von ihm, mein offenherziges Cousinchen?“ fragte Egon ruhig lächelnd.

„Daß er schön und interessant ist!“ erwiderte Hertha triumphirend.

„In Gegenwart kleiner Mädchen pflegen doch sonst die Damen vorsichtig zu sein, da sie wissen, daß es schwatzhafte Dinger und plauderhafte Geschöpfe sind,“ sagte Olberg nachlässig. „Du, liebe Hertha,“ fuhr Egon mit einer gnädigen Protectormiene fort, „mußt auch noch lernen, daß man nicht Alles wieder erzählen darf, was man hört! Es würde den Damen nicht angenehm sein, wenn sie wüßten, daß Du ihre Aeußerungen belauscht und wiederberichtet; und Du mußt künftig verschwiegen sein, mein gutes Kind, sonst bekommst Du den Namen einer Plappertasche!“ Frau von Gersdorf fand bei diesen Worten Egon's, daß ihre Enkelin Recht habe, ihren Cousin nie heirathen zu wollen, denn sie dachte: „ist der Mensch so rück-

sichtslos gegen eine junge Dame, welche eine Comteß Olberg — die reichste Erbin des Landes und unverlobt ist, wie mag er da erst als Ehemann sein, wenn er seiner Sache sicher!"

Die Plappertasche blieb der kleinen, empfindlichen Hertha noch lange Zeit, nachdem sie die Residenz verlassen, in der Erinnerung und dachte sie an ihren Cousin Egon, so färbte sich ihr etwas blasses Gesicht mit dunkler Röthe. In der Pensionsanstalt zu D...... schloß sie sich von all' den jungen Mädchen, die dort waren, vorzugsweise an Eine an, die der Liebling Aller zu sein schien und den Beinamen, die ernste Miß hatte. Hertha sagte die ernste Miß bedeutend besser zu, als alle ihre Altersgenossinnen und mit inniger Dankbarkeit hing sie an dem bereits erwachsenen jungen Mädchen, welches sich ihrer so freundlich angenommen und sie so sanft über die Trennung getröstet, als Frau von Gersdorf D...... verlassen. Sie erzählte ihr von der schönen Residenz, von ihren guten Großeltern, von ihrem ersten Vater, von ihrem liebenswürdigen und von ihrem interessanten Cousin; kurz sie sprach der ernsten Miß Alles aus, an was sie dachte, was sie fühlte und empfand. Das junge Mädchen lauschte mit Interesse den Erzählungen des Kindes und Hertha Olberg bemerkte zu ihrer größten Freude, daß sie namentlich an der ernsten Miß die aufmerksamste Zuhörerin hatte, wenn sie von ihrem Lieblinge, Richard Hallingen, sprach.

Nur kurze Zeit genoß Hertha die Freude dieses Umgangs, denn die junge Dame und deren Freundin, mit der sie in der Pension erzogen und die Beide auch zusammen D...... verließen, reisten wenige Wochen nach Hertha's Ankunft ab. Alle Pensionairinnen blickten trauernd dem Wagen nach, der die beiden Freundinnen entführte. Diese weinten auch, trotz den Bitten und Ermahungen ihres Begleiters, eines ältern Herrn, der sie zu beruhigen strebte.

Die kleinere der beiden jungen Mädchen, eine zarte, feine Blondine, blickte endlich auf und in die schönen, seelenvollen Augen ihrer Gefährtin. Sie umschlang sie zärtlich und sagte lächelnd: „Ach Liane nun habe ich Dich wieder allein! Jetzt machen nicht so Viele Anspruch an Deine Liebe und darüber bin ich glücklich, das tröstet mich!"

Der alte Herr fragte freundlich: „Ist die Margaret noch immer so eifersüchtig, liebe Liane?"

Das junge Mädchen, dem man in der Pension den Beinamen, die ernste Miß gegeben, sah bei den Worten ihres Reisebegleiters mit einem melancholischen Lächeln in das sanfte Antlitz ihrer Freundin antwortete ruhig: „Oh nein, Herr Graf, Margaret ist überzeugt, daß ich sie treu liebe!"

Während diese kleine Scene im Wagen unter den Abreisenden vorfiel, redete die Vorsteherin des Pensionats mit einer der Lehrerinnen von den beiden Zöglingen, welche bisher ihrer Obhut anvertraut ge-

wesen waren. Das sonst freundliche, wohlwollende Gesicht der Vorsteherin des Instituts war ernst und gedankenvoll und in ihren geistreichen Zügen lag Schmerz und Betrübniß ausgedrückt. Sie blickte nicht auf die vielen Papieren und Briefe, welche vor ihr auf dem Schreibtische lagen, an dem sie saß, sondern mitleidig in die verweinten Augen der Dame, die sie thätig bei der Erziehung der Kinder unterstützte.

Mit dem herzgewinnenden Ton ihrer klaren Stimme sagte sie zu der traurigen Lehrerin: „Sie haben Recht, Fräulein, wir müssen manche schwere Stunde in unserm Berufe durchkämpfen, doch das Scheiden, dieses unaufhörliche Losreißen und Trennen, — von Denjenigen, welche wir im Laufe der Jahre lieb gewonnen, — an Denen unser Herz mit den Banden der Liebe hängt, — das ist die Hauptschattenseite unseres sonst schönen Lebens, Wirkens und Strebens.“

„Ich entsinne mich seit langer Zeit nicht, so betrübt bei einer Trennung gewesen zu sein,“ entgegnete die Lehrerin.

„Miß Lincoln war Ihr Liebling!“

„Auch der Ihrige, — Aller, die sie kannten! Wer konnte mit ihr zusammen sein, ohne sie zu lieben? Denken Sie, daß sie sogar Einfluß auf Hertha Olberg gewonnen!“

Die Vorsteherin des Pensionats lächelte und sinnend erwiderte sie: „Ja, sie übte wunderbaren Ein-

fluß auf Alle aus! Sie hat einen liebenswürdigen und guten Charakter."

„Ich bin nur glücklich, daß Miß Lincoln in so angenehmen Verhältnissen künftig leben wird. Graf Frankenthal scheint das junge Mädchen ebenso zu lieben, wie seine Enkelin."

„Er ist ihr dankbar, denn wie mir der Graf erzählt, ist Margaret Hochfeld eigentlich erst durch Liane Lincoln zum Leben und zur Thätigkeit erweckt worden. Sie soll früher ein ängstlich stilles, träumerisches Kind gewesen sein."

„Ich finde, sie ist Beides noch. Sie that nur, was Liane ihr sagte, lebte eigentlich in Dieser."

„Etwas lebendiger und aufgeweckter ist sie doch in den Jahren hier geworden, und das rege Leben im Institut hat ihr wohl gethan. Es war ein glücklicher Gedanke von der verstorbenen Gräfin Frankenthal, ihre Enkelin in einer größeren Pension erziehen zu lassen; und ich finde das Opfer, welches sie brachte, indem sie sich von dem Kinde trennte, ist nicht unnütz gewesen."

„Ach nein, Madame!" rief lebhaft die Lehrerin. „Nicht allein für Margaret Hochfeld war es ein Segen, mit vielen andern jungen Mädchen erzogen zu werden, vorzüglich für Liane, die, sich allein mit ihrer Freundin, für sie aufgeopfert haben würde."

„Das meinte auch die Gräfin Frankenthal, daß

es für Liane Lincoln eine zu schwere Aufgabe gewesen wäre."

„Die Ahnung, ihre Enkelin nicht wieder zu sehen, betrog doch damals die Frau nicht! Entsinnen Sie sich wohl, Madame Germain, daß sie es gegen uns aussprach?"

„Oh, gewiß! Sie war aber auch schon sehr leidend, als sie die beiden Mädchen hierher brachte und ihr Mann meinte, daß sie den harten Schicksalsschlag, ihren Schwiegersohn plötzlich verloren zu haben, schwerlich überwinden würde. Ah, man hört doch in unseren Verhältnissen viel Trauriges, bestes Fräulein, und daß das irdische Glück ein so mangelhaftes, die Freuden der Welt so vergängliche, das ist's, glaube ich, mit, was in unserer Seele die Schwermuth erhöht, wenn wir die jungen Mädchen die Grenze der Kindheit überschreiten und sie dahin gehen sehen, wohin die Hoffnung schon manchmal in Gedanken aus diesem ruhigen Asyle fort getragen, — auf den Schauplatz, von welchem wir wissen, daß es eine Art des Kampfes, des Leidens und Schmerzes ist! Ich fürchte, unsre liebe Liane wird da auch manchem Sturm begegnen, und wer weiß, ob es für sie ein Glück gewesen, aus den einfachen Verhältnissen, in denen sie geboren, heraus gerissen und in die vornehmen Zirkel der großen Welt versetzt worden zu sein!"

„Es ist gut, daß ihre Freundin sie so liebt!"

„Ach, Fräulein, sie wird das arme junge Mädchen tyrannisiren!“

„Die sanfte Marguerite?“ fragte die Lehrerin erstaunt.

„Sanft ist Fräulein Hochfeld,“ entgegnete Madame Germain ruhig, „indessen,“ fuhr sie fort, während ihr Antlitz seinen gewohnten intelligenten Ausdruck wieder erhielt, den die Betrübniß etwas verscheucht — und die Schärfe ihres Geistes, die Klarheit ihres Verstandes, aus dem vollen Blicke der Augen leuchtete, die sie auf der Lehrerin ruhen ließ, „indessen liegen außer der Sanftmuth noch andere Eigenschaften in dem, Vielen so einfach erscheinenden Charakter Margaret's verborgen. In ihrer jungen Seele ruhen manche böse Keime — und kommen sie durch unglückliche Ereignisse zum Wachsthum, so werden sie die Sanftmuth und Güte ihres Herzens überwuchern!“

„Sie bemerkten gewiß auch vorhin die leidenschaftliche Heftigkeit Margaret's, als die kleine Olberg, Liane Lincoln so zärtlich umfaßt hielt.“

„Ich bemerkte sie nicht allein — sie erschreckte und entsetzte mich!“

„Das Kind hatte aber auch eine merkwürdige Zuneigung für Liane gefaßt.“

„Sonst zu Niemandem bis jetzt?“

„Zu keiner Andern!“

„Gleich vom ersten Tage an bestand diese Liebe.“

„Es war so komisch, als Hertha Lianens Bei-

namen hörte. Staunend rief sie aus: „Die heißt die ernste Miß? Sie sieht ja so freundlich mich an, ich werde sie die schöne Miß nennen, der Name paßt besser für sie.“

„Das Kind legt unendlich viel Werth auf alle äußere Dinge!“

„Liane gar nicht!“

„Nein! Es sind durchaus verschiedene Charaktere, gänzlich entgegengesetzte Neigungen haben Beide.“

„Und doch schlossen sie sich so schnell aneinander.“

„Ja es war wunderbar und fast schien es, als vereine ein magisches Band ihre Seelen! Mit Staunen bemerkte ich oft ihre gegenseitige Zuneigung und sah ich sie zusammen, kamen sie mir manchmal wie Schwestern vor, die, trotz der Verschiedenheit des Alters und ihrem heterogenen Wesen sich innig lieben, schon weil die Bande der Natur sie vereinen und fesseln.“

„Wie Schwestern waren sie auch, da selten bei Fremden sich die Verschiedenheit des Wesen so schnell und leicht ausgleicht, wie es bei ihnen der Fall gewesen. Darum war auch Margaret Hochfeld so eifersüchtig, wenn sie Hertha bei ihrer Freundin sah!“

„Ich will Liane Lincoln von Herzen wünschen, daß Margaret nur im Leben auf Freundinnen eifersüchtig ist!“ entgegnete ernst Madame Germain.

Die Pflichten, die Vorsteherin und Lehrerin zu erfüllen hatten, riefen sie zu den gewohnten Beschäftigungen ihres Lebens zurück und beendeten ihre Unterhaltung über Diejenigen, welche an dem Tage ihre Kindheit beschlossen und in die Welt eintraten.

Drittes Kapitel.

Will Dir in Angst das Herz vergehen
So mußt Du auf zum Himmel sehen!
Mit festem, kindlichen Vertrauen,
Voll Glauben hin zum Vater schauen.
Er stützt und leitet Dich in Noth,
Bewahrt Dich, wenn Gefahr Dir droht.
L. E.

Nach dem von Frankreich ausgegangenen Impuls der so viele Staaten bis in ihre Grundvesten erschütternden Bewegungen, in denen sich die verschiedenartigsten Interessen auf's Leidenschaftlichste kund gaben, sich gegenseitig bekämpften und durchkreuzten, wo Diejenigen, die die Ereignisse zu leiten glaubten, von ihnen mit fortgerissen und überwältigt wurden, wo Wenige sich vielleicht klar bewußt waren, was sie eigentlich wollten, und, mehr in den Strudel einer allgemeinen Erregung mit hineingezogen, nur den Umsturz des Bestehenden und nach ihrer Meinung nicht mehr Zeitgemäßen beabsichtigten, ohne etwas Besseres

an dessen Stelle setzen zu können — in dieser Zeit, wo der Periode der großen Völkerwanderung, die sich von Osten nach Westen erstreckte, entgegengesetzt, von Westen nach Osten, so zu sagen, sich eine Geistes- oder Ideenwanderung verbreitete, deren unzuberechnende Wirkungen und Folgen noch lange störend und beengend auf alle Verhältnisse Einfluß ausübten — in diesen Tagen, wenige Wochen nach dem in den vorigen Kapiteln angegebenen Zeitpunkte, ging durch die in seltsamer und gegen sonst durchaus verschiedener Weise belebten Straßen der Residenz eine Frau, deren einfache schwarze Kleidung den Beruf verkündete, welchen sie erwählt.

Ruhig schritt sie durch das dichte Gewühl einiger Volksmassen, die auf den Plätzen und in den Straßen der Stadt versammelt standen, ohne auf die Reden zu achten, die zu ihrem Ohre drangen, noch Notiz von den Worten zu nehmen, welche mitunter von Einzelnen der verschiedenen Gruppen, an sie gerichtet wurden. Schneller ging sie über die verödeten Plätze und durch die weniger belebten Straßen, bis sie endlich auf ihrer einsamen Wanderung an das ihr bestimmte Ziel gelangte. Das Haus, vor dem sie augenscheinlich erschöpft und ermüdet von einer anstrengenden Reise und weitem aufregenden Gange stehen blieb, war verschlossen, und trotz ihres lauten und anhaltenden Klopfens an die Thüre und Fensterladen desselben, öffnete es sich ihr lange Zeit nicht. Sie blickte endlich

zu den mit Gardinen und Rouleaux verhangenen Fenstern des Hauses empor, das wie ausgestorben erschien, und als ihr scharfes Auge dort einige leise Bewegungen zu entdecken glaubte, machte sie auf's Neue den Versuch, sich durch Klopfen da Einlaß zu verschaffen, wohin ihre Pflicht sie gerufen. Heftiger als bisher zog die Frau an der Klingel, als sie am unteren Ende der Straße, in der sie wartend stand, ein Gewühl von Menschen bemerkte und die Töne der Stimmen der laut Redenden, die schnell voran schritten und sich ihr näherten, immer vernehmbarer zu ihr drangen.

In dem blassen Gesichte der schwarzgekleideten Frau, in ihren ruhigen Zügen trat bei dem Herannahen der Menschenmenge keine Veränderung ein, nur etwas stärker klopfte ihr Herz und eine leichte Beängstigung erfaßte ihre Seele. Mit einem Gefühl innerer Freude vernahm sie die mit leiser und bebender Stimme an sie aus dem Hause gerichtete Frage: „Wer ist da?"

Rasch erwiderte sie: „Ich bin die bei'm Pastor Gotthold bestellte Krankenpflegerin aus Königsau!"

Der Schlüssel im Thürschloß drehte sich langsam, und dringend fügte die auf der Straße Stehende hinzu: „Bitte, öffnen Sie schnell! Es kommen so viele Menschen!"

„So warten Sie so lange, bis Die vorüber sind!" rief es laut im Innern des Hauses, „dann werde ich öffnen!"

So langsam, wie einen Moment zuvor die Bewegung des Schlüssels im Thürschloß gewesen, so schnell erfolgte sie jetzt, und die Krankenpflegerin aus Königsau überzeugte sich, daß der erste Schritt, der im Innern des Hauses zum Oeffnen der Thüre gemacht worden, durch ihre Bitte eine Unterbrechung erlitten hatte. Mit Fassung ertrug sie den Wechsel von der Hoffnung zur Vereitlung ihres Wunsches. Langsam ging sie von dem verschlossenen Hause fort, der wogenden Menschenmenge entgegen, durch die sie unangefochten zu dringen hoffte, wie es ihr vorhin einigemale glücklich gelungen war. Einige der Ersten des Zuges hielten indessen die muthige Frau an und lachend wurde sie gefragt, ob man sie nicht hätte in das Haus einlassen wollen, vor welchem sie so lange gestanden.

Gern hätte die Diakonissin die Fragen, welche an sie in wilder und roher Weise gerichtet wurden, unbeantwortet gelassen; doch es lag nicht in der Absicht der Sprechenden, ohne die verlangte Auskunft zu bleiben. Sie gab deshalb kurzen Bescheid und die Ruhe und Klarheit, mit der sie sich ausdrückte, schien Denjenigen zu imponiren, die sie angeredet hatten.

„Wenn man diese Krankenpflegerin nicht in dem Hause haben will, wo man sie verlangt hat, so könnten wir sie beschäftigen!" rief ein Mann, der der arbeitenden Klasse anzugehören schien, und wandte sich an Denjenigen, der den Zug anführte.

„Die vornehme Dame wird wohl am gestrigen Schreck gestorben sein!“ setzte lachend ein Anderer hinzu.

„Die barmherzige Schwester soll mit uns gehn!“ sagte ein Dritter.

„Das kann und darf ich nicht!“ entgegnete ruhig und entschieden die Diakonissin auf die verschiedenen Aeußerungen.

„Warum nicht?“ fragten höhnisch Mehrere und triumphirend fügten sie bei: „Jetzt kommt die Freiheit, das Verbieten hat ein Ende! Was wir wollen geschieht!“

„Soll die Frau mit uns?“ fragte der Anführer des Zuges ein großer, robuster Mann, aus dessen Augen ein wildes Feuer leuchtete und in dessen markirten Gesichtszügen feste Entschlossenheit lag.

„Wenn sie Kranke zu pflegen versteht, ja!“ antwortete Der, welcher zuerst den Vorschlag, die Diaconissin mitzunehmen, gemacht hatte. „Sie kann ihm vielleicht helfen!“ setzte er leiser hinzu.

„Sind Sie wirklich Krankenpflegerin?“ fragte der große Mann, sich zu der Frau hinwendend und blickte sie forschend an.

„Ja, das bin ich!“ erwiderte sie.

„So kommen Sie!“ rief er in befehlendem Tone.

„Ich kann nicht!“ entgegnete sie ruhig.

„Weshalb?“

„Weil ich bestellt bin und dahin muß, wo man mich verlangt hat!“

„Die Vornehmen wollen Euch ja nicht in's Haus lassen!“ riefen höhnisch Mehrere.

„Machen Sie keine langen Umstände!“ setzte kurz Derjenige, dessen Mienen Entschlossenheit verkündeten, hinzu.

Die Diakonissin sah das Schwierige und Unangenehme ihrer Lage ein und nach flüchtigem Nachdenken entgegnete sie: „Ich will mitgehen, wenn Ihr meiner Hülfe bedürft, doch ich hoffe, Ihr laßt mich ungefährdet ziehen, wenn ich Euch Nichts nutzen kann!“

Einige der Männer besprachen sich leise und eifrig miteinander und das Resultat ihrer kurzen Berathung war, daß die Diakonissin dem großen, entschlossener wie die Uebrigen aussehenden Manne übergeben wurde, der ihr ruhig sagte, daß sie Nichts zu befürchten habe, wenn sie ihm willig folge; auch setzte er hinzu, daß sie vielleicht nicht lange ihrer Pflicht entzogen werden würde, da der Kranke, zu dem er sie bringen wolle, schon dem Tode nahe sei, ärztliche Hülfe verschmähe, sie ihm indeß wohl einige Linderung bei seinen Schmerzen verschaffen könne.

„Gern will ich thun, was ich vermag!“ sagte die Diakonissin und folgte bei dem einbrechenden Dunkel des Abends dem fremden Manne, ohne zu wissen, wohin er sie führte. In ihrem Herzen lebte das feste

Vertrauen auf des Allmächtigen Schutz und in dieser heiligen Zuversicht betrat sie ohne Furcht, wenn auch mit einiger Besorgniß, den Nebenpfad ihrer dornenvollen Lebenslaufbahn, da auf gradem Wege fortzuschreiten, ihr die Umstände nicht gestatteten. Sie warf noch einen Blick auf das Haus, dessen Thüre ihr verschlossen geblieben; doch weder an seinen Fenstern, noch denen der Nebengebäude zeigte sich ein lebendes Wesen und ausgestorben schien die ganze Straße, durch welche sie an der Seite ihres stummen Begleiters einherwandelte.

„Können Sie nicht schneller gehen?“ fragte ungeduldig der Mann, als — nachdem sie Beide einige Straßen durchschritten — der Gang der Diaconissin immer langsamer wurde.

„Ich bin entsetzlich müde!“ entgegnete sie, „doch ich werde es versuchen, wenn es sein muß,“ setzte sie mit Ergebung hinzu.

Das bleiche Gesicht der Frau röthete sich bei der Anstrengung, die sie machte, dem raschen Gange ihres Begleiters zu folgen. Er warf einen flüchtigen Blick auf ihre zarte, schmächtige Gestalt, und als er den schweren Reisesack bemerkte, den sie trug und dessen Last sie augenscheinlich noch mehr erschöpfte, nahm er ihn ihr ab. Sie ließ es ruhig geschehen und erwiderte einfach, als er in höhnischem Tone die Frage an sie richtete, ob sie sich nicht ängstige, daß er die Tasche ihr stehlen würde: „Nein!“ Er sah sie

mit einigem Staunen an und entgegnete mit kurzem Lachen: „Nun das ist für die jetzige Zeit ein seltnes Vertrauen! Wo kommt Ihr her und ist's bei Euch zu Lande nicht Sitte, daß ein Mensch nicht von dem andern das Schlechteste glaubt?“

„Ich traue den Menschen mehr Gutes wie Böses zu!“ war der Diakonissin ruhige Antwort.

„So bleibt nur mal einige Zeit hier, in der Stadt, da werdet Ihr andere Ansichten bekommen!“

„Das glaube ich nicht!“

„Ihr seid gewaltig sicher!“ sprach er lachend.

„Ich habe lange in der Welt gelebt, Viel gesehn und Mancherlei erfahren und ich fand, daß es überall gleich war.“

„Ueberall gute und böse Menschen?“ — fragte ihr Begleiter.

„Ja! — — Ich war aber so glücklich, mehr mit den Guten in Berührung zu kommen.“

„Darum seid Ihr wohl selbst besser geblieben?“

„Ich weiß nicht, ob ich gut bin, — ich habe nur das Bestreben, es zu sein!“

„Wo kommt Ihr her?“

„Aus F.....!“

„Wo liegt das?“

„In der Provinz *****!“

„So weit! Reis'tet Ihr allein, war Euch nicht bange?“

„Eben so wenig wie jetzt, denn ich bin ja überall in Gottes Hand!“

„Ihr seid ein schwaches Weib!“

„Der Herr macht die Schwachen stark und ist die Stütze der Bedrängten.“

Diese Antwort entlockte dem Begleiter der Diakonissin ein höhnisches Lächeln und als sie Beide in dem Moment in eine enge düst're Gasse traten, beschloß er, sie zu prüfen, ob sie wirklich so muthig sei, wie sie sich ihm gegenüber zeigte. Er erfaßte den Arm der Diakonissin, warf den Reisesack den er getragen an die Erde, zog schnell unter seiner Blouse eine Waffe hervor und sagte kalt:

„Wenn ich Euch jetzt ermorden wollte, könntet Ihr Euch nicht wehren und der Herr, von dem Ihr sprecht, er würde Euch nicht beistehn. In dieser Straße seid Ihr in. meiner Gewalt, hier bin ich unter Freunden und wenn ich will, seid Ihr verloren!“

„Ihr könnt mein sterblich Theil tödten!“ antwortete mit ruhiger Fassung die Frau und blickte momentan zu Demjenigen auf, der sie bedrohte. Dann wandte sie ihre Augen zu dem schmalen Streifen des dunkeln Himmels empor, den die enge Gasse zu sehen erlaubte, und freudig fügte sie hinzu: „Meine Seele liegt nicht in Eurer Hand und sie wird mein Heiland erretten, wie er sich auch über Euch erbarmen wird, der Ihr ein Verbrechen begehen wollt!“

„Meiner erbarmen?“ fragte mit einem teuflischen

Lachen der Mann. „Meiner sich Jemand erbarmen? Meiner hat sich nie ein Mensch erbarmt! Ich bin ein Ausgestoßener gewesen mein Lebelang und werde es ewig bleiben!"

Das Herz der Diakonissin, was nicht beim Anblick, der auf sie gezückten Waffe erbebt war, schreckte vor dem Ton der Stimme zurück und zog sich wie in krampfhaftem Schauder zusammen. Sie beherrschte jedoch schnell die tiefe Bewegung ihres Innern und sanft legte sie die Hand auf den Arm des vor ihr stehenden Mannes, indem sie mit fester Zuversicht die Worte ausrief: „Nein, nein! Nicht ewig! Im Himmel ist Erbarmen, wenn auch oft nicht auf Erden!"

„Für mich nicht! Für mich giebt's keinen Himmel! Ich glaube weder an Gott noch an Menschen!" lautete seine Antwort.

„Sie ist wie eine Heilige!" — Dies Urtheil war von Vielen über die Diakonissin im Leben und während der Zeit ihres frommen Wirkens ausgesprochen worden. Eine Heilige hätte nach Ansicht Mancher schaudernd vor solchen Worten zurückbeben, — ein guter Mensch sich mit Abscheu von Demjenigen abwenden müssen, der Dergleichen sagte! Die Diakonissin, was war sie? Nach Aussage des Mannes: ein schwaches, hülfloses Weib, — nach ihrer eigenen Ansicht: stark durch den Glauben an Gott.

Sie wandte sich nicht von Dem ab, der nicht wie

sie von der heiligen Kraft des Glaubens durchdrungen, vom Strahl der Liebe erwärmt und von der beseligenden Hoffnung auf ein ewiges Leben erfüllt war! Mit tiefem Mitleid ruhten ihre milden Augen auf dem heftig Erregten, und voll Trauer sprach sie sanft: „Ach, wie beklage ich Euch! Was müssen Euch die Menschen Böses zugefügt haben, daß Ihr das Vertrauen zu ihnen verloren habt! Welch' schreckliches Leid mag das sein, was Euch aus den Armen Eures himmlischen Vaters gerissen hat, anstatt Euch flehend zu seinen Füßen niedergeworfen zu haben, mit der inbrünstigen Bitte, Euer Elend zu lindern! Wie entsetzlich muß es sein, im Dunkel der Nacht zu verharren, anstatt von dem strahlenden Lichte der Hoffnung auf die ewige Seligkeit erleuchtet zu sein!"

„Ihr sprecht wahr!" sagte bitter der Mann. „Böses, viel Böses ist mir zugefügt worden, schreckliches Leid, wie Ihr es nennt, habe ich erduldet und entsetzlich ist das Dunkel, in dem ich mein elendes Dasein dahin schleppe! Doch," fügte er freudig hinzu, „die Morgenröthe der Freiheit ist angebrochen. Sie wird auch meine Fesseln lösen! Kommt!" fuhr er in ruhigem Tone fort, steckte seine Waffe ein und raffte die am Boden liegende Reisetasche auf. „Nur noch wenige Schritte und wir sind am Ziele! Ich habe mich überzeugt, daß Ihr Muth habt, hoffentlich könnt Ihr auch schweigen!"

Ohne zu sprechen folgte die Diaconissin dem vor



ihr her gehenden Manne und trat am Ende der engen Gasse, auf seine Aufforderung, in ein kleines Haus von düsterm Aussehen, dessen niedrige schmale Eingangsthür er mit einem Schlüssel geöffnet, den er bei sich trug, und die er hinter ihnen Beiden abschloß, als sie sich auf dem nur noch schwach durch das geringe Tageslicht erhelltem Flur befanden, das trübe durch einige halbzerbrochene Glasscheiben drang, die oberhalb der Hausthüre angebracht waren.

Der Begleiter der Diakonissin führte sie in eine Stube, welche im hintern Raume des Hauses lag, zündete dort eine kleine Lampe an, deren flackernder Schein nur matt die armseligen Gegenstände beleuchtete, die sich in dem höhlenartigen Raume befanden. Trotz des schmutzigen Aussehns, setzte sie sich auf einen der hölzernen Stühle, die an der Wand standen, denn sie fühlte ihre Kräfte erschöpft.

„Seid Ihr so müde von dem kurzen Wege?“ fragte der Mann.

„Nicht davon allein!“ entgegnete sie ruhig, „obgleich wir wohl fast eine Stunde gegangen sind. Ich bin in den letzten Wochen selten eine Nacht zu Bette gekommen, da ich eine Schwerkranke zu pflegen hatte, welche unausgesetzt meiner Hülfe bedurfte. Gleich nach ihrem Tode, reiste ich nach Königsau zurück und eine Stunde nach meiner Ankunft dort, wurde ich beordert: hierher zu gehn! — Ich bin etwas müde von der weiten Reise, die ich von F..... aus, wo meine

Kranke wohnte, ohne Aufenthalt, außer der kurzen Ruhe in der Diakonissenanstalt in Königsau, — zurückgelegt habe."

„Es thut mir leid, Euch so angestrengt zu haben!"

„Das thut nichts, wenn ich Euch nur helfen kann! Ich erhole mich rasch und will Euch gleich zu dem Kranken begleiten."

„Kann ich Euch trauen?" fragte er ernst.

„Wie so? Wie meint Ihr das?"

„Werdet Ihr Nichts verrathen, von Dem, was Ihr hier seht?"

„Wenn es kein Verbrechen ist, was ich sehe, — kein Unrecht, was in meiner Gegenwart begangen wird, bemerke, so werde ich schweigen!"

„Das habt Ihr nicht zu befürchten! Ihr sollt einfach die Wunden eines Kranken verbinden, seine Schmerzen erleichtern, wenn Ihr könnt, aber nicht seinen Aufenthalt erwähnen, Nichts von Dem, was er in seinen Phantasien ausspricht, verrathen! Wollt Ihr Das?"

„Bringt mich zu ihm!" rief die Diakonissin lebhaft. „Vielleicht ist jede Minute, die wir bei'm Zögern verlieren, von Wichtigkeit!"

„Ihr versprecht zu schweigen?" wiederholte er eindringlich.

„Wenn mein Schweigen keine Sünde, so werde ich schweigen!"

„Und haltet Ihr es für Sünde?"

„So werde ich reden!“ sagte fest und entschieden die Diakonissin.

„Wenn Ihr könnt!“ lachte höhnisch der Mann.

„Ich verstehe Euch!“ setzte sie langsam und gedankenvoll hinzu.

„Ganz?“ fragte er mit bedeutsamem Ton und Blick.

„Vollkommen!“ entgegnete sie ruhig.

„Und dennoch werdet Ihr reden?“

„Ja!“

„Ihr bedenkt nicht, daß Ihr in meiner Gewalt seid?“

„Ich stehe unter Gottes Schutz! Mein Leben liegt in seiner, nicht in Eurer Hand! Ich sagte es Euch schon einmal!“

„Ihr seid tollkühn!“ rief er lebhaft.

„Ich habe Vertrauen zu Gott!“ erwiderte sie einfach.

„Ihr bringt Euch durch Euren Eigensinn in Gefahr.“

„Ich widerstehe durch Gottes Kraft der Versuchung.“

„Ihr sterbt, wenn Ihr redet!“ sprach er heftig, „und meine Worte sind kein Scherz!“

„Ich hoffe auf die ewige Seligkeit,“ antwortete sie ruhig.

„Niemand wird Euren Tod entdecken.“

„Das Auge, was in's Verborgene sieht, wird Euren Frevel an's Licht ziehen!“

„Werdet Ihr mir sterbend fluchen?“ fragte er langsam, „wenn ich unserer Sicherheit wegen gezwungen werde, Euch zu tödten?“

„Ich werde Gott um Erbarmen für Eure verblendete Seele anrufen, wenn Ihr das Verbrechen begeht, von dem Ihr sprecht.“

„Ihr verdammt mich nicht wegen meines Vorhabens?“

„Ihr seid unzurechnungsfähig, denn Ihr handelt von Leidenschaft befangen; und ich verdamme keinen Menschen, denn zu richten ist Gottes Sache!“

„Ihr fürchtet mich nicht, obgleich Ihr einseht, ganz in meiner Hand zu sein?“

„Ich beklage Euch tief!“ entgegnete sie voll Mitleid ihn betrachtend.

„Ihr haßt mich nicht?“ rief er staunend.

„Ich vertraue Euch! — Ihr seid ein Mensch und Eure Gedanken sind dem Wechsel unterworfen, Ihr könnt, Ihr werdet Euren Entschluß ändern! Ich bete unaufhörlich zu Gott.

„Euer Leben zu erhalten?“ unterbrach er sie hastig.

„Eure Seele zu retten!“ sagte sie mild und freundlich.

Die Diakonissin sah fest in die bleichen, entschlossenen Züge des Mannes, die eine momentane Bewegung verriethen. Sie warf sich ihm zu Füßen und rief flehend: „O kehret um, wendet Euch zu Gott! Nicht meinet- sondern Eurer selbst wegen!“

Er wandte sich schnell ab, ergriff die Lampe und sagte befehlend; „Folgt mir!“

Wird es mein letzter Gang sein? dachte die Diakonissin und stieg eine steile Treppe hinunter, die eine Fallthür verborgen und auf der Derjenige, in dessen Hand ihr Leben lag, voran ging und sie stützend leitete, da sie es bei dem schwachen Schein der kleinen Lampe, welche ihr Begleiter trug, nicht vermochte, allein und ohne Hülfe sich in den ihr gänzlich unbekannten und seltsamen Umgebungen zurecht zu finden. Als sie auf einen schmalen Gang kamen, wo der Erdboden ziemlich eben, stand sie einen Augenblick still und sah sich mit Staunen um.

„Erspart Euch die Mühe, Euch Alles so genau zu betrachten!“ rief ihr der Mann zu, „denn Ihr werdet davon nie zu Jemand Etwas sagen!“

„Und unterlaßt Ihr es endlich, mir ewig zu drohen,“ entgegnete sie ruhig, „denn ich werde mich deshalb doch nicht fürchten!“

„Fürchtet Ihr Nichts?“

„Ich fürchte Gott!“

„Ihr werdet hier lernen, mehr zu fürchten!“

Die Diakonissin schwieg, doch ein ähnliches Gefühl von Beklemmung preßte ihr das Herz zusammen, wie sie es in dem Augenblicke empfunden, als sie vor vielleicht einer Stunde beim hereinbrechenden Dunkel des Abends wartend vor dem Hause stand, dessen Thür sich ihr nicht öffnete, und sie das Geräusch der

Stimmen der herannahenden Menschenmenge vernommen. Nicht Furcht erfüllte auch jetzt ihr Herz, — doch es klopfte in stärkern Schlägen, als gewöhnlich, als ihr Begleiter bei seinen letzten Worten, vor einer Thüre, am Ende des Ganges stehen blieb, und leise hinzu setzte: „Hier ruft nur die Hülfe Eures Gottes an, zu dem Ihr so viel Vertrauen habt, denn ich bringe Euch zu einem leibhaften Teufel!“ Die Diakonissin vermochte Nichts zu erwidern und es war, als ob sich ein Nebel vor ihre Augen legte. Betäubt trat sie in das unterirdische Gemach, in welches ihr Begleiter sie hineinzog, und erhielt erst ihre vollständige Besinnung wieder, als ihr Auge auf Dinge fiel, die vielleicht jeder andern Frau eine Ohnmacht zugezogen haben würden. Das Auge dieser Diakonissin war aber seit länger als neun Jahre unaufhörlich an den Anblick Kranker und Leidender gewöhnt, und hatte sie vielleicht auch Solches und Aehnliches nie gesehen, was sie da bemerkte, wohin sie durch seltsame Umstände gekommen, — waren Verwundungen durch Kugeln und Waffen, wie sie sie hier sah, ihr neuer und ungewohnter, — so bebte sie doch nicht davor zurück. Blut und Wunden gehörten, so zu sagen, in das Element ihres Berufes, und hundertfach war ihr Beides, in verschiedener Gestalt, in dem Diakonissenhause zu Königsau und bei den Kranken, die sie an den verschiedenen Orten, wohin sie zur Pflege geschickt worden, entgegengetreten.

Sie vergaß über den Anblick des Leidenden, an dessen Lager sie ihr Begleiter geführt, alles Vorhergeschehene, und war nur darauf bedacht: zu helfen und zu lindern. Aufmerksam beobachtete ihr Begleiter alle ihre Bewegungen, Handlungen und Anordnungen, die sie traf, dem Kranken Erleichterung zu verschaffen. Schnell und gewandt half er ihr, wo er konnte, ließ durch den Knaben, der den Kranken bisher bewacht, ihren Reisesack holen, nach dem sie verlangte, weil sie darin Einiges hatte, was sie zum Verbande des tödtlich Verwundeten nöthig gebrauchte, und schaffte außerdem Alles herbei, was sie zu haben wünschte und in seiner Macht lag, ihr zu gewähren.

Seinen scharfen, beobachtenden Blicken, die er fast unausgesetzt auf dem sanften Antlitz und milden, ruhigen Wesen der Diakonissin ruhen ließ, entging es nicht, daß sie aufmerksam und forschend in das Gesicht des Kranken blickte, nachdem sie es von dem Blute gereinigt, das es bedeckte, und die Stirne verbunden hatte, die der Hieb einer scharfen Waffe verwundet haben mußte.

„Kennt Ihr diesen Unglücklichen?“ fragte er sie leise, als sie Beide einige Stunden später, den unruhigen Schlaf des Kranken beobachteten und neben seinem armseligen Lager saßen.

Der Verwundete schlug in diesem Augenblicke die Augen auf, verlangte zu trinken und sah starr in das Antlitz der Diakonissin, die ihm gab, was er wünschte

und ihn hülfreich unterstützte. „Wer seid Ihr?“ fragte er kaum hörbar und sank nach der Anstrengung seines Körpers und Geistes bewußtlos auf das Tuch zurück, das die Frau ihm als Kissen unter den Kopf gelegt hatte.

Sie wandte auf's Neue die wenigen Mittel an, welche ihr zu Gebote standen, ihn in das Leben zurück zu rufen, das mit jedem schwachen Athemzuge des Kranken immer mehr aus seiner Brust zu entfliehen schien. Nach einiger Zeit öffnete er noch einmal flüchtig die Augen, schloß sie dann wieder und fiel in Schlaf.

Die Diakonissin kniete an seinem Bette nieder, faltete ihre Hände und betete laut.

Der Mann, der sie zu dem Kranken gebracht, verbarg bei den Worten, die zu ihm drangen, sein Gesicht in seine Hände und schweigend verharrte er noch einige Augenblicke in derselben Stellung, als das Gebet der Diakonissin beendet war. Er blickte auf, als er leise aber deutlich den Verwundeten die zwei Worte: „Ellinor Attington!“ aussprechen hörte, und er sah, daß sich beim Klange dieses Namens, Todtenblässe über das Antlitz der Diakonissin verbreitete. Schnell erhob sie sich von ihren Knieen, beugte sich über den Kranken, schüttelte ihn am Arme und rief laut:

„Kanntet Ihr Ellinor Attington?“

Der Verwundete fuhr erschreckt in die Höh. Der Mann sprang entschlossen von seinem Stuhle auf, er=

griff die Diakonissin, schleuderte sie vom Bette des Kranken fort und schrie wild: „Seid Ihr von Sinnen, daß Ihr ihn aufweckt? Ihr werdet ihn tödten!"

Die Diakonissin beachtete nicht die Heftigkeit des Mannes, dachte nicht daran, daß jedes ihrer fernern Worte ihr den Tod bringen konnte. Nur Ein Gedanke schien das schwache, hülflose Wesen zu begeistern und dieser Gedanke gab ihrer Seele Kraft, ihrem Herzen Muth. Mit dem Tone der flehendsten Bitte, des sehnsüchtigsten Verlangens rief sie mit fast leidenschaftlicher Heftigkeit dem Kranken zu: „Ferdinand Mölling, ich beschwöre Euch im Namen des Himmels bei Eurer Seele Seligkeit, sagt mir, was wißt Ihr von Ellinor Attington?"

Der Verwundete faßte sich mit den Händen an seine verbundene Stirne, stöhnte herzzerreißend, und fragte leise und abgebrochen: „Wer spricht in dieser Hölle von Himmel und Seligkeit? — Wer fragt mich nach der Todten? — Wer nennt meinen Namen?" schrie er plötzlich laut und mit dem Rufe: „Oh ich bin verrathen!" fiel er auf das Lager nieder, von dem er sich mit gewaltiger Anstrengung etwas erhoben hatte. Die Diakonissin riß sich jetzt gewaltsam aus den Armen, des sie festhaltenden Mannes, eilte zum Kranken, erfaßte seine kalten Hände und sprach eindringlich: „Nein Mölling, ihr seid nicht verrathen! Ihr seid in keiner Hölle! Unser Heiland öffnet dem Bereuenden die Pforten des Paradieses! Ihr werdet be-

reuen, wenn Ihr Etwas verbrochen habt und dann selig sterben!"

„Unmöglich!" seufzte der Kranke leise.

„Redet!" bat die Diakonissin.

„Ich darf — ich — kann — nicht!" waren die letzten Worte des Verwundeten, der auf's Neue die Besinnung verlor.

„Betet, daß er nicht stirbt, bevor er geredet!" rief in Verzweiflung und heftiger Aufregung die Diakonissin dem Manne zu, der sie an einen Ort gebracht, wo sie die Lösung eines Geheimnisses zu finden hoffte, woran ihr unendlich viel zu liegen schien.

„Ich kann nicht beten!" entgegnete er kalt. „Laßt ihn sterben!" fügte er höhnisch hinzu, „dann giebt es einen Teufel weniger auf Erden, denn das ist er!"

Mit Entsetzen blickte die Diakonissin auf den Redenden, dann fragte sie ernst: „Betet Ihr nie?"

„Nein!"

„Habt Ihr nie gebetet?" fragte sie weiter und trat ihm nahe. Ueber die finstern markirten Züge des Mannes flog ein seltsamer Ausdruck. Die Diakonissin glaubte eine wehmüthige Trauer in ihnen zu entdecken und rief freudig: „Oh Ihr seid nicht ganz verhärtet! Ihr habt noch ein Herz! Ihr habt noch Gefühl! Ihr seid nicht verloren."

„Ich dachte an meine Mutter!" sagte leise und schmerzlich der Mann.

„Denkt Ihr oft an sie?“ fragte sie lebhaft und schnell.

„Selten, — fast nie.“

„Lebt sie noch? Ist sie nicht in Eurer Nähe?“

„Sie starb, als ich noch sehr jung war! In der fernen Heimath!“

„Aber nicht wahr, sie steht klar vor Euch, als ob Ihr sie gestern gesehen hättet? Diese Erinnerungen verwischt das Leben nicht! Der Ort, wo wir unsere Kindheit verlebt haben, das Vaterhaus! — steht es nicht auch ewig vor unsern Augen? Die Heimath, in der wir geboren sind, zieht es uns nicht stets mächtig dahin zurück, wo wir auch sein und weilen mögen? Oh, nicht wahr,“ fuhr die Diakonissin mit dem weichen Ton eines Kindes fort, indem sie ihre Hände auf die verschlungenen Arme des Mannes legte. „Das Vaterhaus in der Heimath habt Ihr auch nicht vergessen? Eure Mutter, sie steht vor Euch, wie sie Eure kleinen Hände zum Gebete faltete und die Worte sprach, deren Sinn Euch kaum verständlich war? — Habt Ihr es vergessen, dann flehe ich Euch an: Denkt daran zurück, — täglich, — stündlich! — Bestrebt Euch, die erloschenen Erinnerungen aufzufrischen, und sie werden Euren Sinn weich, Euer Herz gut machen! Der Gedanke an Eure verstorbene Mutter wird andere, noch bessere, heiligere, schönere in Euerm Innern wachrufen. Er wird der Anfang des Weges werden,

der Euch zum Guten und zum ewigen Heile führt, das glaubt mir!"

„Wer seid Ihr?" fragte wie aus einem Traume erwachend der Mann, zu dem die Diakonissin geredet.

„Ich heiße Elsbeth Lincoln!"

„Woher kennt Ihr Den, den Ihr Mölling nennt?

„Wir haben Beide eine Heimath! Er wurde in Altenau Küster nach dem Tode meines Vaters. Am Begräbnißtage desselben, sah ich ihn zum ersten Male, wo ich Kind von acht Jahren war, und nachdem bemerkte ich ihn öfter in der Kirche."

„Ihr scheint ein gutes Gedächtniß zu haben, denn es muß länger denn achtzehn Jahre sein, daß Ihr ihn zuletzt gesehn."

„Ich sah ihn an dem Orte, wo ich meine Kindheit, verlebt, und diese Erinnerungen aus jener Zeit haften fest in meiner Seele. Einundzwanzig Jahre mag es wohl sein, daß ich ihn nicht gesehen, doch er hat eines der Gesichter, die man nicht leicht vergißt. — Sagt mir, kennt Ihr ihn genau? — setzte sie hastig hinzu.

„Ich lasse mich nicht ausfragen!" entgegnete er entschieden.

„O ich flehe Euch an, wißt Ihr Etwas von Derjenigen, deren Namen er nannte? Sagt es mir!"

„Die Kette seiner Verbrechen hat zahllose Glieder, doch ich verrathe Nichts."

„Habt Erbarmen! Ihr ahnet nicht, wie ich danach

verlange, Auskunft über Das zu erhalten, was Ellinor Attington betrifft."

„Das glaube ich, doch ich weiß Nichts von ihr, und wüßte ich selbst Etwas, nie würde ich meine Bekannten verrathen!"

„Gestattet mir, ihn zu fragen, wenn er erwacht ist."

„Er wird wohl nicht wieder erwachen, seht ihn nur an, er stirbt!"

Die Diakonissin eilte zu dem Kranken, und betend sank sie auf's Neue neben seinem Bette nieder.

„Euer Gott, muß mit Dem Aehnlichkeit haben, an den ich mich in frühere Zeiten manchmal in der Verzweiflung meines Herzens wandte," sagte nach einigen Augenblicken voll Bitterkeit der Mann zu der leise betenden Elsbeth. „Er erhörte meine Bitten so wenig, wie er dem Anschein nach die Euere beachtet, denn der Kranke wird nicht wieder lebendig."

„Er ist noch nicht todt," erwiderte die Diakonissin, nachdem sie den Puls des Schlafenden befühlt, „aber sein Geist ist im Begriff, sich von seiner irdischen Hülle zu trennen," fügte sie ernst hinzu.

„So betet doch, daß es nicht geschieht, bevor er Euch gesagt, was Ihr zu wissen verlangt!" sprach er höhnend.

„Betet mit mir, denn ein vereintes Gebet hat doppelte Kraft, steht mir daher bei!" rief sie flehend.

„Ich sagte Euch schon, daß ich es nicht kann!"

„So denkt an Eure Mutter und Ihr werdet es lernen!“ antwortete Elsbeth zuversichtlich.

Der Kranke athmete nicht mehr so leise wie bisher. Die Töne wurden laut und röchelnd, einzelne Pausen traten ein, welche die Diakonissin mit Entsetzen erfüllten, denn sie wußte, daß der Tod herannahte, das Ende nicht mehr fern war.

„Er stirbt!“ sagte sie leise. „Gott sei seiner Seele gnädig!“

Nach einigen Minuten hauchte der Sterbende seinen letzten Seufzer aus und lange Zeit unterbrach kein Laut die tiefe Stille.

„Habt Ihr noch einen Wunsch an mich?“ fragte Elsbeth's sanfte Stimme den Mann, der sie an den unheimlichen Ort gebracht, als sie Beide wieder in dem obern Raume des Hauses waren, zu dem er sie hinauf geleitet hatte.

Er sah in ihr weiches, mildes Gesicht, welches außerordentlich bleich war und erwiderte ruhig: „Daß Ihr in meiner Todesstunde zugegen sein möchtet!“

„Das ist vielleicht möglich! Nie hätte ich gedacht, an Küster Mölling's Sterbebett zu stehen und doch hat es der Himmel so gefügt.“

„Nennt Ihr Das eine Fügung des Himmels?“

„Gewiß! Ihr wart das blinde Werkzeug in seiner Hand. Euch mußte ich kennen lernen, um durch Euch Aufschluß über Ellinor Attington zu erhalten.“

„Durch mich erfahrt Ihr Nichts!“

„Sagt das nicht! Euer Entschluß kann sich ändern.“

„Ich glaube nicht, da ich nie Jemanden verrathe, mit dem ich in Verbindung gestanden! Wenn ich unter Mölling's Papieren Etwas finden sollte, was Euch Aufschluß geben, uns und Keinem von Denen schaden kann, mit denen er verwandt ist, so will ich es Euch schicken, zur Belohnung für die Dienste, die Ihr ihm geleistet habt. Wollt Ihr mir dagegen versprechen: zu Niemandem seines Namens zu erwähnen, — zu keinem Menschen den Aufenthalt zu verrathen, wo Ihr Zeuge seines Todes gewesen, so will ich Euch frei und ungehindert ziehen lassen, wenn Ihr mir Eure Adresse gegeben.“

„Ich verspreche es Euch, und danke Euch für die Absicht, mir Aufschluß zu geben, in welchem Zusammenhange Küster Mölling mit Ellinor Attington gestanden hat.“

„Es ist eben so möglich, daß Ihr nie Etwas erfahrt, wenn es Jemand von uns Schaden bringen könnte.“

„Ich hoffe, Ihr entsinnt Euch immer, daß ich sehnlich auf Nachricht von Euch harre! Bedenkt wohl, daß Ihr vielleicht dadurch, daß Ihr mir sagt, was der Mund des Todten verschwiegen, — ein Unrecht sühnt, das er begangen hat.“

„Warum mag Euer Herr, den Ihr so oft in dieser Nacht angerufen, Euch nicht beigestanden haben?“

„Ich vermag seine Weisheit nicht zu ergründen

und unterwerfe mich in Demuth seinem göttlichen Willen."

„Ihr habt festes Vertrauen, Elsbeth Lincoln. Euer Glaube scheint unerschütterlich."

„Ich hatte mich ganz in Gottes Hand gegeben, da ich ein schwaches, schwankendes Wesen war und Er hat mich gestützt, geleitet und gehalten. Frühzeitig hat er in mein Herz die Neigung zu dem Berufe gelegt, den ich erwählt habe, und wer weiß, ob ich es nicht habe werden müssen, um an Ferdinand Mölling's Sterbebett zu beten und Euch da kennen zu lernen."

Der fromme, begeisterte Ausdruck in Elsbeth's sanften Zügen, ergriff seltsam das Herz des Mannes, und kaum hörbar sagte er zu der Diakonissin, als sie sich bereit machte, das Haus zu verlassen: „Wenn Ihr so fest an die Kraft des Gebets glaubt, so betet für mich!"

„Gern!" rief Elsbeth freudig. „Folgt meinem Rathe und denkt an Eure Mutter," fügte sie mit Wärme hinzu, „so werdet Ihr es auch lernen."

„Ich kann nicht an das Vaterhaus in der Heimath denken, denn ich habe es mit Schmach beladen!" sagte er düster.

„Die Thräne der Reue und Buße waschen jegliche Schmach ab," versicherte Elsbeth mit zuversichtlichem Tone.

Der Schritt der Diakonissin, welcher am vergangnen Abend langsam und schleppend gewesen, war

am Morgen fest und sicher, trotz der aufregenden Stunden der Nacht. Mit ruhiger Heiterkeit ging sie neben dem Manne her, der sie durch die ihr unbekannten Straßen der Stadt leitete, in denen dasselbe Leben und Treiben an einzelnen Punkten, — dieselbe Stille und Verödung an andern Stellen herrschte. Es war wenig Unterschied in den Stunden eingetreten, wo am vergangnen Abend die Dämmerung einbrach und jetzt das ungewisse, graue Zwielicht des Morgens die Schatten der Nacht verscheuchte und die Scenen beleuchtete, welche sich dem Anschein nach in Nichts verändert hatten.

Ziemlich achtlos gingen die Diakonissin und ihr Begleiter an den äußern Gegenständen ihrer Umgebungen vorüber, und sie unterbrachen erst ihr tiefes, gegenseitiges Schweigen, als sie vor demselben Hause stehen blieben, das in den Abendstunden des vergangenen Tages fest verschlossen gewesen war.

„Vergeßt nicht Euer Versprechen!“ sagte ernst der Mann.

„Seid unbesorgt und verliert nicht meine Adresse!“ erwiderte freundlich Elsbeth und reichte ihrem Begleiter die Hand.

„Ich werde einige Zeit am Ausgange der Straße warten, denn vielleicht kann ich Euch nützen, wenn Ihr wiederum nicht Einlaß findet,“ entgegnete er.

Er entfernte sich in dem Augenblicke, als vorsichtig die Thüre des Hauses geöffnet wurde, vor der

Elsbeth stand. Eine ältliche Frau fuhr erschreckt vor der schwarzgekeideten Diakonissin zurück und fragte hastig: „Zu wem wollt Ihr? Hier wohnt Niemand!"

„Auch nicht Frau von S....?"

„Sie liegt im Sterben!"

„So bringt mich zu ihr, denn ich bin die Krankenpflegerin, die ihr Bruder bestellt hat."

„Hat man Euch gestern nicht ermordet?" fragte entsetzt die alte Frau.

„Ihr seht, ich lebe und bin gesund!" entgegnete Elsbeth ruhig.

„Wart Ihr doch gestern Abend an der Thüre?"

„Ja, und man ließ mich nicht ein!"

„Das Volk schleppte Euch fort?

„Man bat mich, weil dies Haus mir verschlossen blieb, einem andern Kranken zu helfen."

„Tretet ein! Da kommen wieder so viel Leute," rief ängstlich die Frau, und klagend fügte sie hinzu, als sie mit der Diakonissin auf dem Hausflur stand: „Ach Gott, was sind das für Zeiten!"

Elsbeth sah mit Erstaunen die vielen Menschen, die sich in dem Hause befanden, was nach Aussage der Frau unbewohnt sein sollte. Alles stürzte auf sie zu und man überschüttete sie mit einer Fluth von Fragen, als die Frau berichtete, daß die Diakonissin aus Königsau sei. Sie wollte sich entfernen, doch man vertrat ihr überall den Weg, um zu erfahren, wer sie aus den Händen der Mörder befreit und auf

welche Weise es ihr gelungen, dem Tode zu entgehen. Sie wunderte sich, daß von all' Denjenigen, die jetzt so innigen Antheil an ihrem Geschick nahmen, gestern Keiner zu ihrer Hülfe herbeigekommen war. Mit wenigen Worten erzählte sie, daß man sie in ein Haus gebracht, in dem ein Sterbender gewesen sei.

„Wo war es?“ schrien mindestens zehn Stimmen.

„Ich bin ganz unbekannt in dieser Stadt!“ antwortete Elsbeth ruhig, „und kann daher keine Auskunft über den Ort, wo ich war, geben.“

„War es einer jener verruchten Freiheitshelden?“ fragte eine Frau im höchsten Eifer.

„Liebe Wilhelmine!“ bat besänftigend ein Mann im langen Schlafrock. „Aeußere Dich etwas vorsichtiger!“

„Ja, ja, Frau Räthin,“ rief ein junges Mädchen ironisch, „in solchen Zeiten taugt der Muth nichts! Wenn erst wieder Ruhe in der Stadt, dann können Sie von Freiheitshelden reden und auf die Barrikadenkämpfer schimpfen! Jetzt aber Vorsicht!“

„Ich kehre mich an Nichts!“ rief energisch Wilhelmine.

„Beste Frau!“ schmeichelte der geängstigte Gatte, der wahrscheinlich nur um den weißen Hals seiner muthigen Frau besorgt war.

„Du hast auch Dein Theil beigetragen!“ sagte sie drohend. „Ihr Alle, die Ihr Freiheit predigtet, begeisterte Lieder dichtetet!“

„Gott im Himmel, die Frau hat vor Schreck den Verstand verloren!“ schrie verzweifelt der blasse Rath und stürzte nach seiner Wohnung, die im Parterre des Hauses lag.

„Bringen Sie mich zu Frau von S....!“ bat die Diakonissin die Frau, welche sie in das Haus eingelassen hatte.

„Ach Gott, sie hat seit gestern die entsetzlichsten Krämpfe, wo sie gehört, daß der Adel abgeschafft werden soll,“ berichtete traurig die Frau. „Eben wollte ich mein Leben für sie wagen und zu dem Arzte gehen, der neben an wohnt!“

„Der Adel soll abgeschafft werden?“ rief mit Entsetzen eine hagere Dame mit gelbem Gesicht und spitziger Nase. „Wer will Das?“ fragte sie, sich hoch aufrichtend und aussehend, als sei sie bereit, mit Aufopferung ihres Lebens dagegen zu kämpfen.

„Das Volk!“ sprach wichtig die Frau. „Ach, Fräulein von B***, es ist schrecklich! — Ich überlebe es auch nicht, diese Zeit des Jammers und Elends,“ setzte sie mit einem Tone hinzu, als besäße sie mindestens sechszehn Ahnen.

„Ihr seid eine redliche Frau, Frau Weber!“ rief gnädig Fräulein von B***.

„Ich sagte Ihnen ja immer, gnädiges Fräulein, Frau Weber sei eine Perle,“ sprach ein junges Mädchen, „doch Sie wollten nicht glauben!“

„Sie sind ein naseweises Geschöpf!“ entgegnete

giftig das Fräulein, und wäre ich in der Stelle des Raths, ich ließe Sie als Demokratin einsperren."

„Dann kann er mich lieber begleiten!" lachte munter das kleine Ding und schaute pfiffig um sich her.

„Mein Mann — Sie begleiten?" fragte höhnisch die energische Räthin.

„Oh, Zeit der Schande!" rief empört das alte Fräulein. „Die Verderbniß greift wie die Pest um sich."

„Bemerkten Sie Das vielleicht gestern, als der Herr Rath Ihnen die neusten Berichte über den Stand der Dinge meldete?" fragte die Kleine mit Ironie.

„Sie sind ein böses Kind!" sagte lächelnd Fräulein von B***, „und nicht einmal eine Anwandlung von Ohnmacht entgeht Ihrem scharfen Auge."

„Waren Sie ohnmächtig, als der Herr Rath Sie stützte?" fragte besorgt das junge Mädchen.

„Ach Gott, jede neue Nachricht greift meine Nerven entsetzlich an. Ich bin ganz erschöpft, seit diese Tage der Angst und des Entsetzens begonnen haben. Man ist ja keinen Augenblick seines Lebens sicher!"

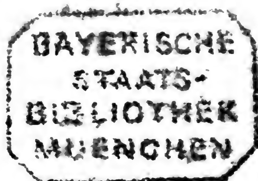
„Sie sehen aber nicht gelber wie sonst aus!" rief die Räthin und zog sich mit einer Verbeugung aus dem Kreise der Neugierigen zurück, die die Diakonissin umstanden.

„Ich werde Ihnen meine Broche schenken!" sagte sanft Fräulein von B***, zu dem jungen Mädchen, „denn wer weiß, ob ich den morgenden Tag erlebe.

Sie, liebe Frau Weber, können sich nachher mein braunes Thibetkleid holen, da ich Ihre guten Gesinnungen belohnen möchte.“

Frau Weber führte jetzt schnell die harrende Diakonissin zu ihrer kranken Gebieterin, um dann die großmüthige Stimmung des Fräuleins zu benutzen, bevor diese ihr gewöhnlicher Geiz erfaßte.

Elsbeth trat still und ergeben in ein düster verhangenes Zimmer, wo sie dann Wochen, fast Monde lang, treu die Pflichten ihres ernsten Berufes erfüllte; dann die Residenz verließ, um segensreich an einem andern Orte zu wirken, wohin sie geschickt wurde.



Viertes Kapitel.

Wir Alle sind des Schicksals Diener nur.
Hoch über uns in heil'gen Finsternissen
Geht sein geweihter Gang, und willig oder nicht
Führt ein geheimer Zwang uns, daß wir ihm im
Dunkeln folgen müssen.
Wieland.

Der Park von Altenau, obgleich nicht im Geringsten großartig, war außerordentlich hübsch und vorzüglich ein Theil desselben, der sogenannte Eichenhain, eine selten schöne Waldpartie. Er verdankte seinen Namen den großen, alten und herrlichen Eichenbäumen, welche sich in bedeutender Anzahl an der Stelle des Parkes befanden und die Ueberreste eines Waldes waren, der in frühern Zeiten dort gestanden, wo jetzt der Boden urbar gemacht worden, Wiesen und Kornfelder die Flächen bedeckten, auf denen er sich einsmals weithin ausgedehnt hatte. Trotz der Entfernung, in welcher die Bäume von einander standen, berührten und verschlangen sich die breiten Zweige der Eichen und bil=

deten dadurch das herrlichste und schönste Laubdach, welches selbst in der größten Hitze des Sommers, einen kühlen und schattigen Aufenthalt gewährte und vielfach das Ziel der Promenaden war, die die gräflich Frankenthal'sche Familie in den hübschen Umgebungen des Gutes machte.

Ziemlich am Ausgange dieses Eichenhaines lag ein großer Teich, der nur durch eine Insel, die sich in demselben befand, und durch das hohe Schilf, welches seine Ufer umgab, kleiner aussah, als er es in der That war. Zwischen einigen Trauerweiden und hohen Silberpappeln, und dem niederen Gebüsch des Flieders und Goldregens, der das grüne Eiland schmückte, sah das dunkle, bemooste Dach einer kleinen Eremitage hervor. Eine einfache Holzbrücke, deren Geländer aus weißen Birkenstämmen bestand, führte vom Wege aus, der sich am Teiche hinzog nach der Insel, in deren Mitte die Eremitage stand. Sie war aus rohen Holzstämmen, in Form eines Tempels aufgeführt, und ihr ganzes Ameublement bestand aus zwei Sesseln von Weidengeflecht und einem kleinen, mit einer Steinplatte bedecktem Tische. Um die grauen Holzpfeiler, auf welche sich das Dach stützte, rankte sich Epheu und Geisblatt, welches Beides, in der Höhe seine schwankenden Zweige vereinend, grüne Bogen bildete. Die Natur, welche sich in dieser stillen Waldeinsamkeit zum Baumeister von Fenster und Thüren am kleinen Inselhäuschen aufgeworfen hatte, konnte

von dem geschicktesten Architekten der Welt unmöglich übertroffen werden. Die Ausführung ihres Werkes war durchaus den Umgebungen des Ortes anpassend. Die grünen Festons des Epheu, durchwoben von den duftenden Blüthen des Geisblatts waren so schön, daß sie mit den kunstvollsten Verzierungen eines gothischen Baues in die Schranken treten konnten, und ein für die Natur offnes Herz und empfängliches Gemüth mußte diesen Laubgewinden den Vorzug ertheilen. Aus einem dieser Bogenfenster, welches dem Eingange in die Eremitage gegenüber lag und sich wie die beiden andern zur rechten und linken Seite nur dadurch von der Thüre unterschied, daß sich an der untern Hälfte der Oeffnung ein von Schlinggewächsen umranktes Geländer von Holzstämmen befand, — aus diesem Fenster hatte man eine sehr hübsche Aussicht in die Ferne. Durch die gelichteten Bäume am Ausgange des Parkes sah man über eine große, mit tausend und aber tausend bunten Blumen bedeckte Wiese, — über wallende Kornfelder und grüne Hecken, Bäume und Gebüsche fort bis zu den Bergen. Am Fuße des ***Berges, auf den der Blick fiel, wenn man aus dem grünen Bogenfenster der Eremitage hinaus in die Ferne sah, lag das Städtchen S....., dessen Kirchthurm und rothe Häuserdächer freundlich aus dem Grün der Bäume hervortauchten. Durch die beiden andern Fenster des Inselhäuschens sah man über die grünliche Wasserfläche des Teiches, mit seinem wogen=

den Schilf am Ufer, in das schattige Dunkel des Eichenhaines, durch welches sich nur an einzelnen Stellen die Strahlen der Sonne Bahn brachen und Lichtreflexe auf das blühende Gras am Boden warfen, dessen zarte, schlanke Halme der leiseste Windhauch hin- und her bewegte.

Es war in den ersten Tagen des Sommers im Jahre 1848, als diese ruhige Waldeinsamkeit von zwei jungen Mädchen aufgesucht wurde und Beide das kleine grüne Eiland des Teiches zu ihrem Aufenthaltsorte ausersahen. Die Eine von ihnen saß in der Eremitage an dem Fenster, welches die Aussicht in die Ferne hatte, und skizzirte in einem Buche, das halb auf ihrem Schooße ruhte, halb gegen das mit Schlinggewächsen umrankte Geländer gelehnt war, die hübsche Aussicht, die sie von ihrem Platze aus genoß. Die Bäume des Eichenhains im Vorder-, das sich am ***berge ausdehnende Städtchen G..... im Hintergrunde.

Das andere Mädchen stand außerhalb der Eremitage. Sie hatte mit einem Arme den Stamm einer Trauerweide umschlungen, welche am äußersten Rande der kleinen Insel stand, und deren tief herabhängende Zweige die Fluth des Wassers berührten, welches der Abendwind aus seiner gewöhnlichen Ruhe aufschreckte, so daß leichte Wellen, sich auf der sonst so stillen Oberfläche kräuselten. Weit vorgebeugt über das sanft bewegte Wasser schaute unverwandt das junge

Mädchen auf die Blüthen einer Lotusblume, welche auf dem Teiche schwamm.

Beide Mädchen waren liebliche, anmuthige Erscheinungen in der zartesten Frische der ersten Jugend, — Beide so hübsch, daß es Jedem außerordentlich schwer fallen mußte, wenn er zur Entscheidung aufgerufen, Einer von ihnen den Preis der Schönheit zuzuerkennen, da der Eindruck, den ihres Aeußeres im Anfange, beim ersten Anblick machte, in manchen Beziehungen ein gleicher war und erst in ganz entgegengesetzter Weise von einander abwich, wenn man sie länger sah und dem Einflusse ihres durchaus verschiedenen Wesens unterlag.

Konnte man Anmuth und Lieblichkeit, welche Beiden in gleich hohem Grade verliehen war, den Hauptausdruck ihres Aeußern nennen, so mußte Jeder zugleich anerkennen, daß Ruhe und Sanftmuth, Reinheit der Seele, Güte und Unschuld des Herzens, — was sich Alles deutlich in den feinen, jugendlichen Zügen ihrer schönen Gesichter ausprägte und die hervorstechenden Reize bildeten, welche den Glanzpunkt ihrer Schönheit ausmachten.

Schweigend machten Beide beim ersten Anblick diesen Eindruck redend, — veränderte sich ihr Sein und Wesen gänzlich.

Sobald Diejenige, die in der Eremitage saß, sprach, erhöhten sich die Hauptreize ihres Aeußern. Die Ruhe und Sanftmuth ihres Wesens verlor sich

nicht, trotz des geistigen Lebens, was sich in jedem Zuge ihres ernsten Gesichts ausdrückte. Sie lag in dem offnen Blick der großen Augen, die trotz ihrer dunkeln Nacht, den lichten Glanz eines klaren Himmels in sich trugen. Sie gaben Kunde von Reinheit ihrer Seele, der Unschuld ihres Herzens; und sah man sie, war man unbewußt bemüht, sich nicht allein mit diesem schönen Ausdruck zu begnügen, sondern tiefer in das geheimnißvolle Dunkel zu dringen, welches, je länger man hineinblickte, immer unergründlicher erschien, aber mit magischer Gewalt anzog und fesselte. So lange das junge Mädchen die Augen niedergeschlagen hatte, wußte man nicht, daß sie dem Antlitz den Hauptausdruck gaben; denn die ernste, gedankenvolle Stirne, — der Mund — die feine, edle Nase, Alles war so schön, daß der Blick nichts mehr bedurfte, um Bewunderung zu empfinden, doch erhoben sich die langen Wimpern, — verhüllten sie nicht mehr diese klaren Sterne, sondern beschatteten sie nur leicht, als sei der ihnen verliehene Glanz zu strahlend, und müsse etwas verdunkelt werden, — so schaute unausgesetzt Jeder in diese wunderbare Tiefe und das Herz erwärmte sich in ihrem sonnenhellen Scheine.

Nur das Lächeln des Mundes vermochte es mitunter, den Blick von den Augen abzulenken, denn überraschend war der Wechsel, den es in den bedeutenden Zügen des interessanten Gesichts hervorbrachte.

Es machte einen ähnlichen Eindruck wie der strahlende Glanz des Sonnenscheins, der die Wolken durchbricht und der Schönheit einer Gegend erst den wahren Reiz verleiht.

Bei dem anderen jungen Mädchen, welches seine Blicke auf die Lotusblumen im Wasser geheftet hielt, trat kein bedeutender Unterschied ein, wenn sie redete. Die träumerische Ruhe ihres stillen Wesens, die, wenn sie schwieg, unwillkührlich anzog, ermüdete auf die Dauer und vergeblich suchte man in den engelhaften Zügen ihres lieblichen Gesichts nach der leisesten Veränderung. Nur der Blick konnte manchmal seinen starren Ausdruck in einen stechenden verwandeln, wenn sie beobachtend um sich schaute, und fast bemerkte man mit Schrecken diese Umwandlung, die einen so seltsamen Contrast zu dem sanften Gesichte bildete, in welchem Weichheit und Unschuld ausgeprägt waren. Nur selten tauchte dieser eigenthümliche Ausdruck in den hellen, blauen Augen des jungen Mädchens auf, nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, wo irgend ein unvermuthetes Ereigniß sie momentan aus der ruhigen Apathie ihres Wesens aufschreckte, konnte man diesen überraschenden Wechsel wahrnehmen. Meistentheils hatten all' ihre Gesichtszüge den stillsten, sanftesten Ausdruck und es trug nichts Wesentliches zur Erhöhung ihrer Schönheit bei, ob sie die Augen geöffnet oder niedergeschlagen hatte. Ihr liebliches Gesicht veränderte sich nicht, ob sie stumm und schwei-

gend da saß, oder, wie in dem Augenblicke, wo ich sie eben vorführte, — sinnend auf die Lotusblumen oder nach den, über dem Wasser tanzenden Mücken schaute; dann ihre Augen zu der klaren Reinheit des Himmels erhob und dem Gesange der Vögel — dem Rufe des Kuckucks, dem Geschrei der Spechte und dem Tone der Holztauben — lauschte. Ob sie träumerisch nieder- oder sinnend emporblickte, — ihr zartes Antlitz zeigte keine Spur von dem Wechsel ihrer Gedanken, während bei ihrer Gefährtin, ein lebendiges Mienenspiel die Thätigkeit des Geistes verrieth und von den verschiedenen Empfindungen ihrer Seele Zeugniß ablegte, die in ihrem Innern, entweder durch ihre Umgebung oder den geschäftigen Gang ihrer eigenen Ideen angeregt waren.

Trotz ihrer mechanischen Beschäftigung verrieth sich bei der Zeichnenden, daß ihr Geist ebenfalls in Anspruch davon genommen und nicht müßig geblieben war. Jede ihre Bewegungen zeigte Leben, der schnelle Aufschlag der Augen, der prüfende Blick, den sie auf die hübsche Umgebung des einsamen Ortes richtete, so wie die gewandte Skizzirung Dessen, was sie zeichnete. Je länger und eifriger sie arbeitete, desto tiefere Röthe färbte ihre Wangen, die zuletzt mit der Farbe der Rose wetteiferten. Das junge Mädchen hatte ihr Werk vollendet, und zurückgelehnt in den Sessel von Weidengeflecht, hefteten sich bald ihre dunkel glänzenden Augen auf die Landschaft im Abendson-

nenschein, bald richtete sie sie prüfend auf ihre Zeichnung.

„Was sagst Du dazu, Margaret?“ rief sie plötzlich, indem sie das Blatt emporhob und sich umwandte. Als sie ihre Freundin nicht mehr an dem Platze erblickte, wo diese noch einige Augenblicke zuvor gesessen, sprang sie auf und, aus dem grünen Bogen des Ephen und Geisblatts hinaus auf die kleine Insel schauend, sagte sie lebhaft: „Margaret! Wo bist Du?“

„Hier!“ antwortete sanft eine klagende Stimme, die nicht im entferntesten an den klaren silberhellen Ton, mit dem die Fragerin gesprochen, erinnerte.

„Läßt Du Dir ein Mährchen von den Wassernixen erzählen?“ sagte die Zeichnerin, die zu dem jungen Mädchen getreten, welche in's Wasser blickte.

„Ach, ich wollte, sie erzählten mir anstatt eines Mährchens, daß Du mich liebst!“ erwiderte traurig die Andere.

„Das brauchen Dir die Nixen nicht zu sagen, meine liebe Margaret, das weißt Du doch lange; und fühlst Du es noch immer nicht, so will ich es Dir wiederholen!“

„Du sagst es mir, um mich zu beruhigen, Liane.“

„Ich weiß gar nicht, Margaret, wie seltsam Dein Herz sein muß, denn das meine empfindet die Liebe ohne Wort und Versicherung, das Deine zweifelt und kann sich nie überzeugen.“

„Oh, es ist schrecklich, Liane, und Du glaubst nicht, wie unglücklich es mich macht! Ich war so froh, als wir D...... verließen, und diese Klette von Hertha nicht mehr an Dir hängen konnte. Nun schreibt sie so oft an Dich und Du zeichnest ihr jetzt gar ein Bild.“

„Liebe Margaret, Hertha Olberg ist lebhaft und leicht erregt von ihren Empfindungen, ein reines Kind des Augenblicks. Ihre flüchtige Liebe zu mir wird dahinrauschen wie der Wind, und die Erinnerung an mich sich bald verlieren. Denke nur, wie viel sie sonst schrieb, wie wenig jetzt — und bald werden ihre Briefe ganz aufhören! Betrübe Dich also nicht mehr über die vorübergehende Liebe eines Kindes, die meiner langen, tiefen Neigung zu Dir nichts geschadet hat.“

„Du hast aber Hertha lieb? Nicht wahr, Liane?“ fragte betrübt die eifersüchtige Freundin und schmiegte sich fest an Diejenige, die ihr ausschließliches Eigenthum sein sollte.

Liane Lincoln antwortete einige Augenblicke nichts. Eines jener strahlenden Lächeln verschönerte ihr Antlitz und ihre klaren Augen blickten nicht auf die ängstlich harrende Margaret, sondern in das geheimnißvolle Dunkel des Eichenhaines und wandten sich dann empor zu dem sonnendurchblitzten grünen Laubdach der alten Bäume.

Der Ausdruck einer Madonna, den man für ge-

wöhnlich in dem lieblichen Gesichte Margaret Hochfeld's sah, verschwand aus ihren sanften Zügen, je länger sie in das belebte Antlitz Lianens schaute. Die feinen Lippen ihres Mundes umspielte nicht das unschuldige Lächeln, welches das Entzücken Aller war, die sie kannten. Fest preßten sie sich zusammen und je stechender der Blick ihrer Augen wurde, desto mehr entstellte Leidenschaft das sonst so ruhige Gesicht. „Warum giebst Du mir keine Antwort?" fragte sie heftig, nachdem Liane einige Augenblicke in tiefem Schweigen verharrt hatte.

„Ich habe es Dir ja oft gesagt, liebe Margaret, daß ich Hertha gern sah und sprach; weshalb stets wiederholen, was Dir unangenehm ist, zu hören," entgegnete Liane sanft, der die Aufregung ihrer Freundin nicht entging.

„Du sollst sie aber nicht lieb haben!"

„Ich glaube nicht, daß sich dem Gefühle gebieten läßt."

„Ich bin Niemandem gut, außer Dir, Liane!"

„Ich liebe Dich treu und innig, Margaret."

„Aber nicht ausschließlich und ich will allein in Deinem Herzen leben, wie Du in dem meinen wohnst!"

„Dann muß ich anders sein, wie Du! Ich empfinde auch für Andere Zuneigung, und ein Gefühl der Liebe zieht mich zu ihnen, dem ich nicht zu widerstehen vermag."

„Warum liebst Du nur diese Hertha, die ein Kind ist?“

„Das weiß ich nicht genau! Sie zog mich an, fesselte mich und ich werde stets Interesse für sie haben.“

„Hast Du sie lieber, wie mich? — Sei aufrichtig, Liane!“

„Das bin ich immer!“ erwiderte ruhig die Freundin.

„So sage es mir!“

„Du weißt es ja!“

„Ich will es aber noch einmal hören!“

„Ich kann nicht so genau die Grenze ziehen, Margaret.“

„Du weißt Alles genau, Liane!“ rief ungeduldig die Eifersüchtige und blickte forschend in die sinnenden Augen der Freundin, „Du wirst es mir daher sagen können, ob Du Hertha Olberg oder mich lieber hast.“

„Die Liebe zu Euch Beiden ist eine ganz verschiedene und läßt sich nicht vergleichen! Ich kann Dir nur die feste Versicherung geben, Margaret, daß ich Dich, — trotzdem mein Herz sich dem Kinde geöffnet hat, — darum nicht weniger liebe!“

Margaret Hochfeld, die fest in Lianens Augen blickte, las darin mehr, als die Worte sagten und beruhigt umschlang sie die Freundin. Tief aufathmend sprach sie: „So hast Du mich denn auch am liebsten und ich bin Dir das Theuerste auf der ganzen Welt!“

Eine dunkle Gluth ergoß sich über Lianens Ant-

litz und färbte selbst das zarte Weiß ihres Halses. Hastig bückte sie sich zu einigen Blumen nieder, die auf dem grünen Rasenteppich der Insel blühten. Ihre langen kastanienbraunen Locken, verbargen zwar jetzt der sie staunend betrachtenden Margaret ihr Gesicht, doch ihrem scharfen Auge war der Wechsel in demselben bei ihren Worten nicht entgangen, und als Liane die abgepflückten Blumen in ihrer Hand zu einem kleinen Bouquet geordnet, — von dem seitwärts von den beiden Mädchen stehenden Fliederbaume, einige kleine Zwejge genommen und die lila Blüthen der hochgewachsenen Staude mit den bescheidenern des Rasengrundes vereint, — auch bei ihrer Beschäftigung, die stille Ruhe ihres gewöhnlichen Wesens wieder erhalten hatte, reichte sie den duftenden Strauß ihrer Freundin und summte leise die Melodie des kleinen Liedes: „der Strauß, den ich gepflücket, grüßt Dich viel tausend mal!"

„Singe den zweiten Vers, Liane!", bat Margaret, und nahm das Bouquet.

Liane erfüllte ruhig der Freundin Wunsch und sang die Worte jenes bekannten Liedchens:

„Es eilen die Gedanken
Zu Dir allstündlich hin.
Dein Bild füllt ohne Wanken,
Mir Seele, Herz und Sinn.
Ja, ewig ziehn Gedanken,
Zu Dir mein Alles hin!"

„Du sagtest vorhin, Liane, Du wärst immer aufrichtig! Beweise es mir dadurch, daß Du mir gestehst,

an wen Du bei den Worten dieses Deines Lieblingsliedes denkst, wenn Du es singst.“

Der feierliche Ton, mit welchem Margaret diese Worte sprach, nachdem Liane das Lied beendet, erschreckte die Freundin, welche das Examen über ihre Gefühle immer leise verletzte, da sie die steten Zweifel nicht zu begreifen vermochte, wohl aber dieselben sie bei der fast täglichen Erneuerung ermüdeten und kränkten. Liane Lincoln kannte Margaret zu lange, um nicht bis in die verborgenste Tiefe ihres Herzens manche Blicke gethan zu haben. Sie kannte die heftige Leidenschaft, die unter der sanften Außenseite ruhte, und hatte zu häufige Proben von ihrer blinden Eifersucht gehabt, um nicht alle Gelegenheit zu vermeiden, ihr Grund dazu zu geben, und erwiderte daher heiter: „Bei Dir sind meine Gedanken, Dein Bild erfüllt meine Seele!“

„Das ist nicht wahr!“ rief Margaret heftig und warf die Blumen in den Teich.

„Margaret!“ entgegnete Liane ernst.

„Nein, nein! Du bist nicht aufrichtig! O, Liane, Liane, Hertha Olberg ist Dir das Theuerste auf der Welt!“

Ein Thränenstrom begleitete diese Worte des aufgeregten Mädchens.

„Du irrst Dich!“ erwiderte Liane langsam und alle ihre Gesichtszüge zeigten, wie peinlich und schmerzlich sie litt.

„Wer ist es denn? — Wer in der Pension hat mir Deine Liebe geraubt?"

„Niemand!"

„Liane, oh, sei doch wahr!" rief flehend Margaret.

„Margaret!" bat sanft das junge Mädchen ihre Freundin. „Du regst Dich ohne Grund so auf. Du bist so blaß, Du zitterst vor Leidenschaft und bedenke die Folgen. Es ist so lange her, daß Du Deinen Starrkrampf nicht gehabt, doch bist Du so heftig wie jetzt, ängstige ich mich immer entsetzlich, daß er wieder kommt. Sei doch ruhig!"

„So sag' mir, ob ich Dir das Theuerste auf der Welt bin, dann werde ich ruhig sein," entgegnete schluchzend Margaret. Liane sah sie traurig an und sagte dann, sie zärtlich umarmend: „Ich habe Dich unendlich lieb!"

„Du liebst eine unserer Bekannten aber mehr?"

„Nein, Du bist mir von Allen die Theuerste!"

„Deine Großmutter, Deine Tante, Liane."

„Ich verehre, ich liebe sie, — doch zu Dir zieht mein Herz mich mehr hin."

Ein Freudenstrahl erhellte des weinenden Mädchens Gesicht, dann fragte sie weiter: „Ist Dir Deine Muttter theurer als ich?"

„Du weißt Margaret, daß sie ich nur wenig kenne. Ich liebe sie, aber Du stehst mir näher!"

Mein Gott, wer ist es denn?" rief klagend Margaret.

Liane sah namenlos traurig aus und erwiderte nichts.

„Ich kenne doch Alle, die Du kennst," setzte die eifersüchtige Freundin hinzu. „Wer von unsern hiesigen Bekannten mag es sein!"

Eine tiefe Röthe bedeckte auf's Neue Lianens Wangen, welche unter dem Gespräche, fast zur Weiße des Schnees erbleicht waren. Margaret sah es und bat flehend: „Ach, sag es mir!"

„Ich kann nicht!" entgegnete Liane kaum hörbar.

„Kenne ich sie, die Du liebst?"

Liane schüttelte den Kopf, und sah ernst vor sich nieder.

„Wir sind ja aber immer zusammen, Liane," fügte Margaret erstaunt hinzu, „da müßte ich doch die Person auch gesehen haben, die Du siehst!"

„Ich sehe sie nicht!"

„Wie, kommst Du nicht mit ihr zusammen?"

„Nie!" entgegnete Liane traurig.

„Wirst Du sie aber bald sehen?"

„Ich glaube nicht! Wir sind getrennt für dieses Leben, wie mir es scheint."

„Macht es Dich traurig? Du siehst so betrübt aus, Liane!"

„Manchmal früher! — Es ist so lange, daß ich den Schmerz getragen, daher glaubte ich, ihn über-

wunden zu hab[illegible] noch in letzter Zeit, — w[illegible] hat unseres Aufenthalts in der [illegible] — [illegible] auf's Neue an Das erinnert, was mitunter nicht mehr mein einziger Gedanke gewesen. Hier in Altenau, denke ich aber wieder unaufhörlich an ihn!"

„An ihn?" fragte Margaret in lebhafter Verwunderung.

Liane mußte über das Erstaunen ihrer Freundin lächeln, obgleich sie traurig war. Gedankenvoll blickte sie dann zu Boden, als Margaret hinzusetzte: „Ach, Gott sei Dank, daß Du keine Freundin lieber, wie mich hast! Ihn? — Also ein Herr! Nun das ist nicht so schlimm. Ich habe auch früher mit manchen Knaben gespielt, an die ich jetzt wohl denke; doch sie hat man nie so lieb, wie eine Freundin! — Ich begreife nicht, daß er Dir theurer, wie ich sein kann und glaube, Du bildest Dir es nur ein! Wenn ich ihn nie gesehn, muß es doch sehr lange her sein, denn Du bist ja schon acht Jahre bei mir. Wann sahst Du ihn zuletzt, Liane?"

„Bald sind es neun und ein halbes Jahr!"

„Ach Gott, da warst Du ein kleines Mädchen, er ein Knabe."

„Er war kein Knabe mehr, Margaret."

„Schon ein Herr? Nun dann bin ich ganz ruhig! Dann muß es jetzt ein alter Mann sein und auf den bin ich nicht eifersüchtig. Meinen Großpapa kannst Du auch lieben, so viel Du willst!" setzte sie lachend hinzu.

Liane freute sich, daß Margaret so heiter wurde und bemühte sich, in ihr Lachen einzustimmen. Ruhig plauderten beide Mädchen zusammen, in dem kleinen Inselhäuschen, in welches sie zurückkehrten, um die Zeichnung zu betrachten, als plötzlich Margaret's Antlitz gänzlich erblaßte, sie hastig den Arm ergriff und: „Hilf mir, Liane!" ausrief. Liane kannte die schwache Gesundheit Margaret's und wußte, wie schädlich dieser jede Aufregung war, weshalb sie sie auch vorhin bei ihrer Heftigkeit gewarnt hatte. Sie zog sie in den Sessel, lehnte ihren Kopf an den Pfeiler und eilte zum Teiche, in welchen sie ihr Taschentuch tauchte, das sie dann auf die bleiche Stirne Margaret's legte, da ihr kein anderes Mittel zur Verfügung stand, der fast Bewußtlosen zu helfen.

„Ich werde in's Haus gehen, liebe Margaret, Dir Wasser und Eau de Cologne holen!" sagte sie zu der Freundin, als Diese nach einer Weile die Augen öffnete. „Bleibe so lange hier ruhig sitzen, denn ich bin gleich wieder da!"

Margaret versuchte zu lächeln, um die besorgte Liane zu beruhigen und gab ihr ein zustimmendes Zeichen, zu gehen und das Genannte zu holen.

Liane flog mehr, als sie ging, über die kleine Holzbrücke, durch Park und Garten, nach dem Hause hin, welches nicht weit entfernt war. Als sie die Stufen der breiten und hohen Steintreppe, die vor

dem Schlosse Altenau lag, hinauf eilte, traten aus der Thür des Hauses zwei Herren.

Der Eine derselben ist bereits ein Bekannter des Lesers aus früherer Zeit, der Besitzer von Altenau, — Graf Frankenthal. Der jetzt zweiundsechzigjährige Mann, gleicht noch in manchen Punkten der flüchtigen Skizze, die ich am Begräbnißtage des Küsters Bothmer von ihm entwarf. Freundliches Wohlwollen lag in den edlen Zügen seines Gesichtes ausgeprägt, und war sein Schritt auch nicht mehr so leicht und elastisch, wie vor achtundzwanzig Jahren, als er mit dem Pfarrer von Altenau, hinter dem Sarge des Schullehrers einherging, so doch noch so fest und sicher, daß staunend die Männer des Dorfes, die damals Kinder gewesen, ihrem stattlichen Gutsherrn nachblickten und sich über die Rüstigkeit ihres Grafen freuten, der die Last seiner Jahre so leicht trug. Das etwas moquante Lächeln, welches seinen Mund bei den pfiffigen Antworten seiner Bauern zu umschweben pflegte, tauchte auch in seinen alten Jahren noch manchmal hervor, und verscheuchte momentan den ernsten, schmerzlichen Ausdruck, den Kummer und Leid seinem heitern, sorglosen Antlitz im Laufe der Zeiten gegeben. Der bittre Gram über den Tod seines einzigen Kindes, hatte tiefe Furchen auf seiner einst so klaren Stirn gezogen, und dunkel war ihm seitdem das Leben vorgekommen, was ihm früher nur mit lichtem Glanze erfüllt schien.

Der Verlust seines Schwiegersohnes, der Tod seiner Frau, Beides waren harte Schicksalsschläge für den alten Mann gewesen. Namentlich nach dem Verluste seiner treuen Lebensgefährtin, schien ihm das Leben, mehr eine Last als Freude, und nur der Gedanke an seine vereinzelt ohne ihn in der Welt dastehende Enkeltochter, bewahrte ihn vor dem Wunsche, Derjenigen bald folgen zu mögen, wohin sie ihm vorausgegangen war. Margaret Hochfeld war das Band, welches Graf Frankenthal an das Leben fesselte und seinem Dasein noch Reiz verlieh. Mit Schreck erfüllte ihn daher Lianens flüchtiger Bericht über das Unwohlsein seiner Enkelin und schnell wandte er sich zu dem jungen Manne, der sein Begleiter war, mit den Worten:

„Ach Herr Doktor, ich brauche Sie wohl nicht erst zu bitten, mir zu folgen."

„Mit Vergnügen stehe ich zu Dienst, Herr Graf, und freue mich, zufällig in Altenau zu sein, da Sie meiner Hülfe bedürfen!" erwiderte verbindlich der Fremde, den Liane noch nie zuvor gesehen hatte.

Liane blickte mit einiger Scheu in das finstre Gesicht des Herrn, der sie mit seinen feurig blitzenden Augen forschend betrachtete, während sie mit Graf Frankenthal gesprochen; und der Ausdruck von Leidenschaft und Kühnheit, welcher in den markirten Zügen lag, berührten das junge Mädchen unangenehm.

Als Graf Frankenthal Lianen den Fremden vorstellte, — sie den Namen Saldern hörte, bestürmten verschiedenartige Gefühle ihr Herz; doch das vorherrschende war Freude, daß dieser geschickte Arzt aus G....., von welchem Fama schon Wunderdinge berichtet, — dessen Ruhm die ganze Gegend erfüllte, — in dem Augenblicke in Altenau war, wo man seiner gewiß nöthig bedurfte.

„Sagten Sie nicht, Herr Graf, daß Sie eine kleine Apotheke besäßen. Ich möchte Sie dann bitten, mir schnell die Mittel zu zeigen, die uns zu Gebote stehen, damit ich das wählen kann, was bei einer Ohnmacht das geeignetste ist.“

Graf Frankenthal beeilte sich, den Wunsch des Arztes zu erfüllen. Dieser nahm eine der Essenzen, die er am wirksamsten hielt, bat Lianen, Wasser nachzuschicken und folgte dem Grafen nach dem Inselhäuschen. Als Liane Margaret's Jungfer von dem Vorfalle, der ihre junge Gebieterin betroffen, in Kenntniß gesetzt, kehrte sie schnell zu ihrer leidenden Freundin zurück. Sie fand sie jetzt vollständig bewußtlos und Doktor Saldern eifrig bemüht, sie in das Leben zurückzurufen. Als Margaret die Besinnung wieder bekam, trug ihr Erstaunen, sich in den Armen eines ihr gänzlich fremden Herrn zu befinden, der ihr mit der stärkenden Essenz die Stirne rieb, vielleicht mit dazu bei, sie schneller in die Wirklichkeit zurück zu führen.

„Liane!“ rief sie leise und als sie Diejenige erkannte, welche sie so innig liebte, überflog ein Lächeln ihr blasses Gesicht und sie reichte ihr freundlich die Hand, indem sie fragend nach Doktor Saldern blickte.

„Es ist ein Arzt,“ flüsterte ihr Liane zu, als Margaret sich aufrichtete und zärtlich ihre Arme um den Hals der vor ihr knieenden Freundin schlang.

Margaret sah sich nach dem Herrn um, der jetzt neben ihrem Großvater stand, legte den Kopf wieder auf Lianens Schulter und sagte ängstlich: „Ach Liane, vor Dem fürchte ich mich!“

„Wie befinden Sie sich?“ fragte mit tiefer, klangvoller Stimme, Doktor Saldern, Magareten.

Sie bebte zusammen und sagte leise: „Es ist mir besser! — Ich fühle mich ganz wohl und danke Ihnen!“ fügte sie lauter hinzu, indem sie flüchtig den Arzt ansah und dann aufstand, um zu ihrem Großvater zu gehen, der mit Besorgniß auf seine blasse Enkelin blickte. Sie schwankte beim ersten Schritt, den sie machte, und hätte der Doktor sie nicht schnell unterstützt, würde sie hingefallen sein.

„Bleiben Sie noch einige Augenblicke ruhig sitzen, Fräulein Hochfeld,“ sagte er freundlich. „Der Anfall möchte wiederkehren.“ Das flüchtige Roth, was Margaret's Gesicht bedeckt hatte, verschwand wieder, und bleicher als zuvor, lehnte sie sich in den Sessel zurück. Graf

Frankenthal und Liane sahen sie besorgt an; doch der Doktor beruhigte sie mit einigen Worten. Er ließ Margaret an der Essenz riechen, wusch ihre Stirn damit, goß dann aus einer kleinen Flasche, die er der Hausapotheke des Grafen entnommen, einige Tropfen in Wasser und bat sie, die Mischung zu trinken. Sie that, was er verlangte und ihr wurde besser.

Prüfend blickte sie jetzt in das Gesicht des Arztes, der theilnehmend und freundlich auf sie niedersah und die dunkel flammenden Augen des jungen Mannes, die Lianen bewogen, ihren Blick zu senken, übten eine magische Gewalt auf das sanfte, schüchterne Mädchen aus. Sie kam ihm wie eine ängstliche Taube vor, und er bemühte sich, den Ton seiner Stimme weich zu machen, wenn er mit Margaret redete, und ging so zart und sanft mit ihr um, wie es sonst durchaus nicht seine Art und Weise war, mit den Patienten zu verkehren.

Als sie sich ganz erholt hätte und ruhig mit ihrem Großvater und Lianen sprach, sagte Doktor Saldern lächelnd zu Margaret: „Nun bitte ich Sie aber, Ihren romantischen Aufenthalt zu verlassen, denn so reizend und poetisch auch dieses kleine, grüne Eiland ist, so wenig sind diese rein natürlichen Umgebungen zu Krankheiten und Ohnmachten geeignet!“

Margaret und Liane schauten sich lächelnd in ihrem Lieblingsasyle um und Graf Frankenthal bat

sie Beide, ihre Vorliebe für den grünen Zauberpalast ihrer Kinderjahre in ihrer Seele zu unterdrücken und künftig einen näher am Schlosse gelegenen Platz, mit etwas geräumigerem Umkreis, zum Ziel ihrer Wanderungen zu wählen.

„Es ist aber ein vollständiger Feensitz!“ sagte der Doktor zu Margaret, als er sie langsam und vorsichtig über die Brücke geleitete und sie auf seinen Arm gestützt, durch die schattigen Gänge des Eichenhains führte.

„Wir sind auch am liebsten auf unsrer Insel,“ entgegnete Margaret.

„Und wohl immer dort Beide allein, denn ich bemerkte nur zwei Sessel da,“ setzte Saldern hinzu.

„Außer uns kommt Niemand dahin!“

„So muß ich wohl ganz besonders dem unglücklichen Zufall dankbar sein, der mich in das kleine Heiligthum eingeführt?“ fragte er lächelnd.

„Oh, wenn es Ihnen da gefallen hat und Sie wieder nach Altenau kommen, sollen Sie Aufnahme auf unserer gastlichen Insel finden,“ erwiderte Margaret freundlich.

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte!“ war Saldern's Erwiderung.

Margaret Hochfeld, die selten Interesse für Fremde fühlte, beschäftigte sich an jenem Abende noch lange mit Doktor Saldern, als dieser Altenau längst ver-

lassen hatte. Als sie mit Lianen allein in ihrem Schlafzimmer war, sagte sie zu ihrer ebenfalls nachdenklichen Freundin: „Nicht wahr, Liane, Dich bestimmt immer der erste Eindruck, den Etwas auf Dein Gefühl macht?“

„Bis jetzt, ja! Doch ich glaube, es ist nicht gut, sich ihm ganz hinzugeben.“

„Meinst Du?“

„Gewiß, Margaret! Mich hat zwar mein erstes Gefühl immer richtig geleitet, aber entsinnst Du Dich nicht, daß Dein Großvater neulich meinte: ich sollte mich hüten, dem ersten Eindrucke gleich nachzugeben, und er hat wohl Recht, da er ja bedeutend mehr Erfahrung, wie ich, besitzt und in Allem ein besseres und richtigeres Urtheil hat, als ein junges, mit der Welt und dem Leben unbekanntes Mädchen.“

„Ja, Das ist wohl so der Fall!“ erwiderte Margaret ernst, und träumerisch fügte sie hinzu: „Mein erstes Gefühl war Schreck und Angst!“

Liane blickte aufmerksam in die weichen Züge der Freundin, die sie so sinnend anschaute.

„Aengstigst Du Dich nicht mehr vor ihm?“ fragte sie leise.

„Oh doch!“ entgegnete Margaret, „aber ich will das Gefühl zu überwinden suchen, da er unser Arzt bleibt, wie mir Großpapa vorhin sagte.“

„Gott mag mich vor Krankheit bewahren!“ war Lianens Wunsch an dem Abend.

„Ob er wohl immer sanfter mit mir, als mit den Anderen sprechen wird?“ fragte sich heimlich Margaret, der der Wechsel in Doktor Saldern's Stimme nicht entgangen war, wenn er sie angeredet hatte.

Fünftes Kapitel.

Warum ich liebe, weiß ich nicht zu sagen,
Sieh den Magnet dem Pol' gewendet zu
Unwandelbar, — erkläre mir weswegen,
Und meiner Liebe Räthsel lösest Du.
*Maria Clementine**.*

Mit Staunen hatte Margaret Hochfeld in den ersten Tagen des Sommers, nachdem sie einige Wochen zuvor aus der Pension zurückgekehrt war, das halbe Geständniß Lianens aufgenommen, daß diese an einen Herrn denke. Einige Monate später, als der Herbstwind über die Stoppeln der Kornfelder, über die gelblichen Wiesen rauschend dahinzog und die letzten, kümmerlichen Blüthen der kleinen bescheidenen Blumen fortwehte, — das dichte Laub der Eichen bedeutend gelichtet war, — das Schilfrohr am Ufer des Teiches in hohen und tiefen Wellen mit schauerlichen Tönen auf und niederwogte, als wollte es der sterbenden Natur das Grablied singen, und der Sturm, seinen

Einzug im Walde haltend, nicht allein sein tolles Spiel mit den goldenen Blättern trieb, die er vereinend und trennend durch die frische Luft jagte, sondern auch die stille, ruhige Wasserfläche in wilder Hast bewegte, so daß hoch aufspritzend der grünliche Schlamm des Teiches sich erst zur Ruhe begab, wenn ein günstiger Zufall ihn an's Ufer der Insel geschleudert, und er weich gebettet auf den Halmen des Rasens lag, die jetzt kein Fuß mehr niedertrat — — zu der Zeit, als die ganze Schöpfung ein weites Grab wurde, Alles an den Winter mahnte, — blühte ewiger Frühling im Herzen Margaret's und wie leiser Lenzeshauch durchströmten frohe, selige Hoffnungen ihre junge Seele! — — — Schon an demselben Abend des Tages, wo sie das Unglaubliche gehört, daß vor ihr ein Anderer die Liebe der treuen Freundin ihrer Kinderjahre gewonnen, waren es nicht mehr die tiefen, strahlenden Augen Liane Lincoln's, an die sie ausschließlich dachte, sondern diese milden Sterne wichen den leuchtenden Blitzstrahlen der Blicke, die Doktor Saldern auf seine Patientin gerichtet und die in ihrem Innern eine Gluth entzündet hatten, von der Margaret bis dahin keine Ahnung gehabt.

Nach jenem Abend sah sie den Arzt fast täglich während mehrerer Wochen, denn die Veranlassung, welche ihn nach Altenau geführt, dauerte fort, da der Kranke, zu dem er gerufen worden, der Gutsverwalter Graf Frankenthal's war, der bei dem Bau einer

nenen Brennerei verunglückt: von einem hohen Gerüste herabgestürzt war und bedeutenden Schaden genommen hatte.

Graf Frankenthal übergab seine etwas kränkliche Enkelin auch der Behandlung des Doktors Saldern, und er wie Liane sprachen sich oft lobend und anerkennend zu dem jungen Arzte über die überraschenden Wirkungen der Kuren aus, die er Margaret verordnete; denn diese war wie neu belebt und von Leiden war im Verlaufe einiger Wochen keine Spur mehr in den feinen Zügen ihres rosigen Gesichtchens zu entdecken. Je wohler, je heiterer und glücklicher sich das junge Mädchen fühlte, desto dankbarer war sie Demjenigen, der ihr nach ihrer und Aller Ansicht Gesundheit und neue Kräfte gegeben.

Die düstern Züge von Doktor Saldern's Gesicht hellten sich immer mehr auf, je länger er in das liebliche Antlitz Margaret's blickte, die ihn mit strahlenden Augen und freundlichem Lächeln ansah; und in den Stunden, wo er Abends im kleinen Kreise der Bewohner des Altenauer Schlosses saß, harmlos und fröhlich, munter und scherzend mit den beiden jungen Mädchen plauderte, sich an ihrem heitern Lachen ergötzte, mit ihnen lachte und gänzlich vergaß, daß es Zeiten in seinem Leben gegeben, wo die bitterste Verzweiflung seine Seele erfüllt, in finsterm Menschenhaß sein Herz sich von der ganzen Welt mit Verachtung abgewendet, — in diesen Stunden begriffen Liane

und Margaret nicht, daß sie sich einst vor ihm gefürchtet. Unbefangen und heiter sprachen sie, wenn sie dann wieder allein waren, von dem ersten Eindruck, den er ihnen gemacht, und nur, wenn Margaret lachend sagte: „Ach Liane, ich muß es Herrn Saldern mal erzählen, daß wir uns so vor ihm geängstigt,“ dann zuckte wohl Lianens Herz in seltsamer Furcht und Bangigkeit und schnell und hastig bat sie: „Nein, nein, Margaret, thue Das nicht,“ und um die Freundin von ihrem Vorhaben abzubringen, fügte sie wohl hinzu: „Sieh, er ist so gut und freundlich, es möchte ihn verletzen und warum wolltest Du Das?“

Erschreckt blickte die sanfte Margaret ihre verständigere Freundin an und fragte ängstlich: „Ach, bis jetzt, meine liebe Liane, habe ich doch wohl noch nie Etwas gesagt, was ihn kränken könnte?“ und froh und leicht athmete sie auf, wenn Jene beruhigend versicherte: „Bewahre, beste Margaret! Er ist ja stets so freundlich gegen Dich.“ Ein süßes Lächeln umspielte Margaret's Lippen bei solcher Antwort und mit Entzücken gedachte sie des Vorzuges, den Doktor Saldern ihr gab.

Dieser Vorzug lag mehr in den Verhältnissen und Umständen, als in den Absichten des Arztes. Margaret repräsentirte, trotz ihrer Jugend, die Dame des Hauses, sie war die Enkelin des Besitzers von Altenau und sie empfing nicht allein Doktor Saldern's Gruß zuerst, sondern an sie richtete er auch während der

ersten Zeit ihrer Bekanntschaft immer das Wort, da sie seine Patientin, und erst, wenn er seine Erkundigung nach dem Befinden der Inselbeherrscherin eingezogen, welchen Namen er Margaret scherzend gegeben, wandte er sich zu Liane.

Diese hatte bei jedem neuen Besuche Saldern's ein Gefühl der Angst zu überwinden. Ernst und zurückhaltend war sie stets im Anfange, bis der Zauber seiner lebendigen, geistreichen Unterhaltung auf sie einwirkte, sie hingerissen durch die Macht seiner Worte wurde und beim Sprechen vergaß, mit wem sie redete, da sich dann sein Aeußeres verwandelte, sein ganzes Wesen einen andern Anstrich erhielt.

Doktor Saldern's Gesicht überflog ein Lächeln des Triumphs, wenn es ihm gelungen, Lianens Zurückhaltung zu besiegen, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln; und wenn ihr lebhafter Geist einmal erregt, hatte er nicht nöthig, dessen Schwungkraft im Gange zu erhalten, sondern er bestrebte sich dann, Margaret in den Kreis ihrer gegenseitigen Ideen hineinzuziehen, ihr begreiflich zu machen, was ihr unfaßlich war, und sein Bemühen: sie an einer Unterhaltung Theil nehmen zu lassen, die über die Kräfte ihres Verstandes hinaus ging, beglückte und beseligte Diejenige, die mit Bewunderung seinen Worten lauschte und unterstützt von ihm sich in ein Gebiet wagte, was sie fast verschlossen für sich gewähnt hatte.

Mit Staunen sah Liane Margaret's schwachen

Geist erstarken und fast als ein Wunder betrachtete sie Saldern, der dem jungen Mädchen eine so kräftige Stütze war und glänzende Lichtfunken aus ihrer Seele hervorzulocken wußte, die bis dahin oft wie mit Nacht bedeckt gewesen, und in der nur die Liebe zur Freundin mitunter einen hellen Schein erweckt hatte. Erfreute Liane sich der täglich mit der Gesundheit zunehmenden Geistesthätigkeit Margaret's, so blickte Graf Frankenthal voll Stolz auf seine Enkelin, die das ganze Glück seines Lebens ausmachte.

Mit warmen herzlichen Worten dankte er dem jungen Arzte für seine unausgesetzte Bemühung, welche der schönste Erfolg krönte, und bat ihn, als dessen Beruf ihn nicht mehr so oft nach Altenau führte, dahin zu kommen, wann es seine Zeit erlaube.

Als der Gutsverwalter genesen, die Besuche Saldern's seltner im Schlosse wurden, verfiel Margaret Anfangs in eine leichte Melancholie; doch nach und nach gewöhnte sie sich an die traurige Nothwendigkeit, eine Gesellschaft entbehren zu müssen, die ihr in kurzer Zeit so lieb geworden und welche sie fast als Lebensbedürfniß angesehen hatte. Sie zählte die Tage und Stunden bis zu jenem Zeitpunkte, wo er ferner gewöhnlich zu kommen pflegte, und vernahm sie den Hufschlag seines Pferdes, den sie genau kannte, so bebte ihr Herz mit Wonne dem Augenblick entgegen, wo sein fester, langsamer Schritt sich auf dem Corridor hörbar machte, seine tiefe, klangvolle Stimme ihr, leiser

wie den Anderen, den Gruß bot und sie in jene leuchtenden Augen blickte, die, je öfter sie ihn sah, je länger sie ihn kannte, ein wärmeres Feuer in ihrem Herzen entzündeten, ein strahlenderes Licht in ihre Seele warfen und mit hellem Schein ihr Leben erfüllten. Immer fester, immer inniger schloß sie sich in dieser Zeit an Liane, die sie ohne Worte verstand, aber mit heimlicher Angst dem Augenblick entgegensah, wo die still genährte Gluth in Margaret's Herzen zur lodernden Flamme werden würde und daher, so viel sie vermochte, das aufgeregte, leidenschaftliche Gemüth der Freundin zu beruhigen strebte.

Die Sonntage waren doppelte Festtage für Margaret, da dann gewöhnlich Doktor Saldern zu kommen pflegte und gleich nach Tische setzte sie sich fröhlich auf den Balkon vor dem Schlosse, schaute unausgesetzt nach dem Wege, der nach G..... führte, und erkannte sie von Ferne seine Gestalt, so rief sie jubelnd: „Großpapa, Liane, er kommt!“

Hatte Graf Frankenthal die Symptome der Liebe vergessen, — dachte er nicht daran, daß seine Enkelin unmöglich blind gegen die geistigen und körperlichen Vorzüge sein konnte, die Doktor Saldern vor vielen Andern besaß, oder sah und bemerkte er die Neigung des jungen Mädchens zu dem Arzte und billigte er sie? — —

Diese Fragen beschäftigten oft den Geist Lianens, und sah sie die Freundin glücklich, den Doktor heiter,

Frankenthal zufrieden, so dachte sie mit Wehmuth: Ach, warum kann ich nicht froh sein und mich der Gegenwart erfreuen! Warum muß meine Seele ewig von Furcht und Zweifel gequält werden und woher kommt die Bangigkeit meines Herzens, das nie ruhig schlägt, wenn jene flammenden Augen auf Margaret gerichtet sind und die zu Zeiten mich mit einem so wunderbaren Ausdruck anstarren!

Daß Graf Frankenthal mit der Neigung seiner Enkelin zu Doktor Saldern einverstanden war, wurde in Lianens Herzen mehr und mehr zur festen Ueberzeugung, je öfter der Arzt nach Altenau kam und je häufiger sie mit ihm auf den benachbarten Gütern zusammentrafen, wo Margaret in Gesellschaft Anderer sich eben so ausschließlich mit ihm unterhielt, wie sie es zu Hause that und ihr Großvater manchmal gegen Liane die Worte aussprach: „Ich sehe es am liebsten, wenn unser Freund Saldern sich mit Margaret unterhält, denn er versteht es am besten, die schlummernden Geisteskräfte in ihrer Seele zu wecken und sie aus der stillen, theilnahmlosen Apathie ihres Wesens zu reißen!“

„Wird es nicht Gefahr bringen?“ fragte Liane einmal ernst den Grafen bei der Gelegenheit, wo er seine Freude über des Doktors Umgang mit seiner Enkelin aussprach.

„Was für Gefahr, mein Kind?“ entgegnete erstaunt Frankenthal.

„Ich fürchte, man kann Margaret nicht kennen, ohne sie zu lieben!“ erwiederte Liane zögernd.

„Nein, das glaube ich auch nicht, denn sie besitzt das Gemüth eines Engels! Unser vortrefflicher Saldern muß sie auch lieb haben, denn sonst würde er sie nicht mit dieser auffallenden Sorgfalt und Aufmerksamkeit behandeln. Die Zuneigung, welche er aber für Margaret hat, ist seinem Herzen nicht gefährlich, liebe Liane, denn das hebt er für seine reiche Cousine, die Tochter des Commerzienrath Saldern in K** auf, wegen welcher er, wie es heißt, von M..... fort und nach G..... gezogen ist.“

„Ist Das wahr?“ fragte langsam und ernst Liane.

„Ich weiß es nicht genau,“ entgegnete der Graf ruhig, „aber ich hörte es oft und heute Morgen erzählte es mir lachend Margaret, daß Saldern sich nächstens verheirathen würde.“

„Margaret sagte es?“ wiederholte Liane erstaunt.

„Sie mag es Ihnen selbst erzählen, wenn Sie mir nicht glauben wollen,“ sprach Frankenthal lachend und rief Margaret herbei, die mit heiterm Antlitz die Worte ihres Großvaters bekräftigte. Als dieser die beiden Mädchen verließ, wuchs Lianens Staunen, daß die Freundin erst ruhig weiter von dem allgemeinen: on dit, sprach, dann aber mit einiger Heftigkeit ausrief: „In Zukunft, Liane, verbitte ich mir übrigens, daß Du mich bei meinem Großpapa zu verläumden

strebst und ihn aufmerksam auf Dinge zu machen Dich bemühst, die nicht existiren."

„So hast Du gehört, was ich gesagt," antwortete gelassen Liane, „und dann mußt Du wohl auch wissen, daß es keine Verläumdung gewesen."

„Du bist doch nie aus Deiner Ruhe zu reißen," sprach heiter Margaret und umarmte zärtlich die Freundin. „Ich wollte Dich nur erschrecken, meine süße, liebe Liane," fügte sie schmeichelnd hinzu, „aber Das gelingt mir nicht."

Liane begriff zum ersten Mal seit ihrem Zusammensein nicht den einfachen Charakter Margaret's, in welchem sie sich einbildete, wie in einem offenen Buche lesen zu können. Sie, in derem Herzen kein Mißtrauen wohnte, deren Seele einer Verstellung nicht fähig, sie wußte nicht, daß Eifersucht, welche das ganze Wesen Margaret's erfüllte, die Wurzel tausendfachen Uebels in der Brust eines Menschen ist, und die Hauptkeime dieser bösen Leidenschaft Mißtrauen und Verstellungskunst sind. Liane mit ihrem offnen, wahren Charakter ahnte nicht, daß Ersteres selbst gegen sie manchmal in Margaret's Innern wohnte und sie Letzteres anwandte, um zu ergründen, ob sie Recht mit ihren Vermuthungen habe. Sie fürchtete immer, wenn Saldern mit Liane redete, daß er sie, die sie für die Schönste und Liebenswürdigste hielt, auch als Solche ansehen möchte; und hatte Margaret schon früher nie geduldet, daß Jemand Liane liebte, so war

ihr der Gedanke entsetzlich, daß der junge Arzt es thun könne. — Sie überzeugte sich aber, je öfter sie mit Saldern zusammen kam, daß er sie Lianen vorzog; und daß er sie eben so heiß und innig liebe, wie sie ihn, davon glaubte das junge, unerfahrne Mädchen den deutlichsten Beweis an einem Abend Ende des Sommers, — in dessen Anfang sie ihn kennen gelernt, — erhalten zu haben. Diese Erinnerung veranlaßte es, daß sie das Absterben der Natur nicht bemerkte, weil in ihrem Herzen tausend frohe Hoffnungen sich regten und unverwelkliche Blüthen in ihrer Seele zu keimen schienen.

Margaret war nämlich eines Abends auf der Insel zurückgeblieben, als Liane ihren gewöhnlichen Spaziergang nach dem neuen Kirchhofe machte, wie dieser Gottesacker noch immer genannt wurde, trotzdem seit achtundzwanzig Jahren die Todten darauf begraben wurden.

Liane hat doch eine merkwürdige Anhänglichkeit an das Grab ihres verstorbenen Großvaters, dachte Margaret, als sie die Freundin den Weg durch den Eichenhain nehmen sah, der nach dem Berge führte, an dessen Abhange der Kirchhof lag und zu dessen Füßen sich das Dorf Altenau weithin ausdehnte.

Während Liane, nachdem sie das Grab Küster Bothmer's besucht, an ihrem Lieblingsplatze auf dem Kirchhofe, an dem eisernen Kreuze, das in seiner Mitte stand, weilte, auf das geheimnißvolle Rauschen

der dunkeln Tannen hörte, die in einem Halbrund das heilige Wahrzeichen des Glaubens umgaben, — sinnend in die Tiefe blickte, wo neben der Dorfkirche aus dem Grün der alten Lindenbäume das Pfarrhaus und die kleine Küstenwohnung freundlich hervortauchten, — dann ihr Auge über Wiesen und Auen, Hügel und Berge fortschweifte, gedankenvoll in die nebelgraue Ferne eilte, — in ihrem jungen Herzen die schönste Erinnerung ihrer Kindheit erwachte, — in der Stunde, wo sie der Vergangenheit lebte, dachte ihre Freundin an die Zukunft! —

Margaret Hochfeld's Blicke weilten träumerisch auf dem Städtchen G....., nach welchem sie mit heitern, frohen Hoffnungen durch das grüne Bogenfenster der Eremitage hinsah, und während Liane auf die leisen schauerlichen Melodien der Tannenbäume lauschte, bebte Margaret's Herz beim leisesten Geflüster der Blätter, beim Vorüberflug der Vögel, in Angst und banger Erwartung. Mit Saldern war sie noch nie allein auf der Insel zusammen gewesen, aber es war der brennendste Wunsch ihrer Seele, daß es einmal der Zufall fügen möge, und seitdem er ihr gesagt, daß er mitunter, wenn sein Weg ihn an Altenau vorüberführe, es wage, sein Pferd am Ausgange des Eichenhains stehen zu lassen und zu jenem kleinen Eiland zu gehen, wo er sie zuerst gesehen, — seitdem Margaret Das wußte, begleitete sie Lianen nicht mehr, wie sonst, nach dem Kirchhofe, sondern harrend in der

Hoffnung: Denjenigen, der ihre Seele erfüllte, dort einst zu treffen, saß sie Abend für Abend in der Eremitage, bis ihr Großvater oder ihre Freundin sie aus dem Dunkel des Waldes abholten.

Mit heimlicher Angst sah sie die kurzen Tage und kühlen Abende herannahen, ohne daß ihr lang gehegter Wunsch sich erfüllte. Harrend und hoffend wartete sie an dem letzten Abend, — wo ihr Großvater ihr gestattet, mit Liane nach dem Inselhäuschen zu gehen, — auf Saldern, der seit längerer Zeit nicht in Altenau gewesen war.

Trotzdem man schon im September, war die Luft an jenem Tage auffallend warm und schön gewesen, weshalb auch Graf Frankenthal Nichts dagegen eingewendet hatte, als seine Enkelin ihn gebeten, ihr den Besuch der Insel zu erlauben.

Es war noch keine halbe Stunde, seit Liane sie verlassen, vergangen, als ein Geräusch in der Eremitage Margaret bewog, sich umzuwenden. Sie war am Ziel ihrer Wünsche, denn ihr Blick ruhte auf Doktor Saldern, der überrascht schien, daß zu dieser späten Stunde sich noch Jemand auf der Insel befand.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, gnädiges Fräulein!“ sprach Saldern's tiefe ruhige Stimme, „doch ich ging spazieren, weiter als ich beabsichtigte, stand plötzlich am Eingange Ihres Parks und wollte mich, da ich sehr ermüdet bin, hier etwas ausruhen.“

„Bitte, setzen Sie sich doch, Herr Doktor!“ rief Margaret lebhaft, als sie zu bemerken glaubte, daß Saldern sich entfernen wollte.

„Ich will nicht stören,“ erwiderte er und verließ mit einer tiefen Verbeugung und Abschiedsgruß die Eremitage.

Margaret sprang hastig von ihrem Platze auf, lief ihm nach und sagte schnell: „So werde ich gehn! Bleiben Sie und ruhen Sie sich doch aus! Ich bitte Sie!“

„Ich soll Sie aus ihrem rechtmäßigen Eigenthum vertreiben,“ entgegnete er lächelnd, „unmöglich!“

„Ich vertreibe Sie!“ sagte das junge Mädchen traurig. „Nicht Sie mich!“ setzte sie ruhig hinzu.

Saldern blickte, wie es ihm oft erging, überrascht und erstaunt auf Margaret, die so unendlich schüchtern, blöde, so echt weiblich aussah, und doch bei vielen Gelegenheiten that und aussprach, was eine Andere, die lebendiger, unvorsichtiger und unbefangener, wie sie war, verschwiegen haben würde. Hatte er auch seit lange schon bemerkt, daß er dem jungen Mädchen nicht gleichgültig geblieben, daß die Verehrung, die sie für den Arzt hegte, der ihr die Gesundheit wieder gegeben, — sich nach und nach in ein anderes und wärmeres Gefühl verwandelt, — so machte ihn der Augenblick, wo sie ihm den Weg vertrat, um ihn nicht von der Insel fortzulassen, klar, daß er sich über das Herzensgeheimniß Margaret Hochfeld's nicht ge-

täuscht, sondern richtig vermuthet, wenn er geglaubt, daß sie ihn liebe. Nicht Freude erfüllte seine Seele bei dieser Entdeckung, sondern tiefe Wehmuth, wie er sie bis dahin nie empfunden. Traurig blickte er auf das junge, schöne Mädchen und was ihn, so lange er es nur heimlich vermuthet, geschmeichelt hatte, machte ihn fast unglücklich, als er die Gewißheit vor Augen sah und der Gedanke ihn durchzuckte: was das Ende dieser Liebe sein würde! — Diese Wehmuth seines Innern gab seinem ernsten, fast finstern Gesichte einen weichen, schönen Ausdruck, wie Margaret ihn noch nie bei ihm wahrgenommen.

„Was ist Ihnen?“ fragte sie ängstlich, als sie sah, daß eine tiefe Blässe sein Antlitz bedeckte.

„Ich bin besorgt um Sie!“ sagte er leise.

„Um mich? — Ach mir fehlt Nichts!“ antwortete sie ganz glücklich, daß die Angst um sie ihn bleich machen konnte.

„Sie sehen aber so aufgeregt aus, gnädiges Fräulein, und Das ist bei Ihnen kein gutes Zeichen.“

„Ich zittre immer, wenn ich mich freue, Das wissen Sie ja!“ sagte sie unbefangen, und offenherzig ihr Gefühl aussprechend fügte sie hinzu: „Ich freute mich so unendlich, Sie zu sehen, denn Sie sind sehr lange nicht in Altenau gewesen und darum thut es mir leid, daß Sie nicht hier bleiben wollen.“

„Es ist besser, wenn ich gehe!“ antwortete er ernst, „und auch Sie sollten nicht mehr zu dieser

späten Stunde so leicht gekleidet im Walde sein, denn es ist kühl hier."

„Mir ist sehr warm!" versicherte sie, „sogar heiß!" Margaret schüttelte ihre langen, lichtblonden Locken zurück und Saldern sah noch deutlicher die tiefe Purpurröthe, welche ihr feines, liebliches Gesicht bedeckte.

„Eben weil Ihnen warm ist, gehen Sie lieber in's Haus!" mahnte der Arzt.

„Ach, bitte Herr Doktor, eine Viertelstunde, lassen Sie uns noch hier bleiben!" sagte das junge Mädchen mit dem weichen, klagenden Ton ihrer leisen Stimme, und richtete ihre sanften, blauen Augen auf Saldern. „Dann wollen wir in's Haus gehen, denn Sie müssen heut in Altenau den Abend zubringen!"

Der Doktor vermochte nicht, der Bitte Margaret's zu widerstehen, da er sie tief betrübt sah, als er den nochmaligen Versuch machte, die Insel zu verlassen. Um dem jungen Mädchen einen trüben Augenblick zu sparen, trat er mit ihr unter das bemooste Dach der kleinen Eremitage und dachte nicht daran, daß diese Viertelstunde, die sie von ihm erfleht, der Anfang mancher wonnevollen Tage für Margaret werden, aber zugleich tausendfaches Weh, bittre Kämpfe und Jahre voll Leid und Schmerz ihr bereiten sollten.

Margaret glaubte in dieser Zeit, welche sie mit Saldern allein auf der Insel zubrachte und die ihr eine Minute der höchsten Seligkeit zu sein schien, die feste Ueberzeugung seiner Liebe gewonnen zu haben

und doch that und sagte er nichts Besonders, als er ihr gegenüber stand. Er war nur weicher und milder, wie er sonst zu sein pflegte, und so zart und rücksichtsvoll in seinem Benehmen gegen sie, als sei sie ein krankes Kind. Sie ahnte nicht, daß er sie wie ein vollständiges Kind betrachtete, das sich seinen augenblicklichen Phantasien hingab und nicht bedachte, daß sie Gefahr bringen konnten. Er hatte bittre Erfahrungen in der Liebe gemacht und wußte, welch' grenzenloses Leid sie im Stande war, nach sich zu ziehen. Seine gute Absicht war: Margaret leise und schmerzlos die Blumen aus der Hand zu nehmen, die sie sich zum duftenden Kranze winden wollte, und welche an dem Abgrunde blühten, an dem sie seiner Ansicht nach stand. Während er seine Blicke auf der zarten, ätherischen Schönheit des jungen Mädchens ruhen ließ, dachte er nicht im entferntesten daran, daß seine Augen ihr die Bewunderung verriethen, welche sie ihm einflößte und es sie mit Freude, Stolz und Seligkeit erfüllte, daß sie ihm gefiel. Lieblicher und anziehender, als an jenem schönen Abend im Walde, war Margaret noch nie gewesen, so hatte sie Saldern noch nie gesehen! Die schöne Statue, die sie sonst war, hatte Leben, und Seele leuchtete aus dem klaren Grunde ihrer blauen Augen. Saldern dachte auch, als er sie ansah, daß, obgleich er vieles Schöne gesehen, sein Auge doch bisher etwas Reizenderes nie erblickt hätte, und er wurde nicht müde, diese zarte,

feenhafte Erscheinung zu betrachten, die ihm mehr wie das lustige Phantasiegebilde eines Traumes erschien, als wie ein Wesen der Wirklichkeit. In anmuthiger Lieblichkeit lag Margaret in ihrem Sessel zurückgelehnt, welcher an dem grünen Bogenfenster der Eremitage, das die Aussicht in die Ferne hatte, stand. Sie bog oft, wenn sie lange und tief in des Arztes dunkle Augen schaute und aufmerksam seinen ernsten, ruhigen Worten lauschte, ihren reizenden Kopf gegen den mit dunkelm Epheu umrankten Pfeiler zurück, als vermöchte sie nicht, ihn aufrecht ohne Stütze zu erhalten, vor der wogenden Fluth von tausend und aber tausend Gedanken, die ihn durchkreuzten. Sah Saldern dann ihre Augen, die feinen Züge ihres Gesichts, in denen sich eine an Anbetung grenzende Verehrung gegen ihn ausprägte, so kostete es ihm einen kleinen Kampf, nicht den Damm zu durchbrechen, der diese Fluth zurück hielt, um sich in den Wogen der Seligkeit zu berauschen, in dessen Meere ihre junge, unschuldige Seele schwamm. Vor dem Blicke, der bei solchen Gedanken aus seinen Augen leuchtete, senkte Margaret unbewußt den ihrigen, und sah sie dann sinnend vor sich nieder und zerriß mit ihren zarten Fingern, spielend die feinen Blätter der Schlinggewächse, die sich um das Gesims des Geländers rankten, auf dem ihr Arm und ihre Hand ruhten, und welche, den Tod durch sie findend, zerstreut auf ihr klares, weißes Kleid niederfielen, das ihre schlanke Gestalt, wie duftiger

Wellenschaum umfloß, — — in den Momenten bebte Saldern zurück und sein heftiges, leidenschaftliches Gemüth zur Ruhe zwingend, fragte er sich: „Was willst Du thun, Du liebst sie ja nicht! — Streckst Du Deine Hand nicht aus, um eine Krone von höherm Werth zu erreichen, als dieses schwankende, weiche Geschöpf, das sich wie Wachs biegen und formen würde? Nein, ich will mir ein starkes Herz für die Stürme des Lebens erringen, nicht noch einmal mein Glück auf die beweglichen Wellen eines schwachen bauen!“

Mit diesem festen Entschluß blickte Saldern dann mild und ernst auf Margaret, welche, wenn er einige Augenblicke schwieg, träumerisch die am klaren Himmel dahinziehenden Boten der scheidenden Sonne anstarrte — die fliegenden Purpurwölkchen betrachtete, die mit leuchtendem Scheine den ganzen Horizont bedeckten, bis sie bleich und immer bleicher werdend, den schönen Glanz verloren, den ein anderes Element ihnen verliehen, — verschwanden und dahinstarben, — nachdem bewundernd ein Blick auf ihrem kurzen, flüchtigen Dasein geruht, was momentan in erborgter, herrlicher Farbenpracht gestrahlt hatte.

Während Saldern Margaret bewunderte, bedauerte und von dem unter Blumen verborgenen Abgrund, an dem sie spielte, langsam zu entfernen gedachte, verfloß schnell die Zeit. Er vergaß sie und wußte nicht, als er Margaret nach dem Schlosse begleitete, daß

sie viel zu lange den betäubenden und berauschenden Duft der Blumen eingeathmet hatte, welche er sie nicht wollte zum Kranze winden lassen. Er glaubte nicht, daß die flüchtige Freude, die er ihr durch das Alleinsein mit ihm gewährt, Jahre ihres fernern Lebens vergiften würde, und keine Blume auf dem zerrissenen Boden ihres Herzens ferner keimen und blühen wollte.

„Diese Neigung wird wie ein Traum aus ihrer Seele schwinden, wenn sie erst den Schauplatz der Welt betreten hat!“ dachte Doktor Saldern, als er an jenem Abend Altenau verlassen und sich auf dem Rückwege nach G..... befand. Graf Frankenthal hatte nämlich am Morgen des Tages von seiner Schwester, die in der Residenz lebte, eine dringende Einladung erhalten, den Winter mit seiner Enkelin und seiner Pflegetochter, Miß Lincoln, in der Stadt zuzubringen, und er war geneigt, diese Bitte zu erfüllen, wenn der Arzt seine Zustimmung gäbe, daß Margaret Bälle und Gesellschaften besuche.

Saldern versprach sich viel von dem Wechsel der Umgebungen, der günstig auf Margaret einwirken und sie aus Träumen erwecken würde, die sich nach seiner jetzigen Ansicht nie realisiren konnten. Er versicherte daher Graf Frankenthal, daß seine Enkelin vollkommen wohl sei und ihre Kräfte den Strapatzen einer Wintersaison in der Residenz gewachsen wären.

Liane blickte staunend, Margaret vorwurfsvoll auf den Arzt, der seine Zustimmung zu ihrer Entfernung von Altenau gab, und er sah lächelnd Erstere, mitleidig und traurig Letztere an, welcher Ausdruck von Beiden mißverstanden wurde.

„Wozu soll ich nach der Residenz?“ fragte sich Margaret, als Saldern sie verlassen hatte. „Weshalb soll ich andere Menschen kennen lernen, die mir nie Das sein werden, was er mir ist, ihn mir nicht ersetzen können! — Ihretwegen, die mir gleichgültig sind, muß ich mich von ihm trennen, ihn entbehren, der mein Ein und Alles geworden! — Warum in die Welt und in das Leben, wo doch in der stillen Einsamkeit meiner Heimath mir das höchste Glück blüht?“

Die Erfahrung hätte der fragenden und klagenden Margaret die Antwort geben können: „Um in der Welt und in dem Leben einsehen zu lernen, daß die wahre Heimath des Menschen nicht hienieden ist, und das höchste Glück, nur der Himmel und nicht die Erde gewähren kann!“

Margaret Hochfeld war siebzehn Jahr alt, und zu dieser Zeit des Lebens steht die Erfahrung noch nicht zur Seite eines jungen Mädchens, sondern glückliche Illusionen umgaukeln die hoffende Seele und das vertrauende Herz. Ihr Zauberkreis umwebt sie so dicht, daß nichts Anderes Zutritt hat. Beim anbrechenden Morgenroth des Tages, wer denkt da, —

wenn der Himmel klar wie das Herz ist, — der Horizont in dem rosigen Glanze strahlt, wie ihn die Hoffnung dem Auge malt, was sehnsüchtig in den luftigen Aether blickt, — wer denkt da an die Wolken, die aufsteigen könnten, Licht und Glanz verdunkeln möchten? — Kein Mädchen mit siebzehn Jahren, und noch weniger das dem Augenblick lebende Herz gedenkt der Schatten des Abends, sondern vergißt über der Pracht des Morgens das kommende Dunkel der Nacht.

Liane Lincoln, das ernste Kind, das sinnende Mädchen, wie nahm sie die Nachricht, den Winter in der Residenz zu verleben, auf?

Jubelnde Freude erfüllte ihre Seele bei dem Gedanken an die Reise und den Aufenthalt in der Stadt!

Liane war in Margaret's Alter, und sie sah ebenfalls nur das anbrechende Morgenroth ihres Lebens! Die melancholischen Ahnungen, die das ernste Kind gehabt, sie wichen vor dem Zauberglanz froher Hoffnungen, welche in schimmernden Bildern an dem Herzen des jungen Mädchens vorüberzogen.

Während Margaret betrübt war: die stille Einsamkeit ihrer Heimath verlassen zu sollen, sehnte sie sich hinaus in das Leben und in die Welt. In ihrer Seele ruhte die tiefe und heilige Ueberzeugung, die sie schon in früher Kindheit gewonnen, und sie lautete: „Die einzige Heimath, die ich habe, ist bei ihm. Gott hat endlich mein heißes Gebet erhört und ich

sehe ihn wieder, nachdem ich stete Sehnsucht im Herzen getragen. Er ist dort, wie ich durch Hertha weiß!"

Richard Hallingen war das Zauberwort, was für Liane überall stand, wie für Margaret Bruno Saldern's Name allein die weite Schöpfung erfüllte! Beide Mädchen sahen Das, woran ihr Herz hing, auf jedem Blatte, in jeder Blüthe, und weil es mit unauslöschlichen Zügen in ihrer Seele geschrieben — mit unvergänglichen Farben in ihre Herzen gezeichnet war, merkten Beide nicht, daß die Blätter der Bäume sich vergoldeten und starben, die Blumen verwelkten und vom Winde verweht wurden.

Der Herbst der Natur warf nicht seinen melancholischen Schein auf den Frühling ihres Herzens. Liane sah mit Entzücken den Winter kommen, Margaret sehnte sein Ende herbei, und Beide hofften auf die Zukunft.

Das „Warum" ihrer Liebe war Beiden nicht klar, und würde man sie danach gefragt haben, sie hätten nur mit dem Motto dieses Kapitels antworten können.

Sechstes Kapitel.

> Das ist der Zigeuner bewegliche Schaar,
> Mit blitzendem Auge und wallenden Haar.
> Und magische Sprüche für Noth und Gefahr,
> Verkündet die Alte dem horchenden Paar.
>
> E. Geibel.

Jenseit der Hügelkette, an der das Gut und Dorf Altenau lag, dehnte sich in der Ebne des Thals eine weite Strecke Haideland aus, das nur an einzelnen wenigen Stellen, etwas bebaut war, wo arme Leute sich dort wegen Billigkeit des Bodens niedergelassen und kleine Hütten errichtet hatten.

Es war in den ersten Tagen des Novembers, an einem für die Jahreszeit außergewöhnlich schönen, klaren Tage, um die Mittagsstunde, als Margaret Hochfeld und Liane Lincoln in einem leichten offnen Wagen durch diese Haide fuhren. Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde verließen beide Mädchen auf Margaret's Wunsch den Wagen und schritten

in dem ödesten, ganz unangebauten Theile der Haide voran.

Mit sichtbarem und von Augenblick zu Augenblick mehr zunehmendem Erstaunen setzte Liane ihre Promenade an der Seite ihrer zu der Stunde auffallend schweigsamen Freundin fort, bis sie endlich stehen bleibend ausrief: „Nein, Margaret, ich muß wissen, wohin Du mich führst, bevor ich weiter gehe!“

Margaret brach in ein herzliches Lachen aus und erwiderte dann: „Sagte ich Dir nicht heute Morgen, als ich Dich beredete, ebenfalls von dem Diner bei'm General von Rohan in K** zurückbleiben, zu dem Großpapa hingefahren ist, daß ich Dich glänzend entschädigen würde? — Ich bin dabei, Liane, und Du versprachst mir als Revanche für das Vergnügen, das ich Dir bereiten werde: mir stillschweigend zu folgen! — Thust Du es aber?“

„Ich habe mein Möglichstes geleistet, liebe Margaret! Ich bin neugierig, zu erfahren, ob Du vielleicht die Absicht hast, um den Freuden der Residenz zu entgehen, mit mir in diese öde Haide zu entfliehen?“

„Nein, nein, Liane, wir kehren sogar bald nach Altenau zurück, und unsere letzten Vorbereitungen zu unserer Abreise treffen zu können; denn morgen bei Tagesanbruch sollen wir ja gerüstet sein, um uns in den Strudel der Welt zu begeben.“

„Wo gehn wir aber jetzt hin?“

„Ich bitte Dich, Liane, schweige, denn wir dürfen nicht reden!"

„Wer verbietet uns Das?" fragte Liane lächelnd.

„Der Wind! — Die Luft!" flüsterte Margaret geheimnißvoll und sah mit schelmischem Ausdruck Liane an.

„Seit wann befiehlt Dir Wind und Luft Etwas — seit wann gehorchst Du diesem Elemente?"

„Liane, Du bist unleidlich!" rief Margaret halb böse, halb ungeduldig: „Ich beschwöre Dich: Schweige! — Sprichst Du so viel, so störst Du den geheimnißvoll auf uns einwirkenden Zauber der Geister, die diese Haide bewohnen und beherrschen."

„Diese Geister haben ja laut Chronik nur Nachts Rechte auf diesem Gebiete! — Jetzt zur hellen Stunde des Tages weilen sie nicht auf diesem öden Haideland. Nun gehört uns ihre Welt und wir können hier sprechen."

„Bis zu jener sumpfigen Stelle allenfalls, Liane, aber von jenem Platze an, wo die Zauberweide steht, redest Du kein Wort mehr. Die Zauberweide ist die Grenze des Reiches der Königin der Geister."

„Willst Du noch bis zur Zauberweide, Margaret?" fragte Liane erschrocken. „Du hast wohl vergessen, daß heut meine Großmutter von K** nach Altenau kommt, um mir Lebewohl zu sagen, und ich versprach Tante Laura, zum Kaffee bei ihr zu sein."

„So früh wirst Du freilich nicht im Küsterhause

sein, denn es ist jetzt schon zwei Uhr vorbei und wir sind weit über eine Stunde von Altenau entfernt!" entgegnete Margaret stehen bleibend und nach ihrer Uhr sehend. „Ich habe das ganz vergessen, Liane; indessen beruhige Dich, nach drei Uhr kommt der Wagen an die Zauberweide, um uns abzuholen, wohin ich ihn bestellt. Der Weg über die Haide ist gut, und wir werden schnell nach Altenau kommen. Ich bringe Dich bis an das Schulhaus und Tante Laura's Kaffee wird Dir nach der weiten Promneade schmecken, wenn er auch etwas kalt geworden!"

„Du bestehst also darauf, noch weiter zu gehen, Margaret?"

„Ja, liebe Liane, thue mir den Gefallen und komme mit!" bat schmeichelnd die Freundin, und mit der Hand nach einigen Bäumen zeigend, durch deren entlaubte Zweige man das Strohdach einer niedrigen Hütte hervorschimmern sah und Rauchwolken bemerkte, die aus ihr aufsteigen mußten, — nach dieser Richtung deutend, fügte Margaret hinzu: „Dort, Liane, ist mein Ziel und wir haben höchstens noch eine Viertelstunde zu gehen!"

„Das ist weiter, Margaret!" sagte Liane, „denn bis an die Zauberweide haben wir noch eine volle Viertelstunde und wie weit entfernt liegt das Gebüsch hinter der Weide! Doch wenn Du gern willst, so laß uns eilen, denn ich vermuthe, in dem Hause wohnt eine der Armen, die Du unterstütz'st."

Margaret's Antlitz, dem schon das schnelle Gehen und die Luft einen halben Purpurschein gegeben, färbte ein noch tieferes Roth bei den Worten der Freundin. Zärtlich lehnte sie sich an Lianen und sagte verwirrt: „Nein, nein, nicht zu Armen gehe ich, sondern —"

„Nun wohin?" fragte Liane ernst.

„Wirst Du auch nicht böse werden?"

„Weshalb? Was ist in dem Hause?"

„Mutter Gregori wohnt dort, wie die Leute im Dorfe die alte Frau nennen."

„Die kenne ich nicht! Kommt sie nicht Sonntags zur Kirche?"

„Nein, sie ist katholisch!"

„Was willst Du von ihr, Margaret?"

„Es ist die Zigeunerin! Sie sagt wahr aus der Hand und sie soll uns die Karten legen! Du hast doch gewiß schon von Mutter Gregori, der berühmten Prophetin gehört?"

Liane schien durch diese Erklärung ihrer Freundin unangenehm berührt zu werden, doch Margareth erzählte ihr bis zur Zauberweide so viel Wunderbares von den Geheimnissen Mutter Gregori's, daß sie begierig wurde, die Zigeunerin kennen zu lernen, welche die Zukunft voraus wußte und die Schicksale der Menschen aus den Linien ihrer Hände las.

An der Stelle in der Haide, wo, wie die Dorfleute sagten, das „Zauberreich der Zigeunerin Gregori" seinen Anfang nahm — und wo als Zeichen

der Grenze ein alter, knorriger Weidenstamm stand, aus dessen Krone seit Jahren kein Blatt mehr hervorsproßte, — blieben die beiden jungen Mädchen einige Augenblicke stehen, theils um sich von ihrem schnellen Gange etwas zu erholen, theils um sich zu dem wichtigen Ereigniß: bis zum Hause der Zigeunerin kein Wort mehr zu sagen, — vorzubereiten.

„Du sagst also Nichts mehr, Liane!“ rief Margaret sehr ernst.

„Ich verstehe nur nicht, wie unser jetziges Schweigen mit unsern zukünftigen Schicksalen in Verbindung gebracht werden, oder gar Einfluß darauf haben soll!“

„Das weiß ich auch nicht, aber es ist nothwendig, denn Katharine hat es mir mehre Mal anempfohlen.“

„Hat Katharine Dich veranlaßt, hierher zu gehen?“ fragte Liane und hielt die Freundin zurück, die geweihte Grenze zu überschreiten, hinter welcher nicht mehr geredet werden durfte.

„Ja, Liane, Katharine erzählte mir, daß die Zigeunerin meiner Mutter Schicksal ihr voraus gesagt! Sie ist mit ihr dagewesen und hat Alles mit angehört, denn Du weißt, sie war ja schon mehre Jahre bei ihr Kammerjungfer, bevor meine Mutter sich verheirathete. Sie entsinnt sich auch noch Einiges, was die Gregori Deiner Mutter gesagt hat.“

„Hat die Zigeunerin auch meiner Mutter prophezeiht, Margaret?“ fragte Liane erstaunt. „Sie ist bei einer Kartenlegerin gewesen?“

„Ach, Liane, Katharine sagt, Kartenlegen sei keine Sünde und ich könnte mich darauf verlassen, daß jedes Mädchen sich gern die Zukunft prophezeihen ließe und es auch thäte, wenn sie Gelegenheit dazu hätte!“

Liane sah in unschuldiger Verwunderung Margaret bei diesen Worten an, dachte der Frömmigkeit ihrer Mutter und beruhigte sich in dem Gedanken, daß diese in ihrer Mädchenzeit auch nicht der geheimnißvollen Anziehungskraft widerstanden, die eine Karten legende und die Zukunft prophezeihende Zigeunerin auf die Phantasie ausübt, sondern ebenfalls die Versuchung, ihr Schicksal im Voraus zu wissen, nicht zurückgewiesen und bekämpft hatte.

Schweigend legten beide Mädchen die letzte Strecke Wegs zurück und als sie sich der Hütte der Zigeunerin näherten, sahen sie eine so abenteuerliche Gestalt in der Thüre derselben stehen, daß sie sich erschrocken anblickten. Dazu kam noch, daß, wie an den wenigsten Häusern der armen Landbewohner in der Provinz * * *, auch an dieser Hütte kein Schornstein war und der Rauch aus der Thür der Tenne ziehen mußte. Die kleine Gestalt einer wunderbar gekleideten Frau stand auf der Schwelle des Hauses, von dichten Rauchwolken umgeben, die aus dem Innern desselben hervordrangen. Liane dachte nach der Beschreibung Margaret's, daß sie vor der Berühmtheit Altenau's, vor Mutter Gregori, der alten Zigeunerin stehe und ihre Freundin wußte es genau,

denn Katharine, ihre Kammerjungfer, ein Erbstück aus dem Nachlaß ihrer verstorbenen Mutter, hatte ihr seit Wochen so viel von der Kartenlegerin und deren wunderbaren Erscheinung, wie abentheuerlichen Tracht erzählt, daß sie keinen Augenblick im Zweifel war, wer die in qualmenden Rauchwolken stehende Persönlichkeit sei.

Eine Fürstin konnte nicht mit ruhigerer Hoheit auf ihrem goldenen Throne sitzen und das ehrfurchtsvolle Nahen des ihr ergebenen, unterthänigen Hofstaates erwarten, als die alte Zigeunerin von der hölzernen Schwelle ihrer armseligen Behausung aus es that und auf die beiden schönen jungen Mädchen in eleganter Kleidung blickte, die, sie stumm prüfend, in einiger Entfernung von der Hütte stehen blieben.

„Kommt näher, wenn Ihr Euer Schicksal wissen wollt!“ rief die Zigeunerin, und langsam, wie ein Paar Verbrecher, schritten Liane und Margaret dem Platze, wo die alte Frau stand, entgegen, als sie den Zuruf vernommen hatten

„Ich bin nicht Gott!“ setzte sie hinzu, als die Mädchen mit Angst und Herzklopfen vor ihr standen und sie Beide prüfend mit ihren feurig blitzenden Augen betrachtete.

Liane und Margaret zeigten keine Ueberraschung bei dieser eigenthümlichen Behauptung der Zigeunerin, sondern schienen gänzlich einverstanden mit ihrer ausgesprochenen Meinung; denn lebte auch in Beider

Seele keine klare Vorstellung von dem höchsten Wesen, so dachten sie es sich doch auch nicht der alten Frau ähnlich.

„Habt Ihr gelacht und gesprochen von der Zauberweide an, die die Grenze meines Reiches ist?“ fragte sie weiter, mit einer Miene, die eines Polykrates würdig gewesen wäre und eigentlich wenig für die Bewohnerin einer so kleinen elenden Bauernhütte paßte.

„Nein!“ sagten beide Mädchen.

„So folgt mir!“ rief sie und wandte sich nach dem Innern des Hauses.

Bellend begrüßte ein Hund von der edelsten Race der bissigen Dorfköter den Eintritt der Fremden in das Heiligthum seiner Gebieterin, legte sich aber ruhig nieder, als Mutter Gregori ihm ein Zeichen gab, daß weder sie, noch ihr Haus und Hof in Gefahr sei. Ein Schweinchen, welches vielleicht in der chimärischen Hoffnung seiner Bestimmung auf Erden: einst fett zu werden, seine Tage verlebte, bewegte sich in nächster Nähe des Cerberus auf der Tenne umher und folgte dem Beispiel seines treuen Gefährten, als die beiden Mädchen in das Haus traten, indem es ebenfalls seine ihm von der Natur verliehene Stimme erschallen ließ. Dieses Thier besänftigte sich nicht durch der Zigeunerin Zeichen, sondern fuhr fort, der Welt Beweise seines Daseins zu geben, als der Hund schon lange in majestätischem Schweigen dalag. Es machte

einen Spectakel, als ob ihm das Messer an der Kehle säße, und dieser entsetzliche Augenblick stand ihm doch erst bevor, wenn es den gehörigen Umfang erreicht haben würde, der noch lange nicht in Aussicht stand, da vermöge seiner schlanken Gestalt es eher einem Windspiele glich, als der Thiergattung, der es angehörte. Hund und Schwein waren nicht die einzigen Insaßen der Tenne, welche die Ankunft der Altenauer Schloßdamen aus ihrer Nachmittagsruhe aufstörte. Eine Katze, die so schwarz war, als habe sie aus einer Pechtonne ihre Farbe entlehnt, schoß mit einem gewaltigen Satz über den rauhen, schmutzigen Estrich des Fußbodens dahin und hätte in ihrer eiligen Flucht beinah übersehen, daß auf ihrem steten Ruheplatze, dem offenen Heerde, ein Holzfeuer lodernd brannte und diese Zufluchtsstätte ihr nicht Schutz bieten konnte. Da Aufenthalt in den Flammen kein besonderes Abkühlungsmittel für gehabten Schreck ist, und die schwarze Katze nur ein Asyl und nicht den Tod suchte, sprang sie schleunigst von dem Heerde herab und kletterte mit Gewandtheit an einer zerbrochenen Leiter, — die nach dem Boden unter dem Dache führte, — in die Höhe, auf deren wenige Sprossen sich schon einige Hühner, ebenfalls in der allgemeinen Revolution der Thierwelt auf der Tenne, geflüchtet hatten. Die Katze nahm keine Notiz von den Einwänden der Hühner, die diese schreiend erhoben, sondern ohne sich umzusehen an ihnen vorübereilend,

erreichte sie glücklich den Boden, und von diesem unnahbaren Standpunkte — für Margaret und Liane, die sie dahin vertrieben, — schaute sie aufmerksam auf die beiden Mädchen, die der Zigeunerin in ein niedriges Gemach, am Ende der Tenne liegend, folgten, welches die alte Frau eine Stube nannte. Die Decke war so tief, daß Liane, welche bedeutend größer, als Margaret und die Besitzerin des Hauses, nicht aufrecht in dem Raume, wohin sie geführt worden, zu stehen vermochte.

Ein Lächeln überflog das olivengelbe Gesicht Frau Gregori's und ruhig sprach sie: „Ihr seid nicht für eine Hütte geboren und Eure Heimath ist der Palast des Reichen und Vornehmen!“

Heiter sagte Liane, indem sie sich auf eine kleine Holzbank setzte: „Nein, gute Frau, Ihr irrt, denn ich bin weder reich, noch vornehm, und seht, wie schnell ich mich in die einfachen Umgebungen Eures Hauses zu finden vermag.“

„Es ist gut, wenn man sich in Alles zu schicken versteht,“ entgegnete ernst die Zigeunerin, „denn der Wechsel jagt auf flüchtigem Rosse durch die Welt und wandelbar ist das Geschick der Menschen! Heut wiegt das Glück sie in Schlummer und morgen steht das Unheil und das Verderben an ihrer Seite und reißt sie aus ihrer sicheren Ruhe empor!“

„Wird Das bei mir der Fall sein?“ fragte ängst-

lich Margaret, zog ihren Handschuh aus und reichte der Prophetin ihre Hand.

Lange und aufmerksam blickte die alte Frau in die zarte, feine Hand des jungen Mädchens und sagte dann zuversichtlich; „Euch steht ein hohes Alter, viel Glück und Freude bevor!"

„Was bringt mir die nächste Zukunft?" forschte Margaret weiter und sah so vertrauend auf Mutter Gregori, als hielte diese die Zügel ihres Geschickes und sei im Stande, es zu einem erfreulichen Ausgange zu leiten.

„Sie ist dunkel und verworren, mein Kind," erwiderte die Zigeunerin, „doch dient es Euch zur Beruhigung, so sage ich Euch, daß Ihr Euer Schicksal Euch selbst bereitet. — Hütet Euch, daß Ihr nicht fehl geht, da Ihr es in Eurer eignen Hand habt!"

„Ich danke!" rief Margaret fröhlich. „Ist es wahr, daß ich mein Schicksal mir selbst wählen kann, so bin ich ruhig, denn dann lenke ich es zum Guten!"

„Seid nicht zu sicher," warnte die Zigeunerin. „Ihr schafft Euch das Leid selbst! Glaubt es mir!"

„Nein, nein!" rief sie lachend, „Das thue ich nicht!"

Die Wahrsagerin wollte jetzt Lianens Hand ergreifen, doch diese zog sie ängstlich zurück und sprach hastig: „Legt erst meiner Freundin die Karten, denn sie ist begierig, die Zukunft zu wissen, ich — ich,"

setzte sie zögernd hinzu, „mag sie nicht erfahren, denn wer weiß, ob sie mir Gutes bringt.“

„Wie Ihr wollt,“ sprach gelassen die Alte. „Es taugt nicht für Alle, ihr Schicksal zu erfahren, doch laßt mich d'rum getrost in Eure Hand sehen, denn ich lege Euch das Unglück nicht hinein.“

Liane gab der Alten die Hand und diese wiegte bedeutsam ihren Kopf hin und her, welcher turbanartig mit einem Kattuntuche umwunden war, dessen dunkelrothe Zipfel bis auf den Hals herabfielen.

„Nun, was saht Ihr?“ fragte Liane ruhig.

„Wollt Ihr es dennoch wissen?“

„Ja, sagt es lieber, denn sonst ängstige ich mich und ich bin gern ruhig!“

„Ruhig? — Ruhe werdet Ihr lange, lange nicht haben, denn Kampf, Sorge und Mühe liegt auf Eurer Lebensbahn! In Kummer und Thränen werdet Ihr Eure Tage verleben und selbst des Nachts wird Euch das Leid den Schlaf rauben.“

„Um Gotteswillen haltet ein!“ rief Margaret entsetzt aus und kniete vor Lianen hin, die ihr blasses Antlitz zu der heftig redenden Zigeunerin erhoben hatte und sie ernst mit ihren großen, melancholischen Augen ansah.

„Ich kann Nichts dafür,“ fuhr finster Mutter Gregori fort, „denn Das hat Ihr Gott bestimmt und sie muß es tragen, ob sie will oder nicht! Die Liebe

hat den unglücklichen Schein auf ihr Leben geworfen und wird es fernerhin verdunkeln!"

Margaret brach in Thränen aus und umschlang mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit ihre Freundin. Liane versuchte zu lächeln und streichelte mit ihrer kalten Hand das liebliche Gesicht Margaret's, in dem sich Schreck, Angst und Sorge ausdrückte. „Beruhige Dich doch!" flüsterte sie leise, „sie ist ja kein Gott, wie sie uns selbst gesagt hat!" Ein Anflug von Heiterkeit zeigte sich bei den sanften, tröstenden Worten Lianens in Margaret's verstörten Zügen und sich vom Fußboden, wo sie hingekniet war, wieder erhebend, sagte sie: „Nun legt uns die Karten, Frau Gregori, aber prophezeiht Besseres, als soeben!"

„Ich sage, was ich sehe," entgegnete ruhig die Zigeunerin. Sie nahm darauf aus einem Schranke ihre Karten — und nach ihren zerrissenen und beschmutzten Blättern zu urtheilen, mußten sie häufig in Thätigkeit gesetzt worden sein. Man täuschte sich nicht, wenn man Das vermuthete, denn trotz aller Ermahnungen des Altenauer Predigers holte Jung und Alt im ganzen Kreise sich in allen kritischen Fällen Rath bei Mutter Gregori, seit sie sich, vor länger als dreißig Jahren, in der öden Haide angesiedelt hatte, in der Geister und Gespenster Nachts, laut Volkssage, ihr Wesen trieben. Mitunter hatte die arme Zigeunerin wohl den Versuch gemacht, aus neuen Karten die verschiedenen Schicksale prophezeihen zu wollen; doch jedes-

mal war sie von Denjenigen, die ihre Zukunft zu wissen verlangten, gebeten worden, die alten, wohlbekannten Blätter zu nehmen, da Alle glaubten, daß Mutter Gregori aus den dunkelschwarzen Tafeln das Glück besser herauszufinden vermöchte, als aus den neuen, die gar keinen besondern Reiz hatten und ebenso aussahen, wie alle übrigen Karten gewöhnlicher Menschen.

Die Zigeunerin zog dann einen kleinen Holzstuhl aus der Ecke der Stube hervor, setzte ihn vor den Tisch, der in der Mitte des Gemaches stand, bedeutete Margaret und Liane, auf einer Bank Platz zu nehmen, die gegen das Fenster gelehnt hinter demselben sich befand, und mischte die Karten, welche mit ihren zerrissenen Ecken und Kanten in ewige Collision geriethen. Nachdem sie sich auf den Schemel von Holz gesetzt, der gleich dem goldenen Dreifuß der Pythia, auch nur drei Beine hatte, breitete sie die alten berühmten Karten, — welche für den Altenauer Kreis gewiß denselben Werth besaßen, wie für die Griechen, das Orakel des Apollo zu Delphi, — auf dem Tische vor sich aus und Krösus erwartete in jener Zeit den prophetischen Ausspruch wohl nicht mit mehr Spannung und Erwartung, als Margaret Hochfeld der Mutter Gregori Weissagung über ihre Zukunft.

Weit über den Tisch vorgebeugt, auf dem die geheimnißvollen Blätter der Karten lagen, starrte sie unausgesetzt in das gelbe Antlitz der Zigeunerin, die

ihre dunkeln Augen fest auf ihr Orakel gerichtet hatte. Liane schaute träumerisch durch die grünlichen Fensterscheiben auf das öde Haideland und kam erst in die Wirklichkeit zurück, als Margaret ihr jubelnd zurief: „Hast Du wohl gehört, beste Liane, ich heirathe nächstes Jahr und Der, der mich liebt, hat schwarzes Haar, feurige Augen und ist nicht mehr ganz jung!"

„Aber sehr vornehm!" fügte die Prophetin hinzu.

„Vornehm?" fragte Margaret bestürzt.

„Ja! Doch viel Geld hat er nicht!"

„Gott sei Dank, er wird es sein!" murmelte Margaret leise.

„Heute Abend wird er noch in Eure klaren Augen schauen, junge Dame, und oh, wie liebt er Euch! — Ein Anderer liegt da auch noch, er —"

„Ach, Nichts von einem Andern!" rief fröhlich das glückliche Mädchen. „Sagt mir nur von dem Einen, der mich liebt und den ich heute sehen werde!"

„Da ist Nichts mehr zu sagen, als: Ihr heirathet ihn und entscheidet nach mancher traurigen Stunde selbst Euer Schicksal!"

„Nun ich bin zufrieden, liebe Frau Gregori, und bitte Euch nur, daß Ihr meiner Freundin jetzt auch Glück prophezeit."

Die Zigeunerin mischte auf's Neue die Karten und als sie vor ihr lagen, warf sie sie hastig zusammen.

„Warum thatet Ihr Das?" fragte Liane ernst.

Frau Gregori blickte theilnehmend das schöne Mädchen an und sagte dann nach einigem Besinnen: „Ich hatte mich verlegt.“

„Nein, Das ist nicht so!“ rief Liane entschieden. „Ihr saht wieder dort mein Unglück, nicht wahr?“

„Ich werde Euch nicht prophezeihen!“ murmelte halblaut die Alte.

„Warum nicht? Jetzt bin ich neugierig geworden!“ entgegnete Liane lebhaft.

„Mischt Ihr einmal selbst!“ sagte die Zigeunerin und reichte ihr die Karten hin.

Liane erfüllte trotz ihres Widerwillens vor den schmutzigen Karten den Wunsch der Zigeunerin, warf sie flüchtig durcheinander und blickte jetzt ebenfalls mit banger Erwartung auf das Orakel, das ihr Unheil zu verkünden schien.

„Seltsam! Wunderbar!“ waren die ersten Ausrufungen der alten Frau, die dann aufstand, im Zimmer auf und abging, vor Lianen stehen blieb, an die sie herangetreten war, ihre gelbe magere Hand auf das lockige Haupt des jungen Mädchens legte und leise: „Armes Kind!“ sagte.

„Laß uns fort!“ bat Margaret ängstlich, indem sie sich von der Bank erhob.

„Was ist's denn eigentlich?“ fragte muthig lachend Liane.

„Ueberall Unglück, wohin ich sehe!“ antwortete traurig die alte Zigeunerin.

„Gar nichts Gutes?“

„Wenn das Herz gebrochen ist, durch langes, tiefes Weh, dann lichtet sich endlich das dunkle Leben!“ sprach ernst die Prophetin.

„Ich bitte Dich, frage nicht mehr!“ rief flehend Margaret.

Liane drückte einen flüchtigen Kuß auf die Stirn ihrer Freundin und erwiderte freundlich: „Es wird wohl so schlimm nicht sein und ein Trost bleibt mir immer, — Deine Liebe!“

„Ihr kommt ganz auseinander!“ sagte ruhig die alte Frau. „Eure Herzen trennt Derjenige, von dem das Fräulein nichts wissen wollte und er ist Euch nah!“

„Unmöglich!“ sprach eifrig Margaret. „Ihr täuscht Euch!“

„Ich irre nicht,“ entgegnete entschieden die Wahrsagerin, „und gerade Ihr seid es, die Ihr dem armen Geschöpfe viel Kummer verursacht und ihr das Leben noch dunkler macht, wie es schon ohne Euer Zuthun sein wird, denn viel Unglück steht ihr auch durch Andere bevor.“

„Nein, nein, das ist nicht wahr!“ schrie heftig die Beschuldigte. „Ich mache meine Freundin nicht unglücklich!“

„Denkt an mich, denn die Zeit ist nicht fern!“ antwortete gelassen die Alte. Sie wendete sich darauf zu Lianen und sprach mitleidig: „Es thut mir leid, doch es ist so und ich will Euch Etwas sagen, was Euch vielleicht als Warnung dienen kann, obgleich ich fürchte, Ihr könnt Euch wenig helfen, da Andere Euch die traurigen Schicksale bereiten werden. Also hört! Mit dem Verlust dieser Freundin beginnt Euer Unglück und von dem Augenblick an traut Niemandem, außer Einem, den Ihr kennt und dessen Liebe Euch trösten wird in manchem Kummer. Vorzüglich nehmt Euch vor Euern nächsten Verwandten in Acht, denn sie bereiten Euch viel Leid und seid Ihr bei denen, so seid jeden Tag eines Unglücks gewärtig!“

„Das ist ja entsetzlich!“ rief Liane schaudernd, die aufgeathmet hatte, als die Zigeunerin Eines erwähnte, dem sie trauen durfte.

„Ja, ja, entsetzlich!“ wiederholte Mutter Gregori, „und die ferne Zukunft bringt erst Licht in Euer dunkles Leben! Durch Liebe und Haß seid Ihr unglücklich geworden und Liebe und Haß sind die beiden Elemente Eures traurigen Schicksals!“ —

„Komm, komm, Liane!“ bat Margaret und reichte der Zigeunerin die Bezahlung. Angst und Schrecken hatte sie zuletzt beiden Mädchen eingeflößt, daher gab Margaret der Freundin Hut und Mantel und sprach hastig auf Englisch, was Liane gern redete: „Sie versteht gewiß nichts von der Kunst: die Zukunft zu

enthüllen! Aengstige Dich nicht, denn sie faselt ja nur Unsinn und wir wollen ihre Worte zu vergessen suchen!“

Obgleich Margaret diesen Vorschlag selbst machte, war sie doch Diejenige, welche unaufhörlich auf dem Rückwege an die ihr verkündete Prophezeihung dachte und mit Sehnsucht dem Ende ihrer Fahrt entgegensah, da Doktor Saldern versprochen: den letzten Abend ihrer Anwesenheit in Altenau bei ihnen zuzubringen. Immer hörte sie die Worte der Zigeunerin: Heute Abend wird er in Eure klaren Augen schauen und oh, wie liebt er Euch!

Liane lehnte, — während ihre Freundin süßen Träumen nachhing, — sich nachdenklich in die Ecke des Wagens zurück, und als sie schnell über den ebenen Boden des Haidelandes dahin rollte, erinnerte sie sich jenes Tages, wo sie gewünscht: auf der Erde zu bleiben, um fahren zu können, da es nach Versicherung ihrer Tante Laura im Himmel keine Wagen gäbe.

Sie war am Ziel ihres damaligen Wunsches, sie fuhr, — doch wo war das Glück, was sie sich davon versprochen? Viel zu fahren stand ihr in Aussicht. Nach frühern kindischen Ideen also Glück im Uebermaaß! — In dieser Stunde hätte sie Alles darum gegeben, dies Glück zu entbehren, um ungestört allein sein zu können. Sie freute sich, als sie Altenau immer näher kamen, und als sie am Fuße des Hügels

angelangt, an dessen anderer Seite der Kirchhof und das Dorf lagen, rief sie dem Kutscher zu, daß er anhalten solle.

„Willst Du über den Berg gehen, Liane?“ fragte Margaret.

„Ich muß doch heute zum letzten Mal nach dem Kirchhofe und will daher jetzt gehen, weil es mir nachher zu spät werden möchte, oder die Großmutter betrüben, wenn ich sie gleich wieder verließe!“

„Ich kann Dich ja durch's Dorf fahren lassen, Du kommst doch im Wagen eben so schnell hin,“ sagte die Freundin.

„Dann müßte ich erst um den ganzen Berg und und hier geht der hübsche Weg durch den Wald! Laß mich gehen, liebe Margaret!“

„Gewiß, Liane, ganz wie Du es willst!“ entgegnete Diese eifrig, da sie in dem Augenblick daran dachte, daß Mutter Gregori gemeint, sie würde die Freundin kränken und betrüben, was durchaus nicht in ihrer Absicht lag.

„So leb wohl bis heute Abend,“ rief Liane und sprang schnell aus dem Wagen.

„Komme nicht zu spät zu Hause, da wir morgen früh schon um vier Uhr abreisen sollen! Doktor Saldern werde ich von Dir grüßen.“

„Das kannst Du thun,“ erwiderte Liane nachläßig; doch sich erinnernd, daß Margaret ein tieferes Interesse

für den Arzt hatte, als sie eingestehen wollte, was ihr am Nachmittage in der Hütte der Zigeunerin deutlich und klar geworden, fügte sie freundlich hinzu: „Ja, grüße ihn herzlich, obgleich ihm daran wohl nicht viel liegen wird.“

Ueber Margaret's Antlitz flog bei Lianens Worten, die ein schelmisches Lächeln begleitete, eine tiefe Röthe. Sie wandte den Kopf fort, sagte hastig Adieu, und als sie an dem Berge entlang fuhr, den ihre Freundin erstieg, drehte sie sich erst wieder um, um Lianen noch einmal zu sehn. Sie erblickte sie flüchtig am Abhange des Berges, wo ihr dunkelblaues Kleid, das sie trug, deutlich gegen das Braun der Bäume abstach, die an dem Wege standen, den sie ging. Alle Liebe, die Margaret für ihre Freundin hegte, stieg in ihrem Herzen auf, als die Umrisse der schlanken Gestalt, die sie in der Ferne sah, immer schwächer und undeutlicher wurden, und jeder Schritt, den Beide machten, sie immer mehr trennte. Mit unbeschreiblicher Wehmuth entsann sie sich der entsetzlichen Prophezeihung, daß sie Liane unglücklich machen würde und der Verlust ihrer Freundschaft der Anfang des Leides sei, das ihr bevorstände.

In traurige Gedanken versunken, langte sie vor dem Schlosse ihres Großvaters an. Mit Erstaunen gewahrte sie neben Graf Frankenthal ihren Onkel, den Major von Welf, der ein Sohn der Schwester ihres Großvaters war und welchen sie in der Residenz

glaubte. Beide Herren traten bei ihrer Ankunft an den Wagen und Graf Frankenthal rief mit augenscheinlicher Freude seiner Enkelin zu: „Was sagst Du zu dieser Ueberraschung, Margaret, daß Felix uns von Altenau abholt! Ist Das nicht aufmerksam? Ich traf ihn zum Glück in K** und wir fuhren zusammen hierher. Ich ließ das Diner im Stich.“

„Es ist sehr freundlich von dem Onkel, uns abzuholen!“ antwortete Margaret zerstreut, denn sie bemerkte zu ihrer Betrübniß, daß Saldern noch nicht anwesend war.

„Welch ein Engel an Schönheit und Liebreiz ist Margaret geworden!“ rief feurig der Major Welf und küßte galant die Hand seiner reizenden Nichte. „Erkennst Du mich auch wieder, liebe Margaret?“ fragte er zärtlich.

Das junge Mädchen blickte ruhig in das schöne Gesicht des Majors, was sich nach ihrer Meinung durchaus nicht verändert hatte und unbefangen entgegnete sie: „Gewiß, bester Onkel, denn Du siehst gerade so aus, wie vor fünf Jahren, wo ich Dich zum letzten Male sah!“

„Ich danke für das Compliment!“ rief er lachend, doch plötzlich ernst werdend, setzte er hinzu: „Und doch ist es wohl nicht möglich, daß der Schmerz um den Verlust meiner inniggeliebten Amelie spurlos an mir vorübergegangen!“

„Armer Onkel!“ sagte Margaret voll Mitleid und reichte freundlich ihrem Verwandten von Neuem die Hand, die dieser stumm, ohne Worte, an sein Herz drückte und melancholisch gen Himmel schaute, welcher Ausdruck, wie er sehr wohl wußte, außerordentlich vortheilhaft für seine Augen war.

Siebentes Kapitel.

Auf schnellem Fittig ist die Zeit entschwunden,
Unwiderbringlich! — nur Erinn'rung lebt, —
Ein schöner Traum von Nebelduft umwebt
Ein heiliges Vermächtniß jener Stunden.
Theodor Körner.

Um dieselbe Stunde, wo Margaret und Liane sich aus der Hütte der Zigeunerin entfernten, verließen die Dorfkinder lärmend ihre Schule, die sich in dem Hause des Küsters von Altenau befand, und die wieder erhaltene Freiheit genießend, trieben sie sich spielend auf dem alten Kirchhofe umher, der in der Nähe der Bildungsanstalt für die heranwachsende Jugend lag. Jubelnd und schreiend, — friedlich oder sich prügelnd, — langsam gehend oder wild laufend, bewegten sich die Knaben und Mädchen auf dem Platze, wo ihre Ahnen die letzte Ruhestatt auf Erden gefunden. Auf manchen verwitterten Grabsteinen lagen um diese Stunde des Tages die A B C-Bücher und Rechnentafeln der

Enkel und Urenkel Derjenigen, deren Namen in dem Herzen der Nachkommen eben so durch die Zeit verwischt waren, wie die Schriftzüge auf den Denkmalen und hölzernen Kreuzen, welche sich als Erinnerungszeichen über den Rasenhügeln erhoben.

Auf den verschiedenen Gruppen dieser jugendlichen Schaar ruhte das Auge einer alten Frau, die am Fenster des Wohnzimmers im Küsterhause stand und deren Blicke wehmüthig über den alten ihr wohlbekannten Kirchplatz hinwegeilten.

„Wie die Väter, so die Kinder!“ sprach sie lächelnd nach einer Weile und wendete sich vom Fenster fort und zu einem Manne hin, der am Ende des Zimmers, etwas blaß und erschöpft, in der Ecke eines kleinen, mit blauer Leinewand überzogenen, Sopha's lag und die Absicht zu hegen schien, sich von der Mühe und Last des Tages zu erholen.

Dieser Mann war der Schullehrer und Küster von Altenau, der Gatte Laura Bothmer's, der Morgens von acht bis zwölf Uhr und Nachmittags von ein bis drei Uhr sich es hatte angelegen sein lassen, die mannigfaltigen Zweige seines Wissens in die Köpfe von dreißig bis vierzig Kinder einzuprägen, die eben so verschiedene Fähigkeiten und Anlagen hatten, wie ihr Alter ungleich war, das sich von fünfzehn bis auf vier Jahre abstufte.

Zu den schweren Pflichten seines Berufes gehörte außer dem sechsstündigen Unterricht am Tage noch

das Corrigiren der Fehler in den schriftlichen Arbeiten seiner Zöglinge, und Jeder, der einmal die Schreibhefte von Dorfkindern gesehn, wird mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß sichtbarlichst die Gnade des Himmels über den Dorfschulmeistern waltet und sie vor dem Verrücktwerden bewahrt, was ohne Gottes Beistand ihr gewisses Loos sein müßte, da ihr Stand mehr denn menschliche Geduld und Kräfte erfordert.

Die Nachmittage am Mittwoch und Sonnabend, der Sonntag, — diese Stunden, welche menschenfreundliche Vorgesetzten einem armen Dorfschullehrer als Erholungszeit gegeben, — wie vergehen sie ihm? — An ersteren beiden Tagen giebt er gewöhnlich seine Privatstunden, die seine Verhältnisse verbessern sollen und betrachtet es noch als ein Glück, wenn Gutsbesitzer in der Nähe mit Kindern gesegnet sind, die Talent zur Musik haben, mit denen er sich nun wöchentlich zweimal abmartert, ihnen die Noten lehrt und sie nach jahrelanger Mühe so weit bringt, daß sie den Sehnsuchtswalzer von Czerny nicht wie einen Marsch vortragen, — die Faust-Polonaise auswendig können und die Oginsky'sche, — gewöhnlich ihr Lieblingsstück, — ebenfalls erlernt haben. Hörte solch' ein unglücklicher Dorfküster, der mit strahlendem Auge den zehn kleinen Fingern seiner Schüler und Schülerinnen folgt, wenn er ihnen zu den Geburtstagen ihrer Väter, — denen es meistentheils glücklicherweise entgeht, ob ihre zarten Sprößlinge c an-

statt cis, e anstatt es greifen, — ein Feierstück eingeübt hat und sie es mit rauschender Unterstützung des Fortezuges, wenigstens laut und vernehmlich vorgetragen, der befriedigte Vater ihm die Hand, die stolze Mutter Kaffee und Kuchen als Extrabelohnung reicht, — ich sage, hörte ein so von Triumphgefühl durchschauerter Dorfküster die Worte, die ein berühmter Klavierlehrer der Stadt über ihn äußert, wenn das zaghafte Kind vom Lande ihm ein Probestück spielen muß — — ach, ach — Ihr guten, vortrefflichen, einfachen Menschen, wie würdet Ihr aus Euern Himmeln fallen! — Kann Euch Dankbarkeit Trost verleihen, so ist wenigstens der Euch geblieben, denn mit stiller Wehmuth und Traurigkeit denkt gewöhnlich das zur bessern Ausbildung in die Stadt gesandte Kind an Eure Milde und Geduld zurück, wenn der berühmte Lehrer nachlässig auf den Stuhl hingegossen daliegt und ein über das andere Mal sein: „Falsch! Schlecht!“ zürnend ausruft, oder gar ungeduldig: „Nicht zum Aushalten!“ schreit und den Platz neben dem angehenden Virtuosen verläßt, der dann tief aufathmend an die ferne Heimath und den guten Organisten des Dorfes denkt.

An den Sonntagen haben die Dorfschullehrer ihre einzige Feierstunde. Ist der letzte Kirchgänger mit Orgelton aus dem kleinen Gotteshause geleitet und hat der Herr Pfarrer in Rücksicht, daß er am Morgen die Gemeinde ungebührlich lange erbaut, — da ihm

noch tausend wichtige Dinge vor dem von Manchem heiß ersehnten: „Amen“ eingefallen sind — Nachmittags sich etwas kürzer gefaßt, — so bricht die wahre Ruhestunde des stets Beschäftigten an und bis Montagmorgen acht Uhr ist er ein freier Mann, Herr seiner Zeit!

Die Lasten und Mühen der verschiedenen Stände, die sich sauer und vielfach im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod erwerben müssen, sie prägen sich nach meiner Ansicht nirgend deutlicher aus, wie auf dem Antlitz und in dem ganzen Wesen eines Dorfschullehrers. Andre Aemter und Würden, wenn sie auch ihre Plagen mit sich bringen und Furchen auf die Stirnen Derjenigen ziehen, die unter ihrer Last seufzen, — sie können dennoch wohl verkannt werden und der Beruf, den diese Männer erwählt, spricht sich nicht immer in ihrem ganzen Sein und Wesen aus. Ein Dorfschulmeister ist und bleibt aber eine nicht zu verkennende Persönlichkeit. Jung oder alt, klein oder groß; — fett oder mager, kann ich nicht sagen, denn corpulente Dorfschullehrer giebt es nicht; doch sollte auch hierin sich die Wahrheit des Satzes: „keine Regel ohne Ausnahme“, einmal im Leben beurkunden — wahrlich ich wäre nicht abgeneigt, eine Reise zu unternehmen, um solches Naturwunder anzustaunen und mich darüber zu freuen, da die stete Dürre dieses Standes etwas, das Herz Ergreifendes und die Seele Bewegendes hat. Ich sage also: jung oder alt, klein

oder groß, — ein Dorfschullehrer kann sich nie verleugnen, und auch dem Altenauer sah man seinen Beruf auf hundert Schritte an, bevor er noch einmal gesprochen und durch seine etwas rauh heisere Stimme, — mit das Hauptwahrzeichen seines Standes — verrathen, wer er war. Herr Wendelmeier, der Mann Laura Bothmer's, war von zartem, schmächtigem Wuchse und seine etwas weitläufig sitzende Kleidung täuschte nicht über die wahren Verhältnisse seiner schlanken Gestalt. Er hatte hellblondes Haar, wasserblaue Augen, eine gelbliche, verärgerte Gesichtsfarbe, lange, spitze Nase, einen trübseligen Ausdruck um den Mund, schöne Zähne, die meistentheils sehr wohl conservirt in diesem Stande sind, und eine niedrige Stirn, auf welcher indessen genug von den Sorgen und Mühen seines Lebens stand und man es daher wahrlich nicht vermißte, daß ihre Ausdehnung nicht größer war. Mattigkeit und Ermüdung lag in seinen etwas schlaffen, aber sonst gutmüthigen Zügen, die sich nur ein wenig mehr belebten, wenn er in die muntern, klaren Augen seiner Frau, oder in die pausbackigen, rosigen Gesichter seiner fünf Kinder blickte, die trotzdem sie nicht aus den Fleischtöpfen Egypten's ihre Nahrung empfingen, rund und äußerst wohlgenährt aussahen. Diese fünf Kinder, welche der Mutter manchen Seufzer auspreßten, waren der Stolz und das Glück des Vaters, und auch an dem Nachmittage, wo der erschöpfte Lehrer nur durch leises Murmeln der Zu-

stimmung auf die Bemerkung der alten Frau: „wie die Väter, so die Kinder!“ antwortete, belebten sich seine erschlafften Geisteskräfte, bei dem Tone lachender Kinderstimmen, die er vor der Zimmerthüre vernahm, und schnell aufspringend, als sei seine Ermüdung eine Phantasie und keine Wirklichkeit, eilte er hinaus.

„Siehst Du Lianen noch nicht, Mutter?“ fragte Frau Wendelmeier, die frühere Laura Bothmer, welche nicht weit vom Sopha entfernt, auf einem Stuhle saß, wo sie ihren jüngsten Knaben in Schlaf wiegte, der immer nach Verlauf einiger Minuten aufschrie und nicht Lust zu verspüren schien, bei den beschwichtigenden Zischlauten seiner Mutter einzuschlummern und dieser Zeit zu lassen, sich um ihre Mutter zu kümmern.

„Nein, Laura!“ erwiederte Frau Bothmer, denn sie war es, die an dem Fenster stand, in der Wohnung, welche früher ihr Eigenthum gewesen und von dem Platze aus, wo sie sich befand, Reminiscenzen an die Vergangenheit feierte. Unzählige Male hatte sie von jenem Fenster aus der lärmenden Schuljugend nachgeblickt, deren Kinder sich jetzt, wie damals die Eltern, in der Lindenallee, die nach der kleinen Dorfkirche führte, laufend verfolgten oder springend über die Grabhügel ihrer Großeltern fortsetzten.

Selbst Laura's leise gesummtes Schlummerlied mahnte sie an längst vergangene Zeiten, da an der=

selben Stelle, wo jetzt ihr Enkel in Schlaf gesungen wurde, die Wiege ihrer Kinder gestanden hatte.

Laura's kleiner Schreihals hatte sich endlich beruhigt und schlief nach einiger Zeit so fest, daß ihn weder die Gespräche seiner Eltern und Großmutter, noch der Lärm seiner ältern Geschwister ermunterte, die mit ihrem Vater in's Zimmer gekommen waren und sich nichts weniger als stille verhielten.

„Es ist Besuch in's Schloß gekommen, liebe Laura!“ sagte sanft Herr Wendelmeier zu seiner Frau, „der Herr Pfarrer ist dort gewesen, um sich zu empfehlen und erzählte es mir eben, als ich mit den Kindern vor der Thüre war. Liane ist mit dem Fräulein spazieren gefahren und ich denke mir daher, sie wird wohl nicht kommen!“

Laura verstand den Wink ihres Mannes, der, wie in allen Punkten ihren Geschmack theilend, auch Vorliebe für den Kaffee hatte und dessen Genuß er nicht gern zu lange nach Beendigung der Schule aufschob. Großmutter, Eltern und Kinder saßen in friedlicher Vereinigung um den Tisch, und der Schullehrer wollte sich grade an seinem Labetrunk erquicken, als er unglücklicher Weise einen Blick durch's Fenster auf den jetzt verödeten Kirchplatz warf und dort Etwas entdeckte, was ihn alles Appetits beraubte. Er sah nämlich in gerader Richtung auf sein Haus einen Herrn zuschreiten und mit dem Rufe: „Ach, Laura, das ist gewiß der Herr von Heimburg, dessen Schwe-

ster bei mir Klavierstunde nehmen will, und o Gott, wie unordentlich sieht es hier im Zimmer — wie schrecklich sehe ich aus!" entfloh der bestürzte Schulmeister, die Zipfel seines Schlafrocks erfassend, vom Kaffeetisch und rannte in's Nebenzimmer, das in die Küche führte.

Schreiend stürzten ihm seine beiden jüngsten Kinder nach, die sich ohne Zweifel unter Herrn von Heimburg etwas Entsetzliches dachten, da ihr Vater die Flucht vor ihm ergriffen, sie daher ihr junges Leben ebenfalls zu retten beabsichtigten.

Der älteste Sohn rief, als Herr Wendelmeier und seine beiden jüngsten Kinder entflohen: „Mutter, der Vater hat seine Kaffeetasse auf's Sopha geworfen!" und die größte Tochter schrie: „Mutter, die Else hat hat ihren Pantoffel verloren!"

„Seid ruhig, Kinder!" ermahnte Laura. Doch wenn auch die beiden Erstgeborenen sich nicht das Schicksal der Tasse und des Pantoffels sehr zu Herzen nahmen, sondern gemächlich aus ihren kleinen Bechern von Blech ihre getaufte Milch tranken, so erhob der letzte Spross' des Hauses Wendelmeier, in dem Augenblicke, wo die Hausthür der Küsterwohnung geöffnet wurde und der vermeintliche Herr von Heimburg dort eintrat, — ein solches Zetergeschrei, als flösse der heiße Kaffee, den der Vater verschüttet, ihm über den Leib und als wäre ihm der verlorene Pantoffel der Schwester an den Kopf geflogen.

„Gott im Himmel!“ seufzte die bedrängte Mutter, die den entflohenen Gatten beim Bruder der musikalischen Schwester ersetzen und zu gleicher Zeit ihr erwachtes Kind beruhigen sollte.

Frau Bothmer half ihrer geängsteten Tochter, riß ihren schreienden, jüngsten Enkel aus der Wiege, schlug den Weg ein, den ihr Schwiegersohn genommen und sagte ruhig, sich an der Thür umwendend: „Liebe Laura, Kaffeetrinken thut jeder Mensch und wo kleine Kinder im Hause sind, steht eine Wiege in der Stube, das wird Herr von Heimburg wissen, also darüber gräme Dich nicht und empfange ihn ganz ruhig, trotz der anscheinenden Unordnung, da Du sie nicht zu ändern vermagst.“

Ob Laura den trostreichen Zuspruch ihrer Mutter vernahm, den das Geschrei ihres Sohnes accompagnirte, oder ob der flüchtige Blick, den die kleine Frau in den Spiegel warf, sie beruhigte, — denn sie hatte sich überzeugt, daß sie allerliebst in ihrem braunen Thibetkleide aussah und das weiße Häubchen, mit der rosa Schleife, sehr hübsch ihr freundliches Gesicht umschloß, — kurz, gefaßt öffnete sie die Thüre und erwiderte den höflichen Gruß des fremden Herrn, der unschuldigen Ursache ihrer gestörten Kaffeefreude, mit der Bitte, in's Zimmer einzutreten.

Der Fremde ließ seinen Mantel auf dem Hausflur, folgte der Einladung Laura's und kam in die Stube, wo die beiden Kinder jetzt ihre Milchbecher

hastig bei Seite setzten und unverwandt ihre Augen auf der schönen imposanten Gestalt des Herrn ruhen ließen, der lächelnd Laura anblickte, eine Anrede von ihr zu erwarten schien und, als sie schweigend zu ihm aufsah, mit einer weichen, wohlklingenden Stimme sagte:

„Ich bemerke, Sie erkennen mich nicht!"

Laura wurde verwirrt und besann sich, wo sie dieses interessante Gesicht gesehen haben könnte und dachte: Unmöglich kenne ich ihn, denn solche Erscheinungen vergißt man nicht, da sie zu den außergewöhnlichen gehören.

„Irren Sie sich vielleicht?" fragte sie langsam und zögernd, „dies ist die Küsterwohnung und ich —"

„Sie sind die Frau des Schullehrers," unterbrach der Fremde Laura. „Nein, ich erkenne in Ihnen Laura Bothmer wieder!" fügte er hinzu, „obgleich es sehr lange her ist, daß ich Sie nicht gesehen habe."

Laura blickte verwundert den Fremden an, dessen Stimme und Züge ihr, je länger sie ihm gegenüber stand, bekannter wurden und den sie doch nicht wieder zu erkennen vermochte, so sehr sie sich auch bestrebte, ihre Erinnerungen klar zu machen.

Der Fremde war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren. Er hatte ein ernstes, schönes Gesicht, in dessen edeln Zügen sich nicht allein der Adel seiner Geburt, sondern vorzüglich der seiner Gesinnungen ausprägte. Auf seiner hohen Stirn drückte sich deut-

lich die Schärfe seines Verstandes aus, sowie sich die Klarheit und Ruhe seines Geistes, die Güte seines Herzens, in dem leuchtenden Blicke seiner lichtbraunen Augen offenbarte. Er hatte schwarzes, lockiges Haar, dessen tiefes, glänzendes Dunkel, gleich dem Gefieder der Raben einen bläulichen Schein warf, und dabei die gegen das Haar so auffallend contrastirende Gesichtsfarbe, — jenes klare, reine Weiß, was so außerordentlich selten ist und nie einen Schimmer von Röthe anzunehmen scheint. Sein dunkler Bart hob die ausdrucksvollen Züge seines bedeutenden und interessanten Gesichts noch mehr hervor, das von einer fast idealen Schönheit war. Die Ruhe und Sicherheit in seinem ganzen Wesen verlieh seiner großen, kräftigen Gestalt etwas Imposantes und Erhabenes, so daß das Auge eines Jeden von der ernsten Würde seiner edeln Haltung angezogen, durch das Außergewöhnliche in seiner Erscheinung gefesselt wurde und kein Blick gleichgültig an ihm vorüber zu schweifen vermochte, sondern seine Persönlichkeit überall Interesse erregte, wo er sich zeigte.

„Ich sage Ihnen nicht, wer ich bin!“ fügte lächelnd der Fremde hinzu, als Laura ihn so prüfend auf's Neue betrachtete und dann ihn bat, seinen Namen zu nennen.

„Kennt meine Mutter Sie auch?“ fragte Laura und als der Unbekannte es bejahte, sagte sie schnell: „O dann werde ich sie rufen, denn sie ist hier!“

Frau Bothmer erging es wie ihrer Tochter. Sie suchte unter all' den vornehmen Gästen, die sie in Altenau auf dem Schlosse in den letzten Jahren gesehn, nach dem Namen des vor ihr stehenden Herrn, und erst als der Fremde von seiner Freude sprach, die es ihm mache, sie Beide wiederzusehn, von Dankbarkeit redete, die er ihnen schuldig sei, riefen Mutter und Tochter plötzlich: „Sind Sie gewiß jener junge Mann, der in K** sterbend in unsere kleine Wohnung gebracht wurde!"

Ueber Richard Hallingen's Gesicht flog ein heller Schein von Glück, als Laura schnell hinzusetzte: „Ach, wie wird Liane sich freuen!"

„Wo ist Liane? — Miß Lincoln, wollte ich sagen!" verbesserte Richard seine hastige Frage.

„Sie muß im Augenblick kommen!" entgegnete Frau Bothmer, „denn morgen reis't sie mit Graf Frankenthal und seiner Enkelin nach der Residenz, wo die Herrschaft den Winter bleiben will. Liane ist nicht bei uns, sondern auf dem Schlosse!"

Richard wurde bei dem Worte „Herrschaft" ganz ernst und fast zitternd fragte er: „Ist Miß Lincoln immer bei Fräulein Hochfeld?"

„Ach die kleine Margaret kann nicht ohne Lianen leben," antwortete Laura eifrig. „Sie ist das Licht ihres Geistes, die Freude ihres Herzens und seit acht Jahren ihre unzertrennliche Gefährtin. Meine Schwester Elsbeth, Lianens Mutter, wollte im Anfange, als

Gräfin Frankenthal den Wunsch äußerte, meine Nichte zu sich zu nehmen, durchaus nicht ihre Einwilligung dazu geben, denn sie fürchtete, ihre Tochter könne mit der Zeit in ein abhängiges Verhältniß zu Fräulein Hochfeld kommen und Das wollte sie vermeiden, da sie hinreichendes Vermögen hat, Lianen eine selbstständige Stellung zu geben. Die Großeltern und der Vater Margaret Hochfeld's ließen indeß nicht mit ihren Bitten nach, Elsbeth zu bewegen, ihnen ihre Tochter, von der sie ja doch getrennt lebte, zu überlassen und versprachen meiner Schwester: Lianen ganz gleich mit Margaret zu erziehen, sie wie ihr eigenes Kind zu halten! — Elsbeth, die seltsamer Weise fest blieb und Lianen nicht nach Altenau geben wollte, wurde erst zu diesem Entschlusse bestimmt, als sie den wunderbaren Einfluß sah, den ihre Tochter auf die stille, träumerische Margaret ausübte, welche in Lianens Gesellschaft ein ganz anderes Wesen wurde. Aus Liebe zu ihrer verstorbenen Jugendfreundin Hildegard Hochfeld erfüllte sie endlich die Wünsche der Gräfin Frankenthal und deren Schwiegersohnes, dem Elsbeth zugleich auch noch dankbar verpflichtet ist, da er sich stets ihres Mannes so angenommen hat, der, wie Sie sich vielleicht entsinnen, Secretair bei der englischen Gesandtschaft war. — So ist unsre kleine Liane nun eine ganz vornehme Dame geworden und ich bin überzeugt, Sie werden sich wundern, wie elegant sie aussieht."

„Sie war ein entzückendes Kind!“ rief Richard lebhaft.

„Und ihr Herz ist jener klare Edelstein geblieben,“ fügte warm Frau Bothmer hinzu. „Schein und Trug ist ihr fremd — und licht wie der Tag ist ihre Seele, rein ihr Herz und offen ihr Sinn! Ach ich fürchte ordentlich davor, wenn dieses junge Kind in die große Welt tritt; denn wird man da sie nach Verdienst schätzen — und geschieht ihr auch wohl dort kein Leid?“

Richard sah Frau Bothmer ernst an und sprach langsam und fast feierlich: „Ich kenne Liane nur als Kind. Treu habe ich ihr wunderbares Bild fest in meiner Seele gehalten und vielleicht ist es der Gedanke gewesen, künftig einmal in ihre klaren, tiefen, seelenvollen Augen zu schaun, der mich bewahrt hat, manches Böse und Unrechte zu thun! Die Erinnerung an sie hat mich gehalten in manchen Anfechtungen der Welt, — ich will ihr dankbar sein und es dadurch beweisen, daß ich ihr auf dem glatten Boden, den sie jetzt betreten wird, als Stütze diene, wenn sie eines Freundes, eines Bruders bedarf.“

„Leben Sie in der Residenz?“ fragte Laura.

„Ja!“ entgegnete Richard. „Geschäfte führten mich in diese Gegend, in welcher ein Freund von mir lebt, den ich besuchen wollte. Ich traf ihn nicht zu Hause und da er erst, wie ich erfahren, heute Abend nach G..... zurückkehrt, benutzte ich die Zeit, die Küsterwohnung in Altenau aufzusuchen, um mich zu

überzeugen, wie es Derjenigen geht, die ich damals als Braut verlassen und zugleich hoffte ich, ich will es offen gestehen, Nachricht über Miß Lincoln zu erhalten, an die ich oft und viel gedacht habe."

„Liane wird glücklich sein, Sie dort wiederzusehn, denn wenn sie auch damals nur ein Kind war, hatte sie doch ein merkwürdiges Gedächtniß und Sie können glauben, daß sie noch Jahre lang, nachdem sie K** verlassen, sich des kleinsten Umstandes Ihrer Krankheit erinnerte."

„Sie pflegte mich so treu!" antwortete Richard, „und ich habe oft mit inniger Dankbarkeit an sie zurückgedacht! Sagten Sie nicht, daß sie heute hierher kommen würde, um Abschied zu nehmen? Erlauben Sie es mir, bleibe so ich noch eine Stunde, denn es würde mich unendlich freuen, sie hier in Altenau zu sehen und zu sprechen, da in der Residenz uns ein ungestörtes Zusammensein wohl nicht zu Theil werden wird."

Frau Bothmer und Laura sprachen noch viel mit Richard über Lianen und er wurde nicht müde, sich einzelne Züge aus ihrem Leben erzählen zu lassen. Dann entfernte er sich, um einen Spaziergang durch den Park von Altenau zu machen und sich die nähern Umgebungen des Ortes anzusehn, wo Liane einen Theil ihrer Kindheit zugebracht. Er bat um die Erlaubniß, später wiederkommen zu dürfen, — in der

Hoffnung, dann Liane bei ihrer Tante anzutreffen, — die ihm mit Freuden gewährt wurde.

Als Richard den Weg nach dem Schlosse von Altenau einschlagen wollte, sah er beim Scheine der untergehenden Sonne die dunkeln Tannen und das Kreuz auf dem Kirchhofe. Obgleich fast zehn Jahre seit dem Weihnachtstage vergangen, wo er mit Lianen unter jenem Kreuze gestanden, lebte die Erinnerung an die damalige Stunde klar in seiner Seele. In seinem Herzen tönte noch der Klang jener Worte, die das erregte Kind gesprochen, und deutlich sah er ihr trauriges Antlitz vor sich. Er wandte sich schnell um und anstatt nach Altenau zu gehn, erstieg er den schmalen Pfad, der den Berg hinan führte, um zu jener Stelle zu gelangen, wo sie ihm gesagt, daß er in den wilden Phantasieen seiner Krankheit die geheime Sehnsucht seines Herzens verrathen und unaufhörlich den Wunsch ausgesprochen: eine Heimath im Vaterhause zu besitzen und er dadurch dem Verlangen ihrer Seele Worte gegeben, was sie bis dahin nicht zu benennen verstanden, aber schmerzlich empfunden habe, daß auch ihrem Leben das Schönste fehle, was einem Kinde auf Erden zu Theil werden kann.

Achtes Kapitel.

— — So stehn wir schweigend gegen einander —
Wie lange Frist, das kann ich nicht ermessen,
Denn alles Maß der Zeiten war vergessen.
Tief in die Seele drückt' sie mir den Blick,
Und umgewandelt schnell ist mir das Herz.
Schiller.

„Durch Liebe und Haß seid Ihr unglücklich geworden, — Liebe und Haß sind die beiden Elemente Eures traurigen Schicksals!"

Diese Worte der Zigeunerin hatten in Lianens Herzen Bilder einer längst entschwundenen Zeit wach gerufen, und deutlich standen vor ihrer Seele die finstern dunkeln Stunden ihrer frühsten Kindheit, die ihr ganzes Leben in einen trüben Schein hüllten und ihrem Geiste eine so ernste Richtung gegeben. Die wechselnden Eindrücke, die ihr Herz im Verlaufe vieler Jahre empfangen, hatten es nicht vermocht, Erinnerungen daraus zu verdrängen, von denen Elsbeth Bothmer

einst gehofft, daß sie sich verwischen würden, wenn Liane sie nicht mehr sähe. Das siebenjährige Kind kannte sich aber schon besser und wußte, daß das nicht der Fall sein würde, — sie Das nicht vergessen könne, was sich so fest in ihre Seele geprägt hatte. Der Schreck und die Angst, die ihr als kleines Kind oft diese Erinnerung aus der ersten Zeit ihres Lebens eingeflößt, waren lange schon von ihr gewichen und der Einfluß der Jahre hatte mildernd und besänftigend auf den Schmerz gewirkt, den ihr junges Gemüth früher im Rückblick auf vergangne Tage empfunden. Ruhig und still war es nach und nach in dem aufgeregten Innern des Kindes geworden, und dachte das erwachsene Mädchen an die Erlebnisse ihrer frühsten Jugend, so erfüllte nicht mehr Angst und Entsetzen ihre Seele, sondern eine sanfte Wehmuth durchzog das Herz, da die Zeit dem Schmerze seinen bittern Stacheln genommen. Diese wehmüthige Erinnerung an die Vergangenheit ließ Lianen zwar nie so froh und glücklich sein, wie es andere junge Mädchen in ihrem Alter und ihren Verhältnissen waren, doch sie trübte auch nicht ganz das heitre Glück ihrer Tage. Ihr Herz besaß zwar nicht die Elasticität: sich ganz dieser Gedanken zu entäußern, aber ihr starker Geist bekämpfte mit ernstem Willen die Macht, die sie in ihrem Innern hätte gewinnen können. Mit inniger Dankbarkeit gegen Gott erkannte sie an, wie das Schicksal sie vor Tausenden bevorzugt hatte, wie ungetrübt und sorgenfrei

ihre Tage dahin gingen; und nur manchmal in einzelnen trüben Stunden regte sich in ihrem Herzen eine brennende Sehnsucht nach ihrem Vater, den sie verloren, nach ihrer Mutter, die fern von ihr war.

In der Stunde, die nach der Zeit folgte, welche sie in der Hütte der Zigeunerin verlebt, erwachte in ihrer aufgeregten Seele das heiße Verlangen nach einem ihr nah verwandten Herzen, — einem Wesen, das ihr angehörte. Mit tiefem Schmerze, mit einer an Verzweiflung grenzenden Bangigkeit erfüllte sie der Gedanke, trotzdem liebende Menschen sie umgaben, dennoch allein und verlassen, ohne sichern, festen Schutz in der Welt dazustehen.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft drängten sich in einem Augenblick bei ihr zu einem Gedanken zusammen und wichen im nächsten Moment, in tausend verschiedenen Richtungen von einander ab. Wohin sie aber auch sah, der Haltpunkt, nach dem sie sich sehnte, — ihn erblickte sie nirgends, und kein Hoffnungsstrahl fiel zu dieser Stunde, wo der Schmerz ihren klaren Geist umnachtete, auf das trübe Dunkel ihres Lebens, vor dem sie bangend und schaudernd zurückwich, da sie keine Stütze hatte, auf die sie sich fest verlassen konnte.

Nicht wie sonst, wenn sie auf dem Kirchhofe am Kreuze stand, blickte sie vertrauend zu dem heiligen Glaubenszeichen empor, das der alleinige Trost der Unglücklichen, — die einzige Hoffnung der Verzwei-

felnden, — die sichere Rettung der Bedrängten und die klare Leuchte auf dem dunkeln Pfade des Lebens ist; — nicht zu ihm schaute sie gläubig jetzt empor, — auch nicht auf die freundliche Landschaft zu ihren Füßen, welche die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtete, sondern mit verhülltem Antlitz, saß sie auf der kleinen Rasenbank unter den Tannen und weinte bitterlich.

Richard Hallingen stand mehrere Minuten festgebannt an der Stelle, die er aufgesucht hatte, und ernst und immer ernster wurden seine Züge, je länger er auf das weinende Mädchen blickte, die er so glücklich und zufrieden glaubte. Daß es Liane war, sagte ihm sein Herz und das Einzige was er an der Gestalt, die ihm aus frühern Jahren bekannt war, die sich aber so bedeutend verändert hatte, wiederfand, und was ihm lebhaft im Gedächtniß geblieben, ihre reichen Locken mit dem wunderbaren Schimmer lichten Goldes, sie täuschten ihn nicht. Sie umgaben jetzt wie damals ihren hübsch geformten Kopf und lockten sich in natürlichen Wellen um die weiße Stirn, die in ihren Händen gestützt ruhte.

Der Ausbruch heftigen Schmerzes, dem Liane sich selten, fast nie hingab, er ängstigte Richard, da er die Ursache ihrer Thränen nicht kannte und allerlei Vermuthungen, die ihn quälten, in seiner Seele aufstiegen. Nachdem er einige Minuten in ihrer Nähe gestanden, wollte er sie anrufen, — doch wie? —

Liane — durfte, — Miß Lincoln — konnte er nicht zu ihr sagen! — Hundertmal hatte er sich ein Wiedersehen ausgemalt und tausend Worte in Gedanken mit Der geredet, die ihn schon in ihrer Kindheit so gut verstanden, und in diesem Augenblicke wußte er kein einziges, ihr zu sagen und er ängstigte sich, wie sie ihm antworten würde, wenn er sie anredete.

So oft hatte er sich darauf gefreut, als Geschäfte ihn in die Gegend geführt, in der sie, wie er glaubte lebte: sie plötzlich überraschen zu können. Die geheime Sehnsucht seines Herzens war der Wunsch gewesen: sie beim ersten Wiedersehen ohne Zeugen zu sprechen.

Das Schicksal war ihm so günstig wie möglich, denn Niemand, außer ihnen Beiden, befand sich auf dem Kirchhofe und er sah Lianen an einer Stelle, die ihm theuer durch die Erinnerung an sie geworden und die auch ihr, wie er nicht anders voraussetzen konnte, unvergeßlich sein mußte. Er begriff seine Scheu, die er empfand, nicht, denn das junge Mädchen stand ihm durch eine wunderbare Verkettung von Umständen so nah, wie wenige Menschen und zugleich, vermöge ihrer Geburt, — was er sich tausend Mal klar gemacht, wenn er an Liane gedacht, um ruhig und ungestört sich des lieblichen Kindes erinnern zu können, — so fern, daß er zwangloser mit ihr, denn mit Andern reden durfte.

Hatte sich in Richard's Herzen in den Jahren,

wo er getrennt von Lianen gewesen, — namentlich in letzterer Zeit, wenn er in den Kreisen, in welchen er lebte, mit jungen Damen ihres Alters verkehrte, wohl sein Ideengang sich zu Wünschen und Hoffnungen für seine Zukunft gestaltet, und brachte er wunderbarer Weise dieselben nie mit Personen aus seiner Umgebung, sondern immer mit jenem kleinen Kinde in Verbindung, — dann hatte er klar seine und ihre Verhältnisse in's Auge gefaßt und sich fest vorgenommen, wenn das Schicksal sie mit ihm zusammen führe, nicht den Unfall zu benutzen, der einst ihre Herzen genähert, ihr nicht die Ruhe ihres Lebens zu trüben, sondern durch warme, aufrichtige, und wenn es sein müßte, aufopfernde Freundschaft zu vergelten, was sie ihm in ihrer Kindheit an Liebe unbefangen dargebracht und an Güte erzeigt, während er krank gewesen war.

Seine Pläne und Entwürfe, Hoffnungen und Wünsche, Vorsätze und Berechnungen, — was wurde aus ihnen in diesem Augenblicke, wo er Lianen vor sich sah? — Die Empfindungen seiner Seele wurden so mächtig, als sie plötzlich den Kopf emporrichtete, ihn ansah, aufsprang und mit jubelnder Freude: „oh Richard!“ ausrief, daß die Gedanken ihm vergingen und er sich nur dem Gefühle des Glückes hingab, sie, nach der er sich so oft gesehnt, jetzt endlich nach langer Trennung wiederzusehen. Eine unendliche Seligkeit durchströmte seine Brust, als er bemerkte, wie schnell sein Anblick

ihre Thränen getrocknet und der heftige Schmerz, dem sie sich hingegeben, der Freude wich, die ihm das strahlende Lächeln verkündete, welches ihr reizendes Antlitz überflogen, als sie ihn erkannte.

Nach Nennung seines Namens schwieg sie zwar, doch Richard entbehrte kaum den süßen Klang ihrer innigen, weichen und sanften Stimme, denn er konnte ihr tief in die klaren, seelenvollen Augen blicken, die mit einem Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit auf ihn gerichtet waren und in denen er deutlich die Empfindungen ihres bewegten Herzens las.

Die Worte, die er im Anfange nicht zu finden vermocht und die er abzuwägen beabsichtigt, sie flossen jetzt in unaufhaltsamem Strome von seinen Lippen und füllten die Seele des jungen Mädchens mit unnennbarer Freude, da sie ihr dasselbe sagten, was sie seit lange empfunden und die zu hören ihr das größte Glück gewährten. Je länger Richard in Lianens holdes Antlitz schaute, desto klarer fühlte er in seinem Innern die Ueberzeugung, daß sie das verkörperte Ideal seiner Träume war, und, sie sich zu erringen, — und sollte er mit der ganzen Welt in Kampf treten, — Das war der feste Entschluß seiner Seele — als ihr die Besinnung zurückkehrte und sie sich sanft seiner Umarmung entwand.

Heiter lächelnd sah er sie an, als sie sich einige Schritte von ihm entfernte, so ernst und fragend zum

Himmel aufblickte und ein glühendes Erröthen ihr feines Antlitz übergoß.

„Was denkst Du jetzt, liebe Liane?“ fragte er, indem er ihr wieder näher trat, sie umschlang und, als ihr Kopf an seiner Brust ruhte, ihr tief in die Augen blickte und mit innigem Tone hinzusetzte, als Blässe die Wangen bedeckte, die einen Augenblick zuvor ihren Purpurschein den leuchtenden Farben des Morgenroths entlehnt zu haben schienen: „Du bist jetzt meine Braut, Liane!“

Ein Strahl reinen Glücks verklärte momentan ihr Gesicht mit einem fast überirdischen Glanze, dann wurde sie ernst und sagte ruhig, indem sie sich von ihm abwandte: „Nein, Richard, Das geht nicht!“

„Sieh mich doch an, Liane,“ sagte er freudig in dem glücklichen Bewußtsein ihrer Liebe. „Ich verstehe Dich bedeutend besser, wenn Du mich ansiehst, denn Deine Augen, haben noch mehr Einfluß als Deine Worte, — also wende Dein süßes Antlitz, was ich so lange nicht gesehen, nicht von mir ab!“

„Ach, nein!“ — entgegnete Liane ängstlich. „Ich glaube, Richard, — Herr von Hallingen — Sie!“ —

„Nun was glaubst Du, liebe Liane?“ fragte er lachend. „Etwa daß ich Hallingen heiße? Ja, da irrst Du nicht, doch für Dich, heiße ich Richard!“

„Das geht nicht mehr,“ — sprach sie verwirrt, „ich bin kein Kind mehr, — die Zeiten haben sich verändert.“

„Bitte, Liane, sieh mich doch an!“ bat Richard heiter und sie erhob die gesenkten Augenlieder. „So!“ setzte er fröhlich hinzu, „nun wird die Unterhaltung besser gehn, — also Du bist kein Kind mehr, was bist Du denn?“

„Sie kennen meinen Namen, Liane Lincoln!“

„Er ist reizend, wie Du selbst! Als Kind warst Du stolz, einen Namen zu haben, den Alle so hübsch fanden.“

„Ich sagte Ihnen schon, die Zeiten der Kindheit sind vorüber und — —“

„Und jetzt,“ fiel Richard ihr lebhaft in's Wort, „jetzt hast Du eingesehn, daß Du Dich künftig von ihm trennen mußt! Ja, Liane,“ fügte er lächelnd hinzu, „ich beraube Dich einsmals jenes reizenden Namens, doch ich hoffe, Du vertauschest ihn gern mit dem Meinigen, wenn Du Dich überzeugst, wie glücklich Du mich dadurch machst!“

„Das wird wohl nie geschehen!“ entgegnete das junge Mädchen langsam und traurig.

„Wenn Du es so wünschest, wie ich, Liane, dann gewiß!“ sagte Richard zuversichtlich.

Liane blickte ernst und forschend Richard an, dann sagte sie einfach: „Wenn ich Dich auch mehr liebe, wie Alles in der Welt, Du mein einziges und ganzes Glück bist, ich in Dir nur athme und lebe, — werde ich es erreichen, bei Dir immer und ewig sein zu

können? — haben die Verhältnisse nicht Schranken zwischen uns errichtet, die unübersteiglich sind?"

„Nein, Liane, so verschieden sind unsere Verhältnisse nicht!" antwortete Richard ruhig. „Manche werden es allerdings glauben, doch unsere Liebe wird ihre Einwürfe beseitigen, und wenn nicht, — nun so kehren wir uns nicht an Diejenigen, die uns trennen wollen, denn sie können uns nicht unseres Glückes berauben, — und ihretwegen werden wir es nicht aufgeben!"

„Oh! Richard, Du sollst meinetwegen keine Opfer bringen!" rief schmerzlich Liane, und angstvoll setzte sie hinzu: „Wenn die Liebe zu mir nur nicht Dein Unglück wird!"

„Kannst Du Das glauben, Liane? — Ist Das Dein Ernst!"

„Lerne mich erst näher kennen, bevor Du daran denkst, meinetwegen zu kämpfen!" bat sie flehend.

„Ich kenne Dich, Liane!" antwortete er ruhig. „Dein klares Auge ist der Spiegel Deines reinen Herzens, Deiner unschuldigen Seele. Unschuld und Reinheit des Herzens sind meiner Ansicht nach die höchsten Schätze, die ein Mädchen besitzen kann und sie sind nächst Deiner Liebe mir das Theuerste an Dir! Oh Liane, ich verlange vielleicht viel von Dir, indem ich Dein Herz als mein Eigenthum fordere, doch ich weiß diesen Juwel auch zu schätzen, — Das glaube mir, und mit treuer Gegenliebe Deine Liebe zu lohnen,

Dir ewig dankbar zu sein. Das soll die Hauptaufgabe meines fernern Lebens werden!“

Lianens dunkle Augen füllten sich mit Thränen und sie gab Richard ihre Hand. Er ergriff sie hastig, zog von seinem Finger einen Ring, der ein Andenken an seine verstorbene Mutter war, steckte ihn ihr an, küßte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und sagte dann ernst und feierlich: „Liane, Du bist jetzt meine Braut und Nichts scheidet mich von Dir, als der Tod!“

„Ich nehme Dein Gelübde an, Richard, weil ich nicht die Kraft habe, Deiner Liebe zu entsagen, die das Glück meines ganzen Lebens sein wird, und ich erwidere es! Nur der Tod kann mich von Dir trennen, für's Leben gehöre ich Dir an!“

„Dank! — Tausend Dank, Liane, für Deine Hingebung, Dein Vertrauen und Deine Liebe!“ rief er beglückt.

„Wer wird unsern Bund segnen?“ fragte das junge Mädchen, nach einigen Augenblicken Schweigens, in tiefer Bewegung und sah Richard ernst an.

Ein dunkler Schatten legte sich über Richard's Gesicht, dann sah er zum klaren, tiefblauen Himmel auf, an dem die Sterne aufstiegen und in bleichem Lichte flimmerten. Mit fester Zuversicht antwortete er, indem er seine zitternde Braut umfaßte: „Ich hoffe, Liane, der Vater droben, der uns zusammengeführt hat!“

„Und Dein Vater, — Deine Mutter?“ sprach sie langsam.

„Mein Vater, Liane, wird gegen unsere Verbindung sein,“ sagte offen Richard, „doch ich hoffe, ihn zu bewegen, seine Zustimmung dazu zu geben!“

„Hoffst Du es wirklich, Richard?“

„Liane, bitte, trübe nicht diese Stunde reinen Glückes, — eines Glück's, wie ich es bisher noch nie empfunden, durch die Erinnerung an meinen Vater!“ rief Richard in heftiger Erregung.

„So ist es noch, wie damals!“ sagte Liane schmerzlich.

„Es hat sich Nichts geändert! Im Vaterhause lebt mir kein Vater, die Heimath ist nie eine Heimath für mich geworden, Liane!“

„So werde ich dort auch niemals Eine finden!“ sprach sie traurig.

Richard erfaßte eine grenzenlose Angst, als er Lianen so blaß werden sah und sie ihm ihre Hand entzog, die er hielt.

„Liane, Liane!“ rief er mit Entsetzen, „was willst Du thun?“

„Dich nicht noch unglücklicher machen!“ entgegnete sie ruhig und zog langsam den Ring vom Finger, den Richard ihr gegeben. Sie reichte ihm den Ring, doch er nahm ihn nicht und sprach ernst:

„Der Ring, Liane, ist das sichtbare Zeichen meines Dir abgelegten Gelübdes, — das Unterpfand meiner

ewigen Treue! — Worte, wie ich sie zu Dir gesprochen, — sie können nicht zurückgenommen werden, sie sind bis zu Gott gedrungen, sind ein Eid, den ich in seiner heiligen Gegenwart geleistet — und ich werde ihn halten!"

„Nein, mein Richard," rief Liane mit Todesangst. „Du hast Dich übereilt, Dein Schwur gilt nicht, Gott hat ihn nicht gehört und ich entbinde Dich Deines Versprechens! — Ich beschwöre Dich, Richard, wenn Du mich lieb, — wenn Du Mitleid mit mir hast, so nimm Deinen Ring zurück!"

„Nie, Liane!" erklärte er mit fester Entschiedenheit. „Du bist nicht mehr frei, was Du auch thun magst, — Du gehörst mir an!"

„Ich will auch meine Freiheit nicht, Richard!"

„Du willst Dein Gelübde nicht zurücknehmen?"

„Niemals, Richard! Ich gehöre Dir an für's Leben!"

„Und ich, Liane?"

„Du sollst frei sein, Nichts soll Dich an mich binden, — kein Gelübde, kein Versprechen, kein Wort!"

„Weshalb? — Liane, warum willst Du nicht Das von mir, was Du mir gewährst?"

„Mir genügt Deine Liebe, — ich bedarf nicht mehr!"

„Ich glaube auch an Dich, Liane, ohne Versicherung!"

„Wenn Du an mich glaubst, so erfülle meinen Wunsch, nimm den Ring!“

„Das kann ich nicht, Liane!“

„Wenn Du mich so liebst, wie ich Dich, wirst Du es können, Richard, das sei versichert!“

„Nur Das nicht — nur nicht das Pfand meiner Treue Dir abnehmen!“

„Wunderbar!“ sprach Liane sinnend. „Ich könnte Alles thun, was Du forderst, kein Opfer würde mir zu schwer sein, es Dir zu bringen.“

Ein strahlendes Lächeln überflog Richard's ernstes Gesicht und schnell rief er: „Alles würdest Du thun, Liane? Das Schwerste könntest Du vollbringen, wenn ich es wollte?“

„Ja!“ entgegnete sie ruhig und blickte ihn fest mit ihren klaren, treuen Augen an.

„Nimm Dich in Acht, Liane, ich könnte viel fordern, — Deine Worte gleich auf die Probe stellen!“

„Thue es!“ sagte sie einfach.

Er nahm heiter den Ring, ergriff ihre Hand und steckte ihn ihr von Neuem an und rief fröhlich: „Nun will ich sehen, ob Du meine Wünsche erfüllst!“

„Ist das die Probe?“ fragte sie ernst.

„Gewiß!“ entgegnete er mit glücklichem Lächeln. „Es wurde Dir ja vorhin so schwer, den Ring zu behalten, daher fordere ich es als Opfer von Dir.“

„Das ist mir kein Opfer, Richard, sondern meine Freude, mein Stolz und ganze irdische Glückseligkeit!“

„Und weshalb wolltest Du Dich Dessen berauben?“

„Aus Liebe zu Dir, nur Deinetwegen! Dir würde es schwer werden, den Ring zurückzunehmen, darum bat ich Dich, dieses Opfer mir zu bringen, wie es für mich Entsagung ist, ihn Dir zu geben, mich davon zu trennen!“

„Drum behalte ihn, Liane, denn ich will Dir nicht wehe thun!“

„Da Du es verlangst, gewiß!“

„Du bist aber traurig, — Das sehe ich?“

„Ich bin glücklich, aber ich fürchte, ich mache Dich unglücklich und Das schmerzt mich!“

„O Liane, wie kannst Du Das glauben!“

„Ich habe Dich der Freiheit beraubt!“

„Deine Fesseln werden mein Glück sein.“

„Denke an Deinen Vater, Richard, was wird er sagen, wenn Du ohne seine Einwilligung Dein Wort verpfändet!“

„Hast Du nicht dasselbe gethan?“

„Ich bin frei und unabhängig, Richard, — Du nicht! Du mußt Rücksichten auf Deine Eltern, Deine Verwandten nehmen!“

„Wenn sie meinem Glücke hinderlich sind, nie!“ sprach Richard entschieden.

Liane verbarg ihr blasses Gesicht in ihren Händen und seufzte schmerzlich.

„Was ist Dir, Liane?“ fragte Richard weich.

„Mich macht eine Erinnerung unglücklich!“

„Darf ich wissen, welche?“

„Dieser Gedanke verfolgt mich unablässig, wie ein Gespenst, oh, ich werde keine Ruhe ferner haben!“ sagte sie in heftiger Erregung.

„Was ist's, Liane, sag es mir!“

„Jetzt ist's nutzlos — ich kann nicht zurück!“

„Ich bitte Dich, Liane, erkläre mir, was Du hast?“ rief er ängstlich. „Deine Betrübniß quält mich! Sei offen gegen mich, Liane!“ setzte er innig bittend hinzu.

„Ich habe gleiches Schicksal wie meine Mutter, und weil ich ihr Unglück kenne, ergreift mich Angst!“

„Deine Mutter, Liane, welches Schicksal hatte sie, wie kann es mit dem Deinigen in Verbindung stehen, oder Aehnlichkeit damit haben?“

„Es ist ganz, wie das Meinige! Der Mann, der sie liebte, stand an Rang und Vermögen über ihr, sein Vater war dagegen, daß er sie heirathete, doch er kehrte sich nicht daran und hielt das Gelübde, was er ihr im Rausche der ersten Leidenschaft abgelegt. Sie war schwach, wie ich, sie vermochte seinen Bitten nicht zu widerstehen und hatte nicht die Kraft, ihm zu entsagen!“

„Sie sind aber glücklich geworden, Liane, nicht wahr? — Sie liebten sich und sind an's Ziel ihrer Wünsche gelangt? —“

„Kurze Zeit, Richard, währte ihre Seligkeit! Dann trennte der Tod ein Bündniß, was nicht von Menschen gesegnet war, und schrecklich; entsetzlich hat meine unglückliche Mutter durch den Haß und die Verfolgungen der Verwandten ihres Mannes gelitten!“

„Davor werde ich Dich schützen, Liane! Meine Liebe soll Dich dafür entschädigen!“

„Mein Vater hat meine Mutter auch geliebt, Richard, und doch konnte er sie vor Haß und Rache nicht bewahren!“

„Er fand aber sein Glück in ihr!“

„Sie war die Quelle seines Unglücks, Richard, und fürchterlich ist mir der Gedanke, daß ich der Grund des Hasses und Zwiespaltes zwischen Dir und Deinem Vater werden soll!“

„Er hat mich nie geliebt, Liane, daher bist Du nicht die Ursache!“

„Wird er mich nicht hassen, daß ich Dein Herz besitze?“

„Er weiß kaum, daß ich Eins habe!“

„So wird er es kennen lernen, Richard!“

„Ich beraube ihn aber nicht dadurch, Liane, denn er legt keinen Werth darauf.“

„Wäre es nicht besser, Du fragtest ihn zuvor, ehe Du mir Dein Wort giebst?“

„Du hast es bereits!“

„Ich gebe es Dir zurück, damit Du Deinem Vater sagen kannst, daß Du frei bist.“

„Denkst Du, daß es besser wäre?“ fragte er nachdenkend.

„Ich weiß es nicht, da ich ihn nicht kenne, doch entsinne ich mich, gehört zu haben, daß meine Mutter oft bereut hat, sich ohne Einwilligung des Vaters ihres Mannes verlobt zu haben.“

„Wolltest Du mir deshalb den Ring zurückgeben, Liane?“

„Nur aus dem Grunde! — Du sollst frei sein, — handeln, ohne daß Du gebunden bist, denn ich denke: jedes Wort, was Du dann zu Gunsten unsrer Liebe redest, wird eine Bitte sein, während Dein Vater, sagtest Du ihm, daß Du zugleich mit Deinem Herzen Deine Hand gegeben, leicht glauben könnte, Du beständest nur auf Deinem Willen, weil Du bereits gefesselt bist. Er wird uns nicht gewaltsam auseinander reißen können, wenn er sich überzeugt, daß wir noch nicht vereinigt sind. Er kann den Vorschlag einer Trennung machen, nicht den Befehl dazu geben. Deine Worte werden sanfter sein, weil es Bitten sind, — seine Entgegnungen milder ausfallen, wenn er Wünsche ausspricht! Du wirst vorsichtiger reden — er nachsichtiger sein und, wie die Entscheidung ist, — jedenfalls besser, Richard, wenn Du Dich jetzt nicht mit mir verlobst!“

„Woher, Liane, weißt Du Das?“

„Ich vermuthe es nach Allem, was ich von Deinem Vater gehört habe."

„Wer erzählte Dir von ihm?

„Vor langen Jahren Du zum ersten Male! Entsinnst Du Dich seines Briefes, den er Dir am Weihnachtsabende geschrieben? — damals, nach Lesung desselben, erzähltest Du mir von Deiner entsetzlichen Kindheit, die Du im Vaterhause verlebt. Anfang dieses Jahres lernte ich in D......, Hertha Olberg kennen, und sie sprach viel von Dir und durch sie erfuhr ich Manches. Dann ist ein Freund von Dir, Doktor Saldern, Arzt des Grafen Frankenthal und beide Herren haben zu öftern Malen in meiner Gegenwart von Deiner Familie geredet, denn Herr von Hochfeld ist ein genauer Bekannter Deines Onkels gewesen."

„Gut, Liane, daß Du meines Onkels erwähnst. Er kennt die Gewalt der Liebe und wird unser Schutzgeist werden!"

„Das gebe Gott!" erwiderte Liane.

„Darf ich Dich nicht als meine Braut betrachten?" fragte Richard nach längerm Schweigen.

„Wie Du es willst, Richard, — ich habe Dir meine Gründe gesagt, doch füge ich mich in Das, was Du bestimmst."

„Du möchtest erst mit Einwilligung meines Vaters meine Braut werden?"

„Ich wünsche es!"

„Und giebt er nicht seine Zustimmung?“ fragte Richard langsam und düster. „Was dann, Liane?“

„Die Zeit wird es uns lehren!“

„Hoffst Du, mich vergessen zu können?“

„Nie! denn die Erinnerung an Dich wird mein Trost sein!“

„Glaubst Du, ohne mich leben zu können?“

„Nein! Richard. Ich hoffe, wenn die Menschen unbarmherzig sind, wird Gott Erbarmen haben!“

„So denkst Du an eine Vereinigung im Tode, bei der jetzigen Trennung von mir?“

„Oh, nein, ich hoffe auf das Leben.“

„Ja, Liane, Das wollen wir thun! Laß uns nicht düstere Gedanken eine schöne Stunde verbittern. Wir sind Beide jung, haben Beide Muth — und Gott, dem wir uns anvertrauen, Er führt uns gewiß zu einander. Dankbar wollen wir erst die kurzen, flüchtigen Stunden des Glücks genießen, die uns die nächste Zukunft bringt. In der Residenz werden wir uns treffen und jene Welt, die mir oft so hohl und schaal vorgekommen ist, sie wird tausend Reize entfalten, wenn Du in ihr lebst. Bin ich dreißig Jahre, dann kann ich werben, um wen ich will, das hat mir mein Vater zugesichert. Nächsten Sommer setze ich ihn von meiner Liebe in Kenntniß und vielleicht erringe ich Dich ohne Kampf! Wenn nicht, — nun dann opfre ich Alles und bleibst nur Du mir, so habe ich genug!

Deine Liebe wird mir Alles ersetzen, und bin ich bei Dir, werde ich keine Heimath mehr entbehren."

„So leb' denn jetzt wohl, Richard!" sagte Liane. „Ich muß fort, da der Abend einbricht. Doch wann sehen wir uns wieder? —"

„In einigen Wochen komme ich nach der Residenz zurück und es wird mein Erstes sein, Miß Lincoln meinen Besuch zu machen!"

„Wie werde ich mich benehmen, wenn ich Dir in Gesellschaften begegne?"

„Oh, Liane, doppelten Reiz werden die wenigen Momente haben, wo wir ungestört sind!"

„Ich danke nur Gott, Dich vorher gesehen zu haben!"

„Ich auch, Liane, denn der erste Blick, den ich auf Dich geworfen, er machte mir klar, daß ich Dich unmöglich als Fremde betrachten konnte. Du standest meinem Herzen zu nah, um Dich gleichgültig begrüßen zu können!"

In Zukunft mußt Du es aber doch thun, Richard. Heute scheiden wir als Freunde, in der nächsten Zeit sehen wir uns als Fremde wieder."

„Ich kann den Gedanken noch nicht fassen!"

„Erinnere Dich nur, daß wenn wir langsam vorschreiten, wir Viel, — vielleicht Alles gewinnen, während wir durch Uebereilung den Tod unseres Glückes selbst herbeiführen könnten!"

„Das kann, — Das darf nicht sterben. Gott wird es behüten!"

„Das ist auch meine Hoffnung, Richard, doch wir müssen das Unsere dazu beitragen, damit es sich glänzend entfalten kann."

„Ich füge mich in Deine Wünsche, Liane. Du hast Recht, daß es so, wie Du willst, besser sein wird."

„So scheidet denn jetzt Richard von Liane," sagte das junge Mädchen, Dem, welchem ihr Herz gehörte, die Hand reichend und lächelnd fügte sie hinzu: „Herr von Hallingen läßt sich hoffentlich Miß Lincoln bei erster Gelegenheit in der Residenz vorstellen."

„Oh, Liane, wie glücklich werde ich sein, wenn ich Dich wiedersehe! Ich bin überzeugt, das Herz Herrn von Hallingen's, fliegt sofort Miß Lincoln zu Füßen," setzte er lachend hinzu.

„Laß es nur nicht so schnell fliegen! Wir sind fortan Fremde und Miß Lincoln ist in einer ausgezeichneten Pension erzogen, wo ihr strenge Lehren gegeben sind, die sie befolgen wird."

„Du wirst mich wohl entsetzlich quälen?" fragte er heiter.

„Man sagt, daß ich sehr zurückhaltend sei, eine echte Engländerin — very lady like!" entgegnete Liane. „Du wirst Das freilich nicht finden," setzte sie mit tiefem Erröthen hinzu.

„Was ich finde, finde ich allein! Das ist mein

Glück," antwortete er und sah sie mit inniger Dankbarkeit an. „Also lady like" fuhr er lächelnd fort, „ja, ja, Liane, so siehst Du aus. Sei nur gegen mich nicht zu kalt, zu förmlich. Das ertrage ich nicht!"

„Und doch werde ich es künftig sein müssen, Richard," sprach sie ruhig.

„Wenn Du auch äußerlich Miß Lincoln bist, so vergiß nur nie, daß Du meine Liane bist! Soll und darf ich Dich auch noch nicht als meine Braut betrachten, — so gehörst Du mir dennoch an!"

„Sei unbesorgt! Nie werde ich vergessen wenn ich Herrn von Hallingen sehe, daß er Richard heißt."

„Und mit welchem Entzücken wird mich der Gedanke erfüllen, daß die holde Blume, die Alle bezaubern und fesseln wird, dennoch nur für mich blüht! Nicht wahr, Liane, Das darf ich doch zu meinem Troste denken?"

„Wenn Du mich als Blume betrachtest, allerdings. Eine Blume gedeiht nicht ohne Sonnenschein und Du, Richard, bist Das meinem Leben. Ohne Dich ist Liane Nichts!"

„Nennst Du mich Deinen Sonnenschein," rief Richard lebhaft, „so bist Du das Morgenroth meines Daseins. Du warfst mit Deiner Liebe, Hingebung und Aufopferung den ersten lichten Schein auf mein dunkles Leben. Es erschien mir immer reiz- und farblos, wenn ich nicht an Dich dachte, doch klar und leuch-

tend erhellte ein strahlender Glanz meine Zukunft, wenn Dein Bild sich darin verwob!

Die Heiterkeit, welche momentan Richard und Lianen belebt hatte, — das Glück das Beide bei ihren letzten Worten erfüllte, — es schwand dahin, als er den Ring zurücknahm und sie sich von dem sichtbaren Zeichen seiner Treue getrennt. — Er wurde ernst, fast düster, — sie sah blaß und leidend aus. Schweigend verließen sie den Kirchhof und stumm schritten sie nebeneinander auf dem Wege zum Küsterhause einher.

Frau Bothmer und Laura, die sich das Wiedersehen Richard's und Lianens so freudig und glücklich ausgemalt, sie staunten, sie Beide so ernst und zurückhaltend zu finden, und nicht allein an jenem Abende, in den ersten Tagen des Novembers, den sie vereint in Altenau verlebten, wunderten sich die Frauen über das seltsame Benehmen ihrer jungen Gäste, sondern noch manchmal später erinnerten sie sich der Traurigkeit, die oft in den Zügen ihrer schönen Gesichter gelegen, wenn sie sich gegenseitig angesehen hatten. „Was mochte die Liane nur haben?“ fragten sie sich mitunter. „Seltsam war sie immer!“ lautete die Antwort; und damit trösteten sie sich zuletzt.

Als Richard und Liane einige Augenblicke allein im Zimmer waren, ehe sie das Haus ihrer Tante verließ, um sich nach dem Schlosse zurück zu begeben, sie ihre Sachen zusammen suchte, mit denen die Kin=

der gespielt und Richard jede ihrer Bewegungen verfolgte, rief er plötzlich:

„Nein, nein, Liane, ich ertrage es nicht, Dir als Fremder gegenüber zu stehen, dieser Abend war eine entsetzliche Qual für mich! Ich kann es nicht!“

Liane sah ihm ruhig mit ihren ernsten Augen an und sprach fest: „Sie sehen aus, Herr von Hallingen, als könnten Sie Das, was Sie wollten! Sollte ich mich täuschen?“

„Nur Das nicht, Liane! Ich flehe Dich an, ändere Deinen Entschluß, sei meine Braut! Ich bitte Dich, sage ja! Scheide nicht von mir, ohne daß ich Dir mein Wort gegeben, — meine Treue gelobt habe! — und laß Deine Großmutter, Deine Tante unsre Liebe segnen!“

Liane blickte mit stummer, aber inniger Bitte zu Richard empor und sagte dann sanft: „Leben Sie wohl! Sie werden durchführen, was ihr Vorsatz ist!“

Er umarmte sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit und erwiderte erregt: „Nein, Liane, ich kann es nicht hören, wenn Du mich Sie und Herr von Hallingen anredest!“

Sie machte sich hastig von ihm los und rief lebhaft: „Nein, Das darf nicht sein, ich bin nicht Ihre Braut!“

„Du bist es, wenn ich es will!“ entgegnete er

heftig. „Du hast mir gesagt, Du thätest, was ich verlangte!"

„Sie werden es nicht wollen!" sagte sie ruhig, obgleich sie zitterte und ganz bleich wurde. „Sie sind jetzt aufgeregt," und lächelnd fügte sie hinzu, indem sie ihm wieder nahe trat: „Ich kenne Sie schon besser, als Sie sich selbst, Herr von Hallingen, denn ich weiß, morgen werden Sie mir dankbar sein!"

„Nein, Liane! Hundert Mal, nein! Ich ertrage es nicht, Dich als Fremde zu betrachten."

„Sie werden sich daran gewöhnen!"

„Nie! — Ich bitte Dich nochmals, Liane, nenne mich Richard, sei meine Braut!"

„Ich kann, ich darf nicht! — Ich habe ein warnendes Beispiel an meiner Mutter. Sie ist unglücklich geworden durch Leidenschaft und Uebereilung."

„Wir aber, Liane, werden glücklich durch unsre Liebe!"

„Das hoffe ich auch!" sprach sie freudig.

„Liane! Sei gut! Nenne mich nicht mehr Herr von Hallingen."

„Ich kann Sie nicht anders nennen!"

„Du bist meine Braut, Liane!"

„Nein, nein, Sie sind frei! Nichts bindet Sie an mich!"

Geräusch von Schritten ließ sich in der Nähe der Thüre auf dem Hausflur vernehmen. Richard fuhr zusammen und rief vorwurfsvoll: „Also ich bleibe

Herr von Hallingen? — Meine Bitte vermag nicht Dich zu bestimmen, — Du nennst nicht mehr meinen Namen, Liane?“

„Bringe mir den Segen Deines Vaters, lieber Richard, und Liane Lincoln wird die glücklichste Braut der Welt sein!“ war die Antwort des jungen Mädchens.

Neuntes Kapitel.

Getrennt, ach! hat sie ein Schatten ... —
Nein! eine Welt, — ein einzig Wort! —
Ida Gräfin Hahn-Hahn

Doktor Saldern's erste Frage, die er an Margaret richtete, als er nach Altenau kam, um den letzten Abend vor ihrer Abreise nach der Residenz im Schlosse zuzubringen, war: wo Miß Lincoln sei. Es schien Margaret, die verstimmt durch das lange Warten auf ihn, als hätte er sie mit andern Worten anreden können, und gereizt durch die Vernachlässigung, die er ihrer Meinung nach ihr hatte zu Theil werden lassen, erwiderte sie etwas unmuthig: Miß Lincoln werde bei ihrer Tante bleiben und habe ihr aufgetragen, ihn zu grüßen.

Es verletzte ihn, daß Liane, von der er glaubte, daß sie ihn in letzterer Zeit freundlicher, als im Anfange ihrer Bekanntschaft behandelt, weggehen konnte,

wo sie wußte, daß er kam, — und da er sich der leisen Hoffnung hingegeben, daß sie seine zu ihr gemachte Andeutung verstanden und es wissen mußte, daß er nur ihretwegen den Abend in Altenau zubringen würde, — so kränkte es ihn, sich getäuscht zu haben.

Er besaß einen heftigen, leidenschaftlichen Charakter, und vorzüglich, wenn sein Stolz verletzt, seine Eigenliebe gekränkt wurde, traten die Fehler seiner Gemüthsart deutlich hervor, die er auch durchaus nicht zu verdecken strebte, sondern sie offen sehen ließ. Wäre Margaret an dem Abende sanft und liebenswürdig, wie sonst gewesen, würde sie guten Einfluß auf die erregte Stimmung des Arztes gehabt haben; doch sie war durch langes Warten ungeduldig geworden und die Bemühungen ihres Onkels, sie durch Tagesneuigkeiten aus der Residenz zu amüsiren und zu erheitern, hatten sie gelangweilt und ermüdet. Doktor Saldern, der sonst außerordentlich nachsichtig gegen ihre kleinen Eigenheiten war, ärgerte sich, daß sie ihm so rücksichtslos zeigte, wie gleichgültig sein Besuch ihrer Freundin sei, und in seiner Verstimmung darüber vergaß er seinen Vorsatz: Margaret nie zu kränken, weil sie ihn liebte.

Diese Zuneigung des jungen Mädchens, die ihm sonst Theilnahme und Mitleid eingeflößt, langweilte ihn an dem Abende; als er sie von Neuem bemerkte — indem Margaret nämlich seine üble Laune nicht zu ertragen vermochte und sich, nachdem sie ihre kleine

Verstimmung überwunden, bemühte, seinen Trübsinn zu verscheuchen. Lag es daran, daß sie, die diesen Charakter nicht zu begreifen vermochte, ihn nur in blinder Vergötterung anstaunte, nicht die richtigen Mittel wählte, auf ihn einzuwirken, — daher ihre Versuche: Saldern zu erheitern, fehl schlugen, — oder machte es ihm der Abwechselung halber Vergnügen, ihr zu zeigen, daß sie keinen Einfluß auf ihn besaß, — kurz, stumm und wortkarg saß er ihr den ganzen Abend gegenüber und nur bei dem steten Honiglächeln des Majors von Welf, bei seinen süßlichen Komplimenten, mit denen er seine reizende Nichte überschüttete, umzog ein höhnischer Ausdruck den Mund des jungen Arztes, und Spott und Verachtung leuchteten aus seinen blitzenden Augen.

Bemerkte Margaret diesen Ausdruck, so tröstete sie der Gedanke, daß Saldern gewiß eifersüchtig sei, und als er ihr bei'm Abschied lächelnd zuflüsterte, ihr Onkel würde sicherlich in der Residenz in der Zahl ihrer Verehrer eine Hauptrolle übernehmen, da wurde ihre Ansicht zur Gewißheit — und es beseligte sie, daß der Doktor so verstimmt über des Majors Komplimente geworden.

Im ungünstigsten aller Momente, — für Margaret's fernere Herzensruhe nämlich, — bei der Trennung sah Saldern ein, daß er während des ganzen Abends kalt und unfreundlich gegen Diejenige gewesen, die ihn so offen in ihr Herz sehen ließ. Er

bereuete, was er gethan, als er sie so traurig und niedergeschlagen sah, und doppelt herzlich waren daher seine Worte beim Abschiede, die dann auch Margaret hinlänglich entschädigten und ihr Trost in mancher Stunde waren, die sie fern von dem Abgott ihrer Seele verlebte.

Saldern sah, als er auf dem Rückwege nach G.... am Altenauer Kirchplatz vorüberfuhr, Licht durch die Fenster der bescheidenen Küsterwohnung schimmern. Er ließ seinen Wagen halten, sprang hastig aus demselben, eilte an das Haus, in der Hoffnung, Lianen dort flüchtig noch einmal zu sehn, blickte durch das niedrige Fenster in das Zimmer, und was er bemerkte, entriß ihm den Ausruf: „Tod und Teufel!“

Er sah dann noch einmal hinein und gewahrte, daß Liane sich hastig aus den Armen Desjenigen losmachte, der sie umfaßt gehalten, mit dem Ausdruck des Schreckens und der Angst sich von dem Herrn, der vor ihr stand, abwandte und indem sie sich von ihm entfernte, sich dem Fenster, an welchem er die Scene im Zimmer belauschte, näherte, vernahm er deutlich die Worte: „ich bin nicht Ihre Braut!“

Er verließ seinen Platz schnell, da er befürchtete, gesehen werden zu können, und als er nach einigen Momenten dem Drange seiner Neugierde nicht zu widerstehen vermochte — gern entdecken wollte, wer Derjenige sei, der den Muth gehabt, sich in so vertrau-

licher Weise dem jungen Mädchen zu nähern, — die nach seiner Ansicht etwas so Kaltes und Zurückhaltendes in ihrem Wesen hatte, daß er kaum gewagt, das leiseste Wort der glühenden Liebe zu verrathen, die er für sie hegte, — da bemerkte er nur, daß Liane in Hast aus dem Zimmer eilte; doch Den, der sie nach seiner Ansicht daraus vertrieben, erkannte er nicht, da er im Schatten und mit dem Rücken nach dem Fenster zugewendet stand.

Langsam und in Gedanken versunken näherte sich Saldern seinem Wagen und als er ihn erreicht, benachrichtigte ihn sein Kutscher, daß der Schmied des Dorfes, vor dessen Hause er angehalten, den Herrn Doktor bitten lasse, einen Augenblick in seine Wohnung zu kommen, da sein Kind krank sei.

Saldern war wenig aufgelegt, einen Patienten zu behandeln, doch bereits zu lange Arzt, um nicht zu wissen, daß er dem Rufe Folge leisten mußte, weshalb er dann auch dahin ging, wo man seine Hülfe verlangte.

Bedeutend länger, als er geglaubt, wurde er in der Schmiede aufgehalten und sehr spät erst kam er nach G...... Zu seinem Erstaunen bemerkte er Licht in seiner Wohnung, und als die Wirthin des Hauses ihm sagte, daß seit dem Nachmittage ein Fremder seiner Rückkehr harre, der vorgegeben: ein Freund des Herrn Doktors zu sein und deshalb seinen Namen nicht habe nennen wollen, — ging Saldern

mit dem Gedanken, daß der Tag ein Tag der Ueberraschungen sei, die Treppe hinauf, welche nach seinen Zimmern führte. Seine Freude war groß, als er in dem ihn Erwartenden, der ihm bereits entgegen kam, seinen Jugendfreund und den liebsten Bekannten, den er hatte, Richard Hallingen, begrüßen konnte.

Alles Unangenehme, was er an dem Abende erlebt, Aerger, Zorn, Eifersucht und Erstaunen, er vergaß es in der freudigen Empfindung, Richard wiederzusehn und gab sich während der ersten Zeit ihres Zusammenseins ganz dem Glücke hin, was dieser unvermuthete Besuch ihm bereitete.

Mitternacht war lange vorüber, als die beiden Freunde noch, heiter mit einander plaudernd, zusammen saßen, doch plötzlich entsann sich Richard, daß Saldern den ganzen Tag in Ausübung seiner Berufspflichten abwesend gewesen und sicherlich sehr ermüdet war. Aufstehend sagte er daher: „Nun, Bruno, lebe wohl, und ist es Dir möglich, so überrasche Du mich einmal!“

„Willst Du denn jetzt schon fort?“ fragte Saldern erstaunt, „ich denke, Du reis'st erst morgen früh ab?“

„Um sechs Uhr geht die Post nach R****, mit der ich abreisen muß!“

„So hast Du noch beinah fünf Stunden Zeit, bester Richard, und so viel Schlaf bedarfst Du nicht, was ich als Arzt vortrefflich zu beurtheilen verstehe. Einige Stunden mußt Du mir noch von der schönsten

Zeit des Lebens opfern, dann überlasse ich Dir mein Bett oder dies Sopha, Du ruhst Dich etwas aus und im Postwagen hast Du die beste Gelegenheit, die versäumte Nachtruhe nachzuholen."

„Nicht meinetwegen breche ich auf, sondern um Dich nicht zu stören, da ich durch Deine Wirthsleute erfahren, daß Du den ganzen Tag unterwegs gewesen bist."

„Daran bin ich gewöhnt, Richard, da es häufig vorkommt, und wenn Du nur aus Rücksicht für mich aufbrechen willst, so ist es gut; dann bleiben wir noch zusammen! Nimm Deinen Platz wieder ein und erzähle mir von Deinem Leben und Deinen interessanten Reisen."

„Nein Bruno, ich habe bisher à la Kuckuck nur von mir geredet, fast noch gar nichts von Dir erfahren. Jetzt berichte Du einmal Deine Erlebnisse, da Du die meinigen kennst."

„Ich wüßte wahrlich nicht, was ich Dir sagen sollte, denn mir vergeht ein Tag wie der andere. Ich sehe nur Leid und höre nur von Schmerzen! Aus Klagen und Seufzern besteht mein Leben und je mehr Krankheit und Elend es giebt, desto zufriedener und glücklicher muß ich sein, da meine Existenz davon abhängt."

Doktor Saldern verfiel bei seinen letzten Worten in den bittern, sarkastischen Ton, den er leicht anzunehmen pflegte und den Richard stets zu seiner auf=

richtigen Betrübniß an ihm wahrnahm. Ruhig entgegnete er: „Fasse die Sache aus einem andern Lichte auf, Bruno, und sage: zu lindern und zu helfen ist die schöne Aufgabe meines Lebens, den Schmerz zu bannen und aus Leiden zu erretten mein Beruf!"

„Schade, daß Du nicht Arzt geworden bist!" rief Saldern lachend.

„Nun, ich habe doch Recht," entgegnete Hallingen.

„Nein, Richard, selten wird das Leben des Arztes aus solch' einem Gesichtspunkte betrachtet, vorzüglich nicht auf dem Lande, wo ich größtentheils meine Praxis habe. Du solltest nur einmal mehre Wochen hier sein, dann würdest Du einen Begriff davon bekommen, welch' ein Leben ein Landarzt führt, und Dich überzeugen, ob sein Beruf ein schöner ist. Meine Beschreibungen können es Dir nicht klar machen, da man es selbst mit ansehen muß, um ein richtiges Urtheil zu haben, und es wird mir nicht einfallen, Dich damit zu langweilen, obgleich ich mit meiner Wirthin zu sprechen, Bände wie Folianten über meine Erfahrungen schreiben könnte."

„Hat die Frau so viel erlebt? Sie sieht so dick und wohlgenährt aus, daß mir wenigstens ihre Erlebnisse harmloser Natur zu sein scheinen und Widerwärtigkeiten wohl nicht ihren Lebenspfad durchkreuzt haben."

„Das dachte ich auch, da sie mir den Eindruck machte, als sei sie zeitlebens über Rosen und Vergiß-

meinnicht gewandelt; doch jetzt hat sie mich eines Bessern belehrt. Bin ich nämlich Abends zu Hause, so fühlt die alte Person die Verpflichtung, mich zu besuchen und, wie sie sagt, ein Bischen zu unterhalten! Sie beginnt mit der Chronik scandaleuse, die in G..... ebenso gut existirt, wie in der Residenz, trotzdem es ein bescheidenes Landstädtchen ist, und hat sie mich mit den wichtigsten Tagesneuigkeiten au fait gesetzt, mir verschiedene Töchter, der hier lebenden Familien anempfohlen, um mir Eine von ihnen zur Frau zu erwählen, so kommt sie zum Schlusse ihrer Rede auf ihre eigene kugelrunde Persönlichkeit. Dann blickt sie seufzend zur Decke empor und die ersten Male, als ich es sah, glaubte ich, es gälte meinem ausgesprochnen Wunsche, den Blick nach Oben etwas gelichtet zu haben, denn überzeuge Dich, lieber Richard, er ist sehr umnachtet."

Hallingen betrachtete die schwarze, räucherige Decke der Stube und erwiderte: „Du rauchst gewiß viel!"

„Diese dunkeln Tinten, die Du dort bemerkst, lieber Freund, sind nicht mein Verdienst, sondern das meines Vorgängers, der dieselbe Dunkelheit, welche in seinen Ideen geherrscht haben muß, auch an seinen Umgebungen zu lieben schien. Ich fand dies Zimmer in diesem düstern Zustande, was meine Wirthin ein trauliches Dunkel zu nennen beliebt, und welchen glücklichen Wahn ich ihr jetzt lasse, da ich ungern die Illusionen der Menschen zerstöre. Seit langen Mo-

naten weiß ich nun, daß, wenn sie empor sieht, nicht Gräfin Hahn-Hahn's poetischer Gedanke ihr in den Sinn kommt, — die Decke sie nicht an die Worte der Dichterin: „Grau hat sich in Grau geschlichen und die Farben sind erblichen," — — mahnt, sondern in jenen düstern Regionen die lichten Bilder ihrer entschwundenen Jugendzeit auftauchen, — denn ihre Seufzer gelten, wie ich jetzt weiß, den gesammelten Erfahrungen ihres Lebens, da sie nach einer Weile schmerzlich ausruft: „Gott im Himmel, was ist der Mensch, was ist das Leben!" — Da ich weiß, daß ich ihr durch eine Frage den größten Gefallen thue, und — wenn ich sie geduldig am Abend angehört, — ihre Reflexionen nicht unterbrochen habe, — mein Kaffee am nächsten Morgen bedeutend stärker ist, — die Sahne mehr Bestandtheile von Milch, als Wasser enthält, ich doch an eine Kuh dabei erinnert werde und nicht bloß an einen Brunnen, — so treibt mich reiner Egoismus dazu, um eine nähere Erläuterung ihres Ausrufs und ihrer Andeutung zu bitten! — Sie beginnt dann immer mit den Worten: „Ach, Herr Doktor, das wird Sie nicht interessiren," — doch wie gesagt, lieber Richard, mein Frühstück schwebt mir als Schreckbild vor, wenn es mich nicht interessirt, den Grund ihres Ausrufs zu erforschen und darum erwidere ich muthig und entschlossen: „Wie? — Mich nicht interessiren? Liebe Frau Schulz, wer so viel erlebt hat, wie Sie, der kann wahrlich erzählen und ich

höre Sie stets mit Vergnügen an!“ Dann verliert sich die gute Frau in das Labyrinth ihrer Erfahrungen, die aus fünf Kindern, einer Feuersbrunst, einem Choleraanfall, zwei Diebstählen und drei Versetzungen ihres seligen Gatten bestehen. Während sie sich in Erinnerungen an die Vergangenheit versenkt, — bald sich in stiller Häuslichkeit, — bald in den Flammen, — bald auf Reisen bewegt oder über die Schlechtigkeit der Menschen in Eifer geräth, die sich an ihrem Eigenthum vergriffen haben, — kann ich unterdessen gewöhnlich denken was ich will, denn sie liebt keine Unterbrechungen ihres Redeflusses und ich habe nur nöthig, einige Worte zu äußern, wenn sie das Feld ihrer Erfahrungen für den Abend durchstrichen hat, selbst ermüdet ist und aufsteht, um die Ruhe zu suchen. Das Ende dieser Abendunterhaltungen besteht meistentheils in ihrer Ansicht, daß sie Bücher über ihre Erlebnisse schreiben könnte, wenn sie es nur wolle und fragt sie mich, ob ihre Erfahrungen, nicht Bände wie Folianten anfüllen könnten, entgegne ich mit größter Ruhe: „Gewiß, Frau Schulz!“

„Du würdest diese Folianten aber sicherlich nicht lesen!“ warf Richard lächelnd ein.

„Bestimmt nicht,“ sprach der Doktor entschieden, „und ich freue mich immer innerlich, daß meine gute Wirthin mit Oel und Seife, Kaffee und Zucker, Papier und Federn, Wolle, Seide, Garn, Zwirn und Nadeln handelt, ihr kleiner Laden, von dem sie sich

ernährt, ein Mixtum compositum von allen möglichen Gegenständen ist, die Bewohner G.....s die Kleinwaarenhändlerin zu jeder Minute des Tages in Nahrung setzen, Vornehm und Gering, die Bedürfnisse seines Lebens in diesem Hause zu befriedigen sucht, — der Eine für ein paar Groschen Dies, — der Andere für wenige Pfennige Das verlangt, Frau Schulzens Zeit ewig in Anspruch genommen ist und sie deshalb nicht Muße zur Schriftstellerei hat."

„Du sagtest vorhin, Du könntest, mit Frau Schulz zu reden, Bände wie Folianten über Deine Erfahrungen in der Landpraxis, schreiben, bester Bruno. In was bestehen sie?"

„Wenn es meine Zeit erlaubte, ja, und zweitens, wenn ich etwas mehr Gewißheit hätte, als meine Wirthin, daß dieses Werk gelesen würde, denn ein Autor ist das mittheilsamste Geschöpf der Welt, — von außerordentlichem Communismus beseelt, gönnt er den Genuß seiner Geisterprodukte Jedem und Allen und pflegt gewöhnlich den menschenfreundlichen Wunsch zu hegen, daß Andere sich in ähnlicher Weise, wenn auch in verschiedener, als er es beim Verfassen gethan, damit abquälen möchten."

„Nun Bruno," sagte Hallingen, „ich verspreche Dir, Dein Werk zu lesen, in welchem Du die Landzustände schilderst."

„Du wirst Dein Wort brechen, Richard, wenn

ich Dir die flüchtigste Skizze meines Lebens gebe, und nicht verlangen: ausführlichere Berichte zu hören."

„So bist Du doch wohl im Allgemeinen nicht mit dem Tausche zufrieden, den Du gemacht hast, und sehnst Dich nach M..... zurück."

„Durchaus nicht!" rief Saldern schnell.

„Dann geschah Deine Uebersiedelung nach G..... in der Uebereilung!"

„Wie so?" fragte der Doktor mit piquirtem Tone.

„Weil Du hier nicht zufrieden bist," entgegnete Hallingen ruhig.

„Ich glaube, wir mißverstehen uns," sagte Saldern, „ich meinte, ich sehne mich nicht nach M..... zurück!"

Richard wagte es nicht, seinen Freund direkt danach zu fragen, was ihn nach G..... geführt, obgleich er sehr gern in Erfahrung gebracht, ob er wirklich Frau von Harthausen geliebt, — verlobt mit ihr gewesen, — und die Vermuthung seines Vetters eine richtige sei, daß diese Dame die Schuld an Saldern's Fortgang von M..... trage.

Er merkte, daß dem Doktor die Erinnerung an seine Verhältnisse unangenehm war, wünschte daher den Gesprächsgegenstand auf etwas Anderes zu lenken und sagte: „Du hast auch Verwandte hier in der Nähe, Bruno, und ich vermuthe, sie werden Dich bestimmt haben, Dich in dieser Gegend als Arzt niederzulassen! — Wie geht es Deinem Onkel in K**,

lebt er noch dort und haben sich die Verschiedenheiten Eurer Ansichten jetzt mehr ausgeglichen, so daß Ihr wieder in freundschaftlichem Verkehre zusammen steht?"

„Er ist jetzt sehr gut gegen mich," entgegnete Saldern zerstreut und obgleich er bemüht war, seinem Freunde die Aufregung seines Innern zu verbergen, entging sie Hallingen doch nicht.

Saldern bemerkte Das zu seinem größten Aerger und mit seinem gewöhnlichen gereiztem Tone setzte er hinzu: „Warum glaubst Du, daß ich M..... ungern verlassen habe und meine Uebersiedelung hierher eine Uebereilung gewesen ist?"

Bei dieser plötzlichen Frage verrieth das lebendige Mienenspiel in seinen Gesichtszügen deutlich, wie sehr ihn die Anspielung seines Freundes, auf seinen ehemaligen Wohnort aufgeregt hatte.

„In M..... fühltest Du Dich glücklich und hier scheinst Du nicht gern zu sein," sagte Richard ruhig.

„Glücklich!" rief der Doktor mit bitterm Lachen, „nein, lieber Freund, an keinem Orte der Welt, wo ich bisher gewesen bin, habe ich mich so unglücklich, wie in M..... gefühlt! Meine Erfahrungen in M....., haben mich auf's Land gebracht, und wenn ich auch hier mit tausend Widerwärtigkeiten zu kämpfen, — vieles Unangenehme zu überwinden habe, was fatal ist, so bin ich doch noch immer sehr zufrieden mit dem Tausche! Es ist bedeutend angenehmer, Arzt

in einer großen Stadt zu sein, — unendlich viel bequemer; aber ich habe den Wechsel noch nicht bereut. Ich stoße hier mehr auf Dummheit, als auf Schlechtigkeit und das hat großen Werth für mich und Vieles, was mich in der Stadt ärgern würde, amüsirt mich hier, denn ich weiß es liegt keine Absicht zu Grunde. Als ich in G..... zum Beispiel meine Antrittsvisiten machte, begegneten mir die komischsten Geschichten. Die eine Familie gedachte mit Thränen der Rührung des verstorbnen Arztes, der vor mir in G..... gewesen und versicherte: solch einen Doktor gäbe es nicht wieder in der Welt, er habe ein so Zutrauenerweckendes Aeußere gehabt, was ich durchaus nicht besäße, daß es mir schwer werden würde, ihn zu ersetzen. Eine andere Dame sagte: daß ich keine Praxis in G..... bekommen würde, weil ich unverheirathet sei und gab mir dadurch gleich ein avis au lecteur, denn sie hatte viele Töchter. Eine Dritte behauptete: nie krank gewesen zu sein und die Luft hier sei außerordentlich gesund, weshalb man fast einen Arzt entbehren könnte. In den andern Familien, bester Richard, ging es mir noch schlimmer, denn das waren meistentheils Verwandte, von dem hier praktizirenden Chirurgus und wirklich nur bei einigen Honoratioren G.....s, empfing man mich artig."

„Das war ein vielversprechender Anfang für Deine hiesige Carriere!" rief Hallingen lächelnd.

„Damit könnte ein Theil des Werks angefüllt

werden," entgegnete Saldern, „und mit Humor und Witz geschildert, was ich Beides nicht besitze, ziemlich amüsant zu lesen sein. Meine nächsten Erfahrungen die ich machte, bestanden in der angenehmen Entdeckung, daß die Bauern mich gewöhnlich Nachts zu sich beriefen, um mir am Tage nicht zu viel von meiner kostbaren Zeit zu rauben! Dann besitzen sie die Angewohnheit, so lange zu warten, bis das Leben ihrer Kranken wahrlich an dem letzten Faden hängt; denn meistentheils haben sie durch Hausmittel, die falsch angewendet worden sind, deren Zustand so schlimm wie möglich gemacht, und hilft der Arzt nicht gleich, heißt's: „Nun sieh ein Mensch an, nun haben wir den Doktor und er kann auch Nichts thun!" — Stirbt gar der Patient, — dann, lieber Richard, ist's noch schlimmer und man kann froh sein, sprechen sie nicht offen ihre Meinung über die Weisheit der Aerzte aus und begnügen sich nur mit Kopfschütteln, daß man nicht im Stande ist: Wunder zu verrichten. Wie oft hörte ich nicht schon manche alte Quacksalberin, die wahrlich mehr denn einen, wenn auch nicht absichtlichen, Mord auf dem Gewissen hat, hinter meinem Rücken flüstern: Ja, wär't Ihr bei meinen Mitteln geblieben, so lebte der Kranke noch!"

„Diesen weiblichen Aesculaps sagst Du dann wohl mit verständlichen Worten Deine Meinung?" fragte Richard.

„Ei, davor werde ich mich wohl hüten," entgegnete Saldern lachend. „Ich habe schon Lehrgeld be-

zahlt und mir war, als mir einmal die Galle übergelaufen, zu Muthe, als wenn ich in ein Wespennest gestochen. Nein, Richard, Mutter Gregori besitzt einen ausgezeichneten Ruf und dieses alte Zigeunerweib hat mehr Praxis als ich und meine sämmtlichen Collegen hier im Kreise. Man verehrt sie wie eine Heilige, und ihre Zaubertränke verrichten nach Ansicht der hiesigen Bauern, Wunder. Sie ist übrigens noch die verständigste aller Quacksalberinnen des Altenauer Kreises und ihre unschädlichen Thees, bei denen der Glaube das Meiste thun muß, lasse ich noch gelten! Ich stehe auch mit ihr jetzt ziemlich gut, verklage sie nicht, weil ich sie für unschuldig halte, und habe es dahin gebracht, daß sie selbst die Bauern veranlaßt, mich rufen zu lassen, wenn sie sich überzeugt hat, daß ihre sympathetischen Mittel und Kräutersuppen nicht ausreichend sind."

Richard, dem Liane von der ihr und ihrer Freundin gemachten Prophezeihung erzählt hatte, war begierig zu erfahren, ob die Zigeunerin von der sein Freund sprach, dieselbe sei, welche am Nachmittage die jungen Mädchen so erschreckt. Mit unbefangenem Tone fragte er Saldern, um nicht zu verrathen, daß er Lianen gesprochen, — worum diese ihn gebeten, da sie nicht wünschte, daß Andere es erfahren möchten, wie nahe ihr Richard stand: „Du nennst die Quacksalberin, die Dir in's Handwerk pfuscht, eine Zigeunerin, ist sie wirklich ein Abkömmling dieses wandernden Volkstammes?"

„So gewiß gehört sie dazu, wie wir Beide nicht davon abstammen! Man braucht sie nur flüchtig zu sehen, um sofort ihre Abkunft zu wissen, die sie auch durchaus nicht verläugnet, sondern sehr stolz darauf ist. Sie hat die abenteuerliche Tracht ihres Volkes beibehalten, die zu dem Haupthandwerk, welches sie treibt, ihr von wesentlichem Nutzen ist. Sie legt nämlich die Karten, sagt wahr — und für eine Prophetin eignet sich ihre absonderliche Kleidung. Schon ihr mit bunten Tüchern umschlungenes Haupt flößt unsern ehrlichen Bauern tiefen Respect ein und sie glauben, daß wunderbare Geistesfähigkeiten darunter verborgen liegen."

„Treffen denn ihre Prophezeihungen mitunter ein?"

„Laut Altenauer Chronik, ja! Ich sage aber nein."

„Du bist ein starker Geist, bester Bruno?"

„Wenigstens über dergleichen Firlefanz erhaben."

„Hat sie Dir, wenn Du mit ihr zufällig zusammengetroffen bist, nicht etliche mystische Redensarten zugerufen? Das pflegt die Manier dieser Leute zu sein."

„Oh, natürlich!" entgegnete Saldern lachend. „Hütet Euch vor den Vornehmen! schrie sie mir einst zu, als ich mich in dem Bereiche ihres Gebietes befand, und diese Warnung war sehr überflüssig, denn ich weiß, daß mit Euch nicht zu scherzen ist."

„Noch immer der Alte," sagte Hallingen ruhig,

„Bruno, Bruno, wann wirst Du einsehen, daß es in jedem Stande schlechte und gute Menschen giebt.“

„Der Adel zeichnet sich aber vorzugsweise aus, lieber Richard,“ antwortete der Doktor mit höhnischem Gesichtsausdruck, „und da ich Gefühl für Gerechtigkeit besitze, gebe ich dem Verdienste seine Krone.“

Hallingen, der seines Freundes schwache Seite kannte, unaufhörlich den Adel anzugreifen, entgegnete Nichts, da er wußte, wie nutzlos es war, mit Saldern über diesen Punkt zu streiten. Gelassen klopfte er die Asche von der Cigarre, die er rauchte und erwiderte: „Wie gefällt Dir Graf Frankenthal, Bruno?“

Saldern lächelte und rief: „Du hättest, anstatt Bergmann, Jurist oder Diplomat werden sollen, denn Schlauheit gebraucht man mehr auf, als unter der Erde.“

„Findest Du meine Frage schlau? Ich meine, sie ist einfach und natürlich, da Du vorhin flüchtig erwähntest, daß Du in Altenau Arzt seiest, während ich durch meinen Onkel Max erfahren, daß das Gut dem Schwiegervater seines verstorbenen Freundes Hochfeld, Graf Frankenthal, gehört.“

„Deine Frage war die beste Antwort, die Du auf meine Aeußerung geben konntest, denn diesem alten Aristokraten, diesem ehrenhaften Biedermanne, gebührt wahrlich die Krone des Verdienstes! Das ist ein seltener Charakter. Er ist vortrefflich, edel, wohlwollend und seine Herzensgüte wird von Niemandem

übertroffen. Er könnte mich mit den Menschen, die ich verachte, aussöhnen; doch einen zweiten Grafen Frankenthal giebt es auch nicht wieder."

„Mein Onkel Max steht noch über ihm!"

Saldern's Gesicht wurde ernst und nachdenklich, dann blickte er seinen Freund an und entgegnete lächelnd: „Richard, Du bist nicht allein ein schlauer Diplomat, sondern auch ein guter Soldat, denn Du besitzst vortreffliche Waffen, die Du noch besser zu benutzen verstehst! So will ich Dir denn den Sieg lassen und anerkennen, daß auch der Adel nicht so verderbt ist, wie ich oft sage; und glaube mir, Du bist der beste Beleg dafür, denn Dir weiß ich Keinen an die Seite zu stellen und Du übertriffst noch Graf Frankenthal's, sowie Deines Onkels gute Eigenschaften."

„Ich bitte Dich," rief Hallingen abwehrend, „ich habe keine Verdienste! Mich nenne nicht!"

„Du bist besser, wie alle Menschen, die ich bisher kennen gelernt," sagte Doktor Saldern mit Wärme, „Dich bewund're ich!"

„Lieber Bruno, ich glaube, Du sprichst im Fieber oder bist so müde, daß Deine Begriffe und Ansichten nicht mehr vollkommen klar sind," antwortete Richard lachend.

„Mein Geist befindet sich in seinem Normalzustande, lieber Freund! Was ich sage, ist wahr und ich glaube, ich vermag es wohl, Dich zu beurtheilen,

da ich Dich von Jugend auf kenne. Nimm es mir nicht übel, Richard, daß ich darauf eine Anspielung zu machen wage, denn es ist eine trübe Erinnerung für Dich, aber trotz der schrecklichen Kindheit und entsetzlichen Jugend, die Du verlebt hast und die Hunderte, ja — ich wage es kühn zu behaupten, Tausende schlecht gemacht haben würde, sie hat nicht den Einfluß auf Dich gehabt, sondern Deinen Charakter veredelt."

„Ist etwas Gutes an mir, so ist es das Verdienst meines Onkels, denn er hat mich geschützt und geleitet, er war mir ein leuchtendes Vorbild auf dem Pfade des Rechts!" erwiderte Richard.

„Richard, Du warst schon als Kind so, ehe sich Dein Onkel Deiner annahm!" rief Saldern lebhaft.

„Nein, nein Bruno! Er hat mich gerettet, als ich dem Untergange nahe war; und Das kann und werde ich nie vergessen!"

„So standest Du also auch einmal am Scheidewege?" fragte Saldern ernst und blickte prüfend in das Gesicht seines Freundes.

„Und an einem sehr gefährlichen, denn Haß und Rache erfüllten mein ganzes Innere, — und wer weiß, was aus mir ohne die Hülfe und den Zuspruch meines Onkels geworden wäre."

„Ich will ganz offen sein, Richard! Mich hätte Dein Onkel nicht retten können, wenn er mir auch in der Zeit nah gewesen wäre, wo ich vielleicht, so wie

Du, einer Stütze bedurfte. Auf mich hatte Niemand in der Welt Einfluß, als meine Mutter. Mit ihr starb der gute Engel meines Lebens und seitdem bin ich, glaub' ich, den bösen Mächten anheim gefallen."

Der Ton von Saldern's Stimme ging Richard zu Herzen und er that ihm in diesem Augenblicke leid, wie noch nie im Leben. Schnell erwiderte er: „Wenn Dich die bösen Mächte auch erfaßt hätten, Bruno, ich glaube, Du besitzest die Kraft, Dich ihnen zu entreißen!"

„Da täuschest Du Dich, Richard, oder Du sagst Das nur in der Absicht, mich zu dem Kampfe mit ihnen zu veranlassen!"

„Und wenn ich es thäte —"

„Es hilft Nichts!" entgegnete Bruno ruhig. „Sie haben mich in ihren Banden und das Geschick hat es so gewollt!"

„Sagtest Du nicht früher, Du seist selbst Dein Schicksal? —"

„Gewiß! Ich will es auch nicht anders, denn für mich ist es gut, daß ich so bin. Mir ist das Böse und nicht das Gute entgegengetreten, und ich habe mich danach gerichtet."

„Das Gute wird sich Dir auch nahen!"

„Ich hoffte es einmal und war ein Narr, mein Glück auf ein Menschenherz zu bauen! — Das sind meist zerbrechliche, schwache Dinger und ein Thor, wer

ohne vorher zu prüfen, ob der Grund fest und sicher, darauf seine Hoffnung setzt."

„Es giebt auch treue und starke Herzen, Bruno, die nicht so leicht schwanken!"

„Das weiß ich jetzt auch, Richard, und wohl Dem, der eine solche Perle findet."

„Gott sei gedankt!" rief Richard freudig, „Du scheinst doch eine solche Perle gefunden zu haben."

„Gefunden, ja! Doch ob ich sie mir erringe, Das weiß ich nicht, nur Das steht fest, daß ich danach strebe, sie zu erreichen."

„Ist sie Dir so fern?"

„Nein und Ja! Fern durch ihre Hoheit, denn oft blendet mein Auge der strahlende Glanz, der sie umgiebt. Nah, weil ich nicht hinaufzusteigen brauche, da dieser Stern nicht hoch über mir leuchtet."

„Wohl Dir, Bruno, und aufrichtig will ich wünschen, daß das Glück Dir hold ist!"

Saldern entgegnete Nichts auf diesen Wunsch und stumm saßen beide Freunde eine Weile nebeneinander, dann fragte er plötzlich: „Kennst Du in der Residenz eine Frau von Harthausen?"

Richard ließ seine Ueberraschung nicht merken, welche die Frage Bruno's in ihm erregte und unbefangen erwiderte er: „Ja, ich sah sie öfter in Gesellschaften!"

„Gefällt sie Dir?" forschte Saldern weiter.

„Nein, gar nicht!“ erwiderte Richard ohne Rückhalt.

„Sie ist eine Kokette!“

„Du kennst sie?“ fragte Richard ruhig, um seinen Freund nicht merken zu lassen, daß er Etwas von der ihn betreffenden Geschichte gehört hatte.

„Ich war fast zwei Jahre mit ihr verlobt!“ antwortete Saldern, der sich bemühte, seine Stimme fest zu machen, die trotz seiner sichtbaren Anstrengung leicht zitterte.

„Verlobt, Du, mit der Harthausen? — Ist Das wirklich wahr?“

„Ja, ja, Richard! — Ich behandelte ihren Vater in M..... während einer langen, gefährlichen Krankheit und beging den Geniestreich, mich in seine schöne und reizende Tochter zu verlieben. Der General starb und seine Frau, wie Fräulein Natalie, blieben in etwas derangirten Verhältnissen zurück. Da ich das Mädchen liebte, war ich so thöricht, mich für ihre Mutter und sie aufzuopfern, befriedigte die dringendsten Gläubiger und verbesserte die trostlose Lage, in der sie sich befanden. Das junge Mädchen versicherte mir eines Tages unter Thränenströmen ihre Dankbarkeit und ich wagte, meine Liebe anzudeuten. Dies Geständniß beseligte sie und sie behauptete, meine Gefühle zu theilen. Die Mutter segnete den Bund unserer Herzen und ich glaube, man nennt Das, was ich empfand, reines Glück! — Im Trauerjahr konnte

die Verlobung nicht publicirt werden und nach Ablauf desselben bat mich die Mutter, Natalien einige Zeit ihr Leben noch genießen zu lassen und Niemandem zu verrathen, daß ihre Tochter bereits verlobt sei. Mich frappirte diese Aeußerung, doch da ich die Tochter und nicht die Mutter heirathen wollte, — meine Braut anscheinend meine Verzweiflung über den Aufschub theilte, so beruhigte ich mich und tröstete sie. Herr von Harthausen huldigte Natalien, wie viele Andere es thaten, und meine Eifersucht hinderte sie nicht, es sich mit Vergnügen gefallen zu lassen. Eines Tages war ich bei einem Bekannten zum Besuch, der dem Hause meiner Braut und künftigen Schwiegermutter vis-à-vis wohnte. Ich saß in der Nähe des Fensters und bemerkte bald das reizende Antlitz meiner Braut an dem Platze, wo sie gewöhnlich zu sein pflegte. Sie grüßte mit der lieblichen Freundlichkeit, die ihr eigen, und gab Winke, zu ihr zu kommen. Obgleich es eine ungewohnte Stunde des Tages war, stand ich auf, der, wie ich fest glaubte, an mich gerichteten Aufforderung Folge zu leisten, als mein Bekannter mir zurief: „Ich bitte Sie, Saldern, bleiben Sie doch und beobachten Sie die kleine Kokette da drüben, die jetzt mit Lieutenant von Z* ihr Spiel treibt!“ — — Wie mir bei diesen Worten zu Muthe war, brauche ich Dir hoffentlich nicht zu sagen. Ich war nur froh, daß Derjenige, bei dem ich zum Besuch, hinter meinem Stuhle stand

und mein Gesicht also nicht sehen konnte, was gewiß deutlich meine innere Aufregung, die ich empfand, verrieth. So ruhig wie möglich fragte ich, ob er dergleichen schon öfter gesehen. Lachend erwiderte er: „Oh, die Komödie spielt alle Tage und warten Sie einige Augenblicke, so werden Sie bemerken, wie der Offizier, dem die Zeichen der Dame gelten, auf den Flügeln der Liebe zu ihr eilt.“ Ich wartete diesen Erfolg nicht ab, sondern begab mich zu dem Lieutenant von Z*. Er war etwas überrascht wegen meiner Aufforderung, mir Rechenschaft von Dem abzulegen, was er am Fenster seines eignen Zimmers gethan, doch als ich ihm sagte, daß ich mit Fräulein Natalie seit lange verlobt, benahm er sich als Kavalier und Ehrenmann. Er machte Versuche, die Schuld auf sich zu nehmen, vertheidigte meine Braut; indessen da er sich überzeugte, daß ich kalt, ruhig und entschlossen, gab er mir die Auskunft, die ich verlangte und dankte mir, ihm die Augen geöffnet zu haben, weil er die Absicht gehegt, um Diejenige zu werben, die bereits ohne sein Wissen gefesselt gewesen. Im Besitz einiger Briefe meiner Braut händigte er mir diese Beweise ihres Wohlwollens für ihn ein, die ich, ohne einen Blick darauf zu werfen, in seiner Gegenwart versiegelte, drei bis vier Worte dem Paquete beifügte, die ihr vollkommene Freiheit gaben und mich gänzlich von ihr losrissen. Dann entfernte ich mich aus dem Hause, wo der Stern meiner Liebe untergegangen

und wenige Tage darauf hörte ich, daß die Geschichte bekannt geworden. Die Kameraden jenes Offiziers hatten eine kleine Rache an der kokettirenden Schönen genommen, die Abends darauf einen Ball besuchte. Sie mieden die sonst gefeierte Schönheit, hielten sich sämmtlich fern von ihr, was auffiel, die Sache zur allgemeinen Kenntniß brachte, und zur Folge hatte, daß sie von Allen verlassen wurde. Herr von Harthausen zeigte in der Zeit seine Treue und Anhänglichkeit im schönsten Lichte, und das Resultat seiner ausgezeichneten Nachsicht gegen die reizende Verrätherin belohnte sie mit dem Geschenke ihres Herzens und ihrer Hand!"

„Schändlich, abscheulich!" murmelte Richard vor sich hin.

„Aergere Dich nicht nachträglich darüber, denn die Sache ist abgethan."

„Du scheinst bessern Ersatz für die Harthausen gefunden zu haben und Das freut mich."

„Nie hätte ich geglaubt, daß mir noch ein weibliches Wesen gefährlich werden könnte, doch sie, die ich vorhin eine Perle nannte, ist auch durchaus verschieden von allen Frauen und Mädchen, welche ich bisher kennen gelernt."

„Wohnt sie hier in G.....?"

„Nein! Doch frage mich nicht nach ihrem Namen, Richard, denn ich würde ihn Dir nicht nennen, da

ich, wie gesagt, noch nicht weiß, ob ich mir dieses Kleinod erringen werde."

Richard besaß zu viel Discretion, um sich in das Vertrauen seines Freundes einzudrängen. Er brach darum das Gespräch ab und nachdem sie sich noch eine Weile von gleichgültigen Dingen unterhalten, suchten sie Beide kurze Zeit die Ruhe.

Saldern begleitete eine Stunde später Richard zur Post und kurz vor dem Abgange derselben, als sie wartend auf dem Hofe, der vor dem Gebäude lag, auf- und abgingen, sagte Saldern: „Als Du gestern durch K** kamst, dachtest Du wohl da unseres damaligen Unfalls, den wir nach unserer Spazierfahrt hatten?"

„Oh gewiß!" entgegnete Richard.

„Wie hießen doch die Leute in der Vorstadt, die Dich aufgenommen hatten, weißt Du noch ihren Namen? —"

„Es war eine Wittwe mit ihrer Tochter und Bothmer ihr Name, die Familie stammt aus Altenau!" entgegnete Richard mit einiger Verlegenheit.

Der Postillon blies in diesem Momente das Signal zur Abfahrt, Hallingen ging an den Wagen, und als er seine wenigen Reiseeffecten dort untergebracht, wandte er sich zu seinem Freunde hin, um ihm Lebewohl zu sagen. Eine auffallende Blässe bedeckte Saldern's Gesicht, und sie konnte Demjenigen, der ihn ansah und kannte, nicht entgehen.

„Mein Gott, was ist Dir, Bruno?“ fragte sein Freund hastig.

Der Doktor nahm sich gewaltsam zusammen und entgegnete ruhig: „Ich kann nie gut den Schlaf entbehren und komme ich nach einer durchwachten Nacht an die Luft, wird mir etwas unwohl.“

„Bruno, Du täuschest mich! Das ist's nicht, Dir fehlt etwas Anderes.“

„Du mußt einsteigen, Richard, der Postillon giebt Dir einen Wink.“

„Sag mir erst, was Du hast! Ein unerklärliches Gefühl von Angst hat mich befallen!“

„Folge der Nachtwache, bester Freund!“ antwortete Saldern ausweichend, „Dir wird die Morgenluft gut thun!“

„So leb wohl, Bruno, und — —“

„Und was?“ fragte hastig der Arzt.

„Bleibe mein Freund, wie ich stets der Deinige bin,“ sagte Hallingen, Saldern die Hand reichend, die dieser nicht annahm.

„Deine Antwort, Richard, wird es entscheiden!“ erwiderte Saldern mit leidenschaftlicher Heftigkeit und erregt fuhr er fort: „Warst Du gestern in Altenau?“

„Ja! — Was soll Dein Ernst, Bruno?“

„Im Küsterhause?“

„Ja! Doch sprich nicht davon!“

„Du kennst Miß Lincoln?“

„Sie pflegte mich vor zehn Jahren nach jenem Unfall!“

„So leb' wohl, Richard, und wie ich glaube, für immer!“

„Ich schreibe Dir, Bruno!“ sagte Hallingen, „in den Postwagen einsteigend.“

„Ich weiß Alles, Du hast nicht nöthig, Dich zu erklären!“ entgegnete Saldern. „Wir sind Nebenbuhler,“ fügte er leiser hinzu, „und die Liebe wird den Tod unserer Freundschaft herbeiführen, denn nur Einer kann siegen!“

„Ich bleibe Dein Freund!“ rief Hallingen aus dem Fenster des Wagens, als dieser fortfuhr und grüßte Saldern mit Herzlichkeit. „Armer Bruno!“ dachte er, als er außerhalb des Städtchens G..... war und sein Blick, den er nach Altenau hinwandte, auf die Berge fiel, die das Gut und Dorf begrenzten, denn es blieb ihm kein Zweifel, daß das Herz Lianens jenes starke, treue war, von dem sein Freund gesagt, daß er es zu erringen hoffe, und für wen das schlug, wußte er, weshalb er auch die hoffnungslose Liebe Saldern's tief beklagte.

Lianens eigne Worte: „ich bin nicht Ihre Braut!“ mit denen sie sich von Demjenigen losgerissen, der sie umfaßt gehalten, — waren Bruno's Trost in den dunkeln Stunden dieses Morgens und sie gaben ihm Hoffnung für die Zukunft, der er mit Angst und Spannung entgegensah.

Als er einige Tage nach Richard's Abreise von Diesem einen Brief erhielt, worin er ihn bat: den Gedanken an Lianen aufzugeben, da sie Beide sich liebten und nur, um sich zu verloben, den Segen seines Vaters erwarteten, lachte Saldern höhnisch und sprach kalt: „Den, lieber Freund, erhältst Du nie, und daß Liane Dich liebt, ist eine Unwahrheit, denn ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß sie sich von Dir entfernt hat, als Du gewagt, Dich ihr zu nahen!“

Er beantwortete diesen Brief Richard's nicht, denn er hielt seinen Freund für falsch und bemüht, ihn zu hintergehen.

Zehntes Kapitel.

Es glänzen und strahlen die Lichter,
Die Gäste stellen sich ein;
Ich wand'le im bunten Gewühle,
Und fühle mich schmerzlich allein.
Das ist ein Begrüßen und Treiben,
Man lächelt und fraget und dankt.
Will Keiner, ach Keiner denn kommen,
Nach dem das Herz stets verlangt? —
Maria Clementine * *

Major von Welf, der Neffe Graf Frankenthal's, der nach Altenau gekommen war, um seine Verwandten abzuholen, machte auf der Reise nach der Residenz den liebenswürdigsten Cavalier, den sich Jemand nur wünschen konnte. Seinem Onkel nahm er jegliche kleine Last und Unbequemlichkeit ab, die eine weitere Tour mit sich bringt und bei seiner Nichte und deren Freundin ließ er es sich auf's Eifrigste angelegen sein, ihnen die Zeit durch angenehme Unterhaltung möglichst zu

verkürzen und sich aufmerksam und gefällig in jeder Beziehung zu erweisen.

Seine Mutter, welche seit langen Jahren Wittwe, war nach dem Tode seiner Frau zu ihm gezogen, um ihm die Einsamkeit weniger fühlbar zu machen und der Häuslichkeit vorzustehen, an die er gewöhnt und die plötzlich zu entbehren ihm sehr schwer geworden sein würde. Der Verlust seiner Frau war Major von Welf doppelt empfindlich gewesen, da seit ihrem Tode viele Annehmlichkeiten aufhörten, welche er sich bei ihren Lebzeiten durch den brillanten Zuschuß, den sie von ihrem reichen Vater erhalten, bereitet hatte. Ihre Ehe war kinderlos und der trauernde Wittwer war beim Tode seiner Gattin, die er nur des Vermögens wegen geheirathet, fast ebenso betrübt über den Verlust des Geldes, — über das Scheitern seiner gehegten Hoffnungen, — wie über den Heimgang seiner Lebensgefährtin. Viele Dinge an die er sich gewöhnt, mußte er sich ferner versagen und nach Ablauf des Trauerjahrs, lieh er den Rathschlägen seiner Mutter, welche ihm zuredete: sich auf's Neue eine reiche Frau zu suchen, ein williges Gehör, da er sich hinlänglich überzeugt hatte, von seinem Gehalte nicht die Bedürfnisse bestreiten zu können, welche ihm als unumgängliche Nothwendigkeit erschienen. Sprach seine Mutter, die in ihrem Sohne dem Inbegriff aller Vollkommenheiten sah, davon, daß es ihm leicht sein würde, sich das Herz eines vermögenden Mädchens zu er-

ringen, so gedachte Major von Welf mit einem leichten Seufzer an die Schwierigkeiten, die es ihm gemacht, sich dieses Glück einmal zu verschaffen, und da seine Mutter die einzige Person auf der Welt war, gegen die er sich offen aussprechen konnte, so verhehlte er ihr nicht, daß die Sache, mit welcher sie sich Beide angelegentlich beschäftigten, ihre difficilen Punkte habe und er vor Allem kein Jüngling mehr sei.

Frau von Welf pflegte bei dergleichen offenherzigen Ergüssen prüfend ihren geliebten Sohn anzusehen und äußerte dann mit so zuversichtlichem Tone: „Wahrlich Felix, Du siehst noch so süperbe aus," daß der eitle Major sich der Hoffnung hingab, Andere würden Das auch finden und seine Speculation ihm das zweite Mal eben so gut, vielleicht noch besser als das erste Mal gelingen. — Er vergaß zuletzt ganz, daß einige seiner Hauptschönheiten Nachts in der Kommode zu ruhen pflegten und je öfter seine Mutter davon redete, daß Margaret Hochfeld ihre Großnichte, die passendste Frau für ihn sein würde, desto mehr überzeugte er sich, daß er, der welterfahrne Mann, der beste Beschützer, die sicherste Stütze für das verwaiste Kind und die reiche Erbin sein würde.

Er kannte seine Nichte Margaret von ihrer Kindheit an. Der stille träumerische Charakter des jungen Mädchens schien ihm äußerst günstig für seine Pläne, und schon nach einigen Tagen, die er in ihrer Nähe verlebt, zweifelte er nicht im Geringsten daran, daß

er mit seinen Absichten reussiren würde. Seinen Onkel für diese Idee zu gewinnen, war sein ganzes Bestreben und wenn es ihm nach und nach gelungen sei, den Wunsch in der Seele Graf Frankenthal's zu erregen, daß sein Neffe und seine Enkelin ein Paar werden möchten, dann Margaret's Zustimmung, — ihr freudiges Jawort zu erhalten, — Das hoffte er mit Leichtigkeit zu erreichen.

Seine Mutter, die eine schlaue berechnende Weltdame war, ermahnte ihn: nicht zu rasch das Ziel verfolgen zu wollen, sondern der Zeit ruhig den Lauf zu lassen und Nichts zu übereilen. Sie, die die ganze Sache eingefädelt, ihren Bruder zu überreden gewußt hatte, mit seiner Enkelin und deren Freundin nach der Residenz zu kommen, um die jungen Mädchen in die Welt einzuführen, ließ nicht das Geringste merken, daß sie andere Absichten bei dem Besuche ihrer Verwandten hegte, als nur den so natürlichen Wunsch, einige Monate mit ihnen zusammen zu verleben. Frau von Welf war gegen Graf Frankenthal ganz zärtliche Schwester, gegen Margaret agirte sie als sorgende Mutter und gegen Lianen benahm sie sich, als wohlwollende Freundin. Sie bezauberte alle Drei durch ihre große Herzensgüte und Freundlichkeit, die sie immer von Neuem an den Tag legte und Graf Frankenthal dem das Scheiden aus den alten, gewohnten Umgebungen seiner Heimath so unendlich schwer geworden, fühlte sich bald durch die Vorsorge und Aufmerk-

samkeit seiner Schwester, wohl und behaglich im Hause seines Neffen, der im Verein mit seiner Mutter Alles aufbot, um seinen Gästen den Aufenthalt in der Residenz so angenehm wie möglich zu machen.

Hatte die Geselligkeit auch durch die im Frühling des Jahres Statt gefundenen Unruhen einen Stoß erlitten und stand sie nicht auf dem Höhepunkte des Glanzes früherer Zeiten, so wurde dieser Unterschied weder Margaret noch Lianen fühlbar und bemerklich, denn Beide hatten nicht den Maßstab vergangener Tage. Sie kannten die Genüsse des Stadtlebens durchaus nicht und ihnen schien Alles im glänzendsten und schönsten Lichte, da ihnen Jedes, was sie sahen, — dem sie beiwohnten, etwas Fremdes und Neues war. Sie selbst gefielen außerordentlich und ihre Schönheit und Anmuth fesselten die Blicke Aller, bei ihrem ersten Auftreten. Schnell schaarte sich ein Kreis von Bewunderern um die beiden neuen Erscheinungen und die Herren erklärten sie zum Aerger und Neide mancher anderen Dame, für die Schönsten und Liebenswürdigsten.

Die Eigenthümlichkeit die in dem Wesen beider Mädchen lag, zog Alle an, da sie durchaus verschieden von Anderen waren. Baroneß Hochfeld wurde hübsch, reizend, anspruchslos und bescheiden gefunden und die reiche Erbin aus der träumerischen Apathie zu erwecken, — der Gegenstand ihrer schwärmerischen Blicke zu werden, — ließ sich Mancher, zur lebhaftesten Besorgniß ihres Onkels, sehr angelegen sein.

Miß Lincoln fand man schön, lieblich, geistvoll und so interessant wie selten ein junges Mädchen. Die Ruhe und Gelassenheit mit der sie die Auszeichnungen, die ihr zu Theil wurden, aufnahm, setzte Viele in Erstaunen und ihre Verehrer, die manchmal unmuthig über ihre Kälte waren, mit welcher sie auf die ihr dargebrachten Huldigungen blickte, beruhigte nur wiederum der Gedanke, daß Miß Lincoln, Niemandem den Vorzug gab, Jeder sich aber schmeichelte, endlich das stolze Herz der schönen Engländerin zu besiegen und der Auserwählte zu werden, den sie mit ihrer Neigung beglücken würde.

Seit fast acht Wochen lebte Liane in der Residenz, und während der letzten Hälfte dieser Zeit, war sie stets in der geheimen Hoffnung: Richard wiederzusehen, auf Bälle, in Theater und Concerte gegangen; doch das Jahr neigte sich zu Ende und die Sehnsucht ihres Herzens hatte sich nicht erfüllt. Von dem Zeitpunkte an, wo sie seine Rückkehr erwartete, entfaltete die Geselligkeit auch für sie ihre Reize und freudig schmückte sie sich zu den glänzenden Festen, wo sie ihm zu begegnen dachte; doch nur momentan währte der flüchtige Reiz, den ihr die eleganten Cirkel der großen Welt einflößten, und hatte ihr Auge beim Eintritt in die Salons prüfend die bunte Menge überflogen, — ihr Blick Richard nicht entdeckt, so eilte ihr Geist fort von dem Orte, wo ihr Körper weilte, und ihre Gedanken schweiften, Denjenigen zu-

chend, dessen Bild ihr ganzes Innere erfüllte, in die Ferne. — Die Triumphe die sie feierte, vermochten Lianen keinen Ersatz für Das zu bieten, was sie schmerzlich entbehrte, und gab sie sich auch wohl mitunter in jugendlichem Frohsinne den Freuden einer ihr neuen und ungewohnten Geselligkeit hin, so wandte sich doch immer ihr Sinn bald nach Dem wieder zu, was unabläßig ihre Gedanken beschäftigte. Freundlich und mild sah sie auf Diejenigen, die sich so eifrig um ihre Gunst bemühten, doch nicht einen Augenblick fühlte sie deshalb wärmeres Interesse für sie und Keiner konnte sich rühmen, in irgend einer Weise von ihr bevorzugt zu werden. Sie tanzte und unterhielt sich mit Allen, welche zu dem Kreise ihrer Bekannten gehörten und im Grunde ihres Herzens war es ihr ganz gleich, mit wem sie sprach.

Lieutenant Olberg, der es sich seit Jahren zum Gesetz gemacht hatte: keiner unverheiratheten Dame zu huldigen und der total in den Fesseln jener reizenden Französin lag, von der er zu seinem Cousin Richard behauptet, daß sie nach der Chaussure die Menschen beurtheile, — er war der einzige Herr in der Residenz, der Lianens Interesse erweckte und mit dem sich zu unterhalten, ihr vorzugsweise Freude gemacht habe würde, da sie hoffte, durch ihn Etwas über Denjenigen zu erfahren, nach welchem ihr Herz sich unabläßig sehnte.

Ehe er Lianen sah, hatten seine Freunde ihm schon

von ihr und ihrer Freundin erzählt, und da die allgemeine Stimme sich für die beiden Schönheiten aus der Provinz erklärte, nahm er sich vor, die Gegenparthei zu bilden und sie nicht zu bewundern. Er lächelte ruhig, als man ihm prophezeihte, ebenfalls durch Miß Lincoln bezaubert zu werden und zu ihren Füßen zu liegen, — nahm deshalb durchaus keine Notiz von ihr und zuckte mitleidig die Schultern, daß seine Bekannten sich so unausgesetzt bemühten, das kalte Herz der jungen Engländerin in Flammen zu setzen. Je öfter er aber Lianen sah, desto mehr fesselte sie seine Aufmerksamkeit und selbst vor ihm, der ein Kenner und scharfer Beurtheiler weiblicher Schönheit war, fand sie Gnade und scherzend äußerte er nach einiger Zeit zur Gräfin Caron, seiner Herzenskönigin: „Aus Erbarmen, gnädigste Gräfin, ziehen Sie die Fesseln, in denen Sie mich gefangen halten, fester an, denn ich fürchte, man wird Recht haben und die Zauberaugen jener lieblichen Engländerin reißen mich in's Verderben!"

Die hübsche Französin handelte nach besten Kräften. Ihr Lächeln wurde immer freundlicher, der Blick ihrer Augen immer feuriger und ihre Kokettierieen: den schönen jungen Mann gänzlich an sich zu fesseln, von Abend zu Abend raffinirter. Ihre Toiletten überboten sich an Pracht und Eleganz und zu ihrem größten Aerger mußte sie trotzdem wahrnehmen, daß die Augen ihres charmanten Ritters sehr häufig sich von ihrem mit Juwelen bedeckten Haupte ab- und zu

Derjenigen hinwandten, deren wie Gold schimmernde Locken der einzige Schmuck ihres feinen, edeln Kopfes waren. Tief bekümmerte es die eitle Frau, wenn sie die Bemerkung machte, daß ein junges, ihr so unendlich unbedeutend erscheinendes Mädchen die Aufmerksamkeit von Jemandem, der sie bisher bewundert hatte, in Anspruch zu nehmen im Stande war.

„Sie ist wirklich reizend!“ rief Graf Olberg exaltirt aus, als er einige Wochen nach Lianens Ankunft in der Residenz auf einem Balle mit ihr zusammen war und die anmuthigen Bewegungen ihrer schlanken Gestalt während eines Contretanzes beobachtete, dem er an der Seite Gräfin Caron's zusah.

Die schöne Französin blickte mißmuthig auf ihren Verehrer, der es wagte, eine Andere reizend zu finden; doch Graf Olberg genirte sich nicht wegen der Zornesfalten auf der sonst so klaren Stirn, — ließ sich nicht abhalten, seiner Neigung, Miß Lincoln's nähere Bekanntschaft zu machen, zu folgen und sagte nach beendetem Tanze ruhig zu Gräfin Caron:

„Dem Himmel sei Dank, daß man es in den Salons bequemer hat, von Frankreich nach England zu gelangen! Ich trete, da ich keine Seekrankheit zu befürchten habe, getrost die Reise an.“ Mit diesen Worten verabschiedete sich Olberg von seiner bisherigen Flamme, ließ sich Miß Lincoln vorstellen und unterhielt sich lange und eifrig mit ihr.

Gräfin Caron war wüthend und Frau von Hart=

hausen, die Alles bemerkt und Olberg's Worte gehört hatte, lächelte schadenfroh. Sie näherte sich ihrer erbitterten Feindin und sagte mit dem sanftesten Tone ihrer silberhellen Stimme:

„Graf Olberg ist stets sehr besorgt um sein theures Leben und ich glaube daher, die Furcht: auf der Rücktour von der Seekrankheit befallen zu werden, mag der Grund sein, nicht den englischen Boden zu verlassen, wo er sich unendlich wohl zu fühlen scheint!"

Der Blick, den diese Bemerkung der lieblichen Deutschen eintrug, war nichts weniger als bezaubernd, wie sonst gewöhnlich die Blicke der reizenden Pariserin gefunden wurden. Die dunkeln, lebhaften Augen Madame Caron's sprühten Flammen, und Einige aus der Gesellschaft, die den europäischen Frieden aufrecht zu erhalten wünschten, eilten zu Graf Olberg und baten ihn lachend, das wuthentbraunte Frankreich zu beschwichtigen und die Freude des triumphirenden Deutschland's zu dämpfen. Egon Olberg hatte aber in die wunderbaren Augen Liane Lincoln's geschaut und die geheimnißvolle Tiefe dieses Dunkels zu ergründen, interessirte ihn vorläufig mehr, als Deutschland's Triumph und Frankreich's Niederlage.

„Laßt die Nationen kämpfen und streiten," erwiderte er heiter seinen ihn neckenden Freunden, „ich schwöre von heute ab zu England's Fahnen und werde ein demüthiger Vasall des stolzen Albion's!"

Liane Lincoln's Verehrer nahmen ihren neuen Bundesgenossen, der sich so lange gesträubt, in die ruhigen Bahnen dieses mild strahlenden Sternes einzutreten, freundlich auf, lächelten über den Sieg, den ihre von ihnen gefeierte Schönheit ohne die geringste Mühe errungen, prophezeiten aber, daß Lieutenant Olberg ebensowenig, wie sie Alle, auf den Grund von Lianens Herzen gelangen würde, wie man auch nicht in die Tiefe ihrer dunkeln Augen einzudringen vermöchte.

„Attendons!" hatte mit seinem gewohnten Uebermuth der junge Graf, der einstige reiche Majoratsherr, ausgerufen, als er Lianen das erste Mal gesprochen und er mit einigen Freunden nach dem Balle die noch übrigen Stunden der Nacht in dem Hotel zubrachte, wo ihre gewöhnlichen kleinen Reunions stattfanden und sie flüchtig die Erlebnisse des Abends recapitulirten.

Am folgenden Morgen machte er seinen Besuch bei Graf Frankenthal und ging seitdem vielfach in dessen Hause aus und ein. Hatte Liane ihn in Gesellschaften entzückt, sein Auge mit Bewunderung ihre ausgezeichnete Schönheit betrachtet, so fesselte ihn, je öfter er sie im Hause Graf Frankenthal's sah und näher kennen lernte, die Eigenthümlichkeit ihres Wesens. Erregte ihre blendende Erscheinung auch keine glühende Liebe in seinem Herzen, so erweckte Liane ein solches Interesse in ihm, wie er es außer für sie noch für

keine Andere empfunden. Sie hatte den größten Reiz für ihn, fesselte unausgesetzt seine Aufmerksamkeit und war er mit ihr zusammen, bestand sein Hauptvergnügen darin, sie zu beobachten, die Klarheit ihres Verstandes zu bewundern, die ruhige Würde ihres Wesens anzustaunen und sich über die Güte und Milde ihres Herzens und ihrer Gesinnungen zu freuen. Er erkannte klar, daß Liane Lincoln zu den außergewöhnlichen Erscheinungen im Leben gehörte, — und wie sich die Zukunft dieses jungen Mädchens gestalten würde, war ein Gedanke, der ihn oft beschäftigte. Er dachte immer, seltsam wie ihr ganzes Wesen, müsse auch ihr Schicksal sein, sie mehr und wichtigere Dinge erleben, wie alle Diejenigen, über denen sie nach seiner Meinung so hoch erhaben stand.

Er war von Allen, die Liane umgaben, vielleicht der Einzige, dem sie tiefere Blicke in ihr Herz und das Innere ihres reichen Gemüthes gestattete und die Theilnahme, die sie in seiner Seele erregte, wenn sie mitunter in der heitern Stimmung ermattete, die sie vor der Welt zeigte, aber oft nicht fühlte, wenn sie an ihr ferneres Geschick dachte und welche, je länger sich Richard's Rückkehr verzögerte, trüber und melancholischer wurde, — dieses Mitgefühl, was eine Fremde in Egon's Brust erweckte, setzte ihn oft selbst in Erstaunen, wie ebenfalls, daß er stets bemüht war: den sinnenden Ernst aus dem schönen Gesichte des jungen Mädchens zu verbannen und sie zu erheitern.

Liane hatte schon oft früher, ehe Graf Olberg sich ihr vorstellen ließ, den heimlichen Wunsch gehegt, den Cousin Richard's, mit dem er, wie sie wußte, befreundet war, kennen zu lernen.

Aus einem ganz entgegengesetzten Grunde, aus welchem die Freude bei andern jungen Mädchen entsprang, denen sich Graf Olberg näherte, rührte die ihrige her, als Egon oft und viel mit ihr sprach. Sie begrüßte ihn im Anfange etwas ängstlich und scheu, doch je länger sie ihn kannte, desto freundlicher wurde ihr Lächeln und offner, unbefangener, herzlicher redete sie später mit ihm, wie mit allen Andern. Man beglückwünschte ihn wegen des Vorzuges, den Miß Lincoln ihm gab; doch der übermüthige junge Mann, der so siegesbewußt sein „Attendons!“ ausgerufen, sagte nach einigen Wochen: „Wenn ich Miß Lincoln liebte, würde mich ihr Lächeln zur Verzweiflung bringen, denn es hat Nichts von dem belebenden Strahl der Sonne, sondern fällt ruhig auf mich, wie der milde Schein des Mondes. Die Liebe ist in dieses jugendliche Herz noch nicht eingezogen, Das glaubt mir!“

Diese offene Erklärung des Grafen, der sonst seine Triumphe belächelte und die Neckereien seiner Freunde ohne Ziererei annahm, setzte Diejenigen in Erstaunen, die solche abwehrende Worte von ihm zu hören nicht gewohnt waren.

Madame Caron nannte Lianen eine schlaue Intri-

gantin, — Frau von Harthausen behauptete, sie sei eine Kokette, und die anderen Damen, welche nichts weniger als zurückhaltend waren, meinten, Miß Lincoln wolle, obgleich ihre Mutter eine Deutsche aus armer, ganz unbekannter Familie gewesen, mit ihrer ruhigen Kälte eine vornehme Engländerin repräsentiren und durch ein absonderliches Wesen sich auszeichnen.

An Angriffen auf Lianen fehlte es nicht; doch sie drangen nicht bis zu ihr, denn sie stand unter dem sichern Schutze des Grafen Frankenthal, und Margaret's schwärmerische Liebe, die innige Anhänglichkeit dieser Jugendfreundin entschädigte sie dafür, daß die anderen vornehmen Damen der Kreise, in denen sie lebte, sie nicht als Gleichberechtigte mit ihnen an Rang und Geburt betrachteten.

Eine andere starke Stütze in der Gesellschaft hatte Liane an Graf Frankenthal's Schwester und derem Sohne, die Beide den großen Einfluß kannten, den sie auf ihre Freundin ausübte, und da sie Pläne in Bezug zu Margaret hatten, Lianen für sich zu gewinnen strebten und das junge Mädchen mit einer ausgezeichneten Rücksicht und Artigkeit behandelten.

Frau von Gersdorf, die seit ihrer Enkelin Abwesenheit Trost in der Geselligkeit suchte, erkannte in der Residenz, in der gefeierten Schönheit der Cirkel, denen sie auf's Neue beiwohnte, das junge Mädchen aus der Pensionsanstalt zu D...... wieder, dem ihre Freundinnen den Beinamen: „die ernste Miß"

gegeben und welche sich Hertha Olberg's so liebevoll angenommen hatte. Herzlich begrüßte sie Lianen und da diese mit Interesse nach ihrer Enkelin fragte und theilnehmend ihren Kummer über die Trennung von Hertha anhörte, ihr noch Mancherlei von der kurzen Zeit ihres Zusammenseins erzählte, sie auf die Vereinigung in der Zukunft vertröstete, gewann Liane ganz das Herz der alten Dame und mußte ihr versprechen, sie öfter zu besuchen, was sie auch ausführte.

Margaret Hochfeld, welche, seit ihr Herz nicht mehr ausschließlich ihrer Freundin angehörte, etwas von ihrer früheren Eifersucht auf Jeden, der sich Lianen nahte, verloren, neckte sie oft über die vielfachen Eroberungen, die sie machte und bat sie nur immer, es nicht zu vergessen: daß sie Hauptansprüche an ihre Liebe hätte. Es beruhigte sie stets der Gedanke, daß Liane doch nie so freundlich gegen Andere, wie gegen sie war, und seit sie Beide in der Residenz lebten, es den Anschein hatte, als schlösse ihre Freundin sich inniger an Niemanden an und begnügte sich nur mit der Zuneigung ihres Herzens. Trotzdem beide Mädchen seit Jahren unaufhörlich zusammen waren, sich den ganzen Tag nicht trennten; sah man sie Abends in den Gesellschaften fast immer nebeneinander und scherzweise nannte man sie oft: les deux inséparables.

Es war am letzten Abend des Jahres, als eine

Soirée beim Präsidenten von Gersdorf stattfand und in den eleganten Räumen des mit dem größten Luxus ausgestatteten Hauses, welches die beiden alten Leute bewohnten, sich Herren und Damen in den geschmackvollsten und glänzendsten Toiletten hin und her bewegten, wohlgesetzte Reden miteinander führten und gegenseitig die artigsten Komplimente austauschten, die nur gesagt werden können. In dem geräumigen Tanzsaale, wo sich die Hauptmasse der Gesellschaft befand, herrschte das regste Leben und Treiben und aus diesem bunten Wirrwar zogen sich Margaret und Liane während einer längern Pause, die eintrat, um den erschöpften Tänzern und Tänzerinnen Zeit zu gönnen, sich zu erholen, in eins der Nebenzimmer zurück. Einige andere junge Damen, die auch die drückende Schwüle der Atmosphäre im Saale incommodirte, folgten den beiden Freundinnen, doch als sie bemerkten, daß Liane und Margaret ein zu entferntes Zimmer zu ihrem Aufenthalte wählen wollten, blieben sie in einem der dicht an den Salon stoßenden Räume zurück, da sie fürchteten, sonst die Tänze zu versäumen, zu denen sie noch nicht engagirt waren.

In dem Wohnzimmer Frau von Gersdorf's, welches den beiden Mädchen wohl bekannt war und in dessen Mitte jetzt ein Spieltisch stand, an dem vier alte Herren in eine Parthie L'hombre vertieft saßen, — in dieser Stube angelangt, sagte Liane:

„Ach hier laß uns bleiben, Margaret!“ und zog

bei diesen Worten ihre Freundin auf das Sopha, auf dem sie selbst Platz genommen hatte.

Nur wenige Augenblicke der Ruhe wurden den beiden Freundinnen zu Theil, denn Major von Welf, der es sich angelegen sein ließ, seine reizende Nichte in den Pausen, wo sie nicht tanzte, zu unterhalten und für sie zu sorgen, — ihr bald eine Erfrischung zur Abkühlung, bald eine Mantille zur Erwärmung und zum Schutz gegen Erkältung brachte, — er fand auch das Asyl auf, in welches sich Margaret und Liane zurückgezogen.

„Wird es Dir hier nicht zu kühl sein, meine liebe Margaret?“ fragte er besorgt, indem er ängstlich und liebevoll sich dem jungen Mädchen näherte, die anmuthig in der Ecke des Sopha's lehnte und unbesorgt um den feinen Rosenkranz, der ihren lieblichen Kopf umgab, denselben gegen das mit dunkelm Sammet überzogene Polster zurückgebogen hatte.

„Ach nein, bester Onkel,“ entgegnete Margaret ruhig, ohne im mindesten ihre Stellung zu verändern, „ich lebe in diesem Raume neu auf, während ich im Saale fast erstickte! Wohin richtest Du denn so unausgesetzt Deine Blicke, Liane?“ fragte sie ihre Freundin, die seitwärts nach einer Wand sah, an der ein Gemälde hing, was sie bisher noch nicht in dem Zimmer bemerkt hatte.

Liane deutete mit der Hand nach dem Bilde, welches ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen und er=

widerte: „Sahst Du das Bild schon früher hier und wer mag es sein?" Sie wollte noch hinzufügen: Das Gesicht kommt mir so bekannt vor, — doch sie sprach diesen Nachsatz nicht aus.

Margaret kannte das Portrait, welches Liane ihr zeigte, auch nicht, doch Major von Welf gab Auskunft über dasselbe und erzählte beiden Damen, daß es Graf Olberg, der Schwiegersohn Herrn von Gersdorf's sei, der seinen Eltern dies Bild zu Weihnachten geschenkt habe, die sich seit lange danach gesehnt hätten, es zu besitzen. Beide Mädchen erhoben sich von ihren Plätzen, um das Bild mehr in der Nähe zu betrachten und tiefe Wehmuth erfüllte ihre junge Seelen, als sie die ernsten Züge dieses schönen, interessanten Gesichts erblickten, welches durch den melancholischen Ausdruck, der in demselben lag, etwas unendlich Anziehendes und Fesselndes hatte.

„Ein Freund meines verstorbenen Vaters!" sagte Margaret traurig.

„Sein Onkel, von dem er Hülfe erwartet!" dachte Liane.

Major von Welf benutzte die wehmüthige Stimmung seiner Nichte und sprach in schwärmerischen Ausdrücken, mit tiefen Seufzern und melancholischen Blicken von dem Wechsel irdischen Glück's. Er erzählte der theilnehmend ihm zuhörenden Margaret von seinem letzten Zusammentreffen mit Graf Olberg, wo er denselben auf der Poststation H.... vor beinahe

eilf Jahren gesehen, als er zwei spielende kleine Kinder beobachtet, Jener damals trauernder Wittwer, er glücklicher Gatte gewesen — und fügte dann die Versicherung hinzu, daß er nur durch sie etwas aus seiner Verzweiflung über den Tod seiner inniggeliebten Frau gerissen worden und dem Leben zurückgegeben sei, was, bevor er sie wieder erblickt habe, keinen Reiz mehr für ihn gehabt! —

Margaret lächelte freundlich bei diesen letzten Worten ihres Onkels, sah ihn mit dem unschuldigen Blick ihrer lichten, blauen Augen an und entgegnete unbefangen: „Ach, wie glücklich macht es mich, Dir, lieber Onkel, einigen Trost zu gewähren!“

Als Major von Welf nun betheuerte, daß ihm die Zeit, wo seine Nichte in der Residenz lebe, wie im Fluge dahin eile, er mit Schrecken daran dächte, wie schnell die übrigen Wochen entschwinden würden und sagte, wie schmerzlich er den Verlust der ihm so angenehmen Gäste empfinden müsse, nachdem ihm das Glück zu Theil geworden sei, durch sie mehrere Monate seiner Einsamkeit entrissen gewesen zu sein, erwiderte Margaret; „Dann mußt Du recht bald nach Altenau kommen, denn in der ruhigen Stille des Landlebens wird Dein gebeugter Geist sich völlig wieder aufrichten und Deine frühere heitere Stimmung zurückkehren.“

„Du erlaubst mir also, nach Altenau zu kommen?“ fragte mit einem Lächeln des Glücks Major von Welf.

„Gewiß, guter Onkel," sagte Margaret ruhig, „ich werde mich unendlich freuen, wenn Du Deine Mutter begleitest, die uns ihren Besuch für den Sommer versprochen hat, und Alles werde ich thun, um Dich zu erheitern!"

„Nur Du allein vermagst es! Oh, Margaret, Du bist ein Engel an Sanftmuth, Milde und Güte!" rief exaltirt der feurige Onkel.

Margaret schüttelte leicht ihren lieblichen Kopf und sagte bescheiden: „Ich bin nicht so gut, wie Du glaubst!"

„Du hast ein theilnehmendes Herz," sprach gerührt der Major, „und bist bemüht, meinen Schmerz zu lindern. Unendlich dankbar muß ich Dir dafür sein!"

Major von Welf vertiefte sich dann in Pläne auf den kommenden Sommer und redete mit Entzücken von der schönen romantischen Heimath seiner reizenden Nichte.

Margaret Hochfeld malte sich in den Augenblicken, wo sie neben ihrem Onkel stand, die Zukunft, von der er sprach, etwas anders aus, und er nahm nicht auf den Bildern, die sie sich im Geiste von derselben entwarf, die Hauptfigur ein, wie es bei den seinigen der Fall war, die er vor ihr mit Feuer und Leben skizzirte.

Liane achtete nicht auf die Unterhaltung Beider. In tiefe Gedanken verloren, hatte sie während des Gespräches ihrer Freundin mit Major Welf Platz in

der Nähe des Fensters genommen, wo das Bild Graf Olberg's hing. Bald ruhten ihre Augen auf jenen ernsten, geistvollen Zügen und sie gedachte des Abends nach Richard's Krankheit, wo nach dem schrecklichen Gewitter, was an dem Tage gewesen, Graf Olberg seinen Neffen besucht und sie ihm Anfangs den Einlaß in das Haus verweigert hatte; — dann eilten ihre Blicke auch wieder, — fort von dem Portrait, welches ein Chaos von Gedanken in ihrer Seele wach rief, — hinauf zu dem tiefen Blau des Himmels, an dem tausend und aber tausend Sterne in goldnem Glanze funkelten. Sie vergaß das Gewühl der sie umgebenden Menschen und das Geräusch der durch einander summenden Stimmen schlug nur wie das ferne Brausen des Meeres an ihr Ohr. Immer undeutlicher wurden ihre Ideen, immer verworrener ihre Gedanken, je länger ihr träumerisches Sinnen dauerte und nur klar war sie sich des einen bewußt, daß sie sich namenlos traurig, einsam und verlassen in der Welt dastehend fühlte und sie die unbefriedigte, — von Stunde zu Stunde sich mehr steigernde Sehnsucht nach Richard, die ihr Herz erfüllte, fast nicht mehr zu ertragen vermochte.

Richard, nach dem Liane sich so heiß sehnte, war von seiner Dienstreise zurückgekehrt, fand eine Einladung zum Sylvesterballe von Herr und Frau von Gersdorf in seiner Wohnung vor und obgleich ermüdet von der langen Tour, die er auf der Eisen=

bahn gemacht, begab er sich in der Hoffnung, Lianen in der Gesellschaft anzutreffen, dahin. Vergeblich hatte sein Auge sie im Ballsaale und den daran stoßenden Gemächern gesucht und trotzdem er fast unaufhörlich mit Bekannten redete, schweiften seine Blicke forschend in der bunt durcheinander wogenden Menschenmenge umher.

„Verlassen wir den Zerstreuten!“ rief lachend Lieutenant Olberg der Gräfin Caron zu, die mit Assessor von Hallingen redete. „Seine Gedanken sind noch in den Bergwerken der Provinz ***! Wir wollen uns umsehen, wo les deux inséparables sind, denn ich bin mit Miß Lincoln zur nächsten Polka engagirt.“

Gräfin Caron, die nicht so eifrig, wie Egon Olberg nach Miß Lincoln verlangte, hielt ihren ehemaligen Verehrer in dem vordern Zimmer zurück, welches vor demjenigen lag, in dem Liane weilte, — doch Hallingen, der den Beiden gefolgt war, näherte sich dem Eingange desselben und durch die Portière etwas verborgen, sah er hinein. Er beobachtete einige Augenblicke die am Fenster sitzende Liane, welche ihm in ihrem weißen Ballkleide, mit den Rosen im Haar, wie eine Fee der Blumen erschien, die in verschiedenen Gruppen aufgestellt waren und den Raum der Stube schmückten, wo sie Platz genommen hatte. Ihre Schönheit überraschte und bezauberte ihn, denn vortheilhaft hob sie ihre geschmackvolle Toilette und die glänzende Umgebung, in der sie sich befand, hervor.

Er folgte dem Blicke ihrer Augen, als sie sie nach dem ihr zur Seite hängenden Portrait Graf Olberg's wandte, und als sein Cousin sich ihm näherte, der die Unterhaltung Gräfin Caron's einigen andern Herren überlassen hatte, die sich um die schöne Französin drängten, hielt er ihn davon ab, in das Zimmer einzutreten, was in der Absicht des Offiziers lag.

„Laß mich, Richard!" rief Egon lebhaft, „dort sitzt Miß Lincoln, mit der ich tanze! Ist sie nicht entzückend und schmilzt auch die Eisrinde Deines Herzens nicht bei diesem Anblicke, der selbst die Kältesten in Flammen setzen muß?"

„Sieh die Augen der jungen Dame an!" entgegnete Richard.

„Oh, ich kenne sie," sagte Egon schnell, „sie sind die schönsten, die man sehen kann."

„Nein, Egon betrachte sie genau! Gleichen sie nicht denen von Onkel Max auf wunderbare Weise? — Ich bitte Dich, sieh das Bild, sieh das junge Mädchen an, die ebenfalls den melancholischen Blick hat!"

„Miß Lincoln scheint einen ihrer traurigen Augenblicke zu haben! Ich möchte nur wissen, weshalb sie oft so ernst ist!" entgegnete Olberg nachdenklich und blickte forschend auf Lianen.

„Ist die junge Dame so ernst?" fragte Richard.

„Sieh sie doch nur an! Sieht sie etwa glücklich und zufrieden aus, heiter wie ein so schönes Mädchen, der Alles huldigt und zu Füßen liegt, in die Welt blicken

müßte? Träumerisch schaut sie nach dem Himmel, anstatt fröhlich zur Erde, wo Alles ihr entgegen lacht!"

Gräfin Caron, Frau von Gersdorf und einige Herren gingen in dem Augenblicke an Olberg und Hallingen vorüber. Sie traten in das Zimmer, an dessem Eingange die beiden Cousins standen und laut rief die lebhafte Französin: „Ah, voilà les deux inséparables! Baroneß Hochfeld, man vermißt Sie überall! Miß Lincoln," setzte sie spöttisch hinzu, „ich höre stets Ihr gutes Herz rühmen, doch mir scheint, das ist Verläumdung, denn wären Sie wirklich so gut, wie man sagt, könnten Sie nicht so grausam gegen Ihre Verehrer sein und sie des Glücks berauben, in Ihre schönen Augen zu sehen! Warum haben Sie sich in die Einsamkeit dieses Zimmers zurückgezogen? Weshalb so allein hier in Betrachtung des Himmels verloren? — An was dachten Sie beim Anblick der goldnen Sterne, — Sie scheinen total zerstreut?"

„Ich glaube, es friert heute Nacht!" antwortete Liane ruhig und warf noch einen Blick durch das Fenster, in dem sie sich von ihrem Fauteuil, wo sie gesessen hatte, erhob, blickte flüchtig die Umstehenden an, unter denen sie Richard nicht bemerken konnte, der hinter der Gruppe von Herren stand, die sich theilweis Margaret und ihrem Onkel genähert.

Gräfin Caron lächelte bei Lianens Antwort und sagte schnell: „Das ist eine leere Ausflucht, Miß Lincoln, der Frost wird Ihnen wohl sehr egal sein!"

„Ich hoffe nicht,“ sprach vortretend Olberg, „denn morgen soll eine Schlittenparthie sein und ich bat vorhin Miß Lincoln, auch daran Theil zu nehmen. Frost ist eine Hauptbedingung dieses Vergnügens und deshalb wird Miß Lincoln flüchtig das Wetter recognoscirt haben!“

Olberg beraubte bei seinen Worten, ohne Frau von Gersdorf um Erlaubniß zu fragen, einen weiß blühenden Camelienbaum, der in der Blumengruppe in Lianens Nähe stand, seines herrlichen Schmuckes und das schöne Bouquet, das er gepflückt hatte, dem jungen Mädchen hinreichend, sagte er heiter: „Hier Miß Lincoln, vergessen Sie beim Anblick dieser Blumen, die Kälte draußen!“

Liane bemerkte mit einigem Schreck, daß, um ihr eine Freude zu machen, Graf Olberg so schonungslos mit Frau von Gersdorf's Camelien verfuhr. Sie blickte die Präsidentin an und ihr Auge entdeckte jetzt Richard, der in deren Nähe stand. Die Farbe wich aus ihrem Antlitz und Alle, die es bemerkten, glaubten, Gräfin Caron's Worte wären der Grund dieses plötzlichen Erbleichens, denn im piquirtesten Tone sagte die eifersüchtige Französin, als Egon Lianen die Blumen gab: „Dieser Wunsch, Graf Olberg, scheint mir überflüssig, denn ich bezweifle, daß Jemand bei solcher Wärme an den Frost denken wird!“

„Hörten Sie nicht, gnädigste Gräfin, daß Miß

Lincoln es gethan!“ sprach Egon mit ruhiger Gelassenheit.

„Worte, im Salon geredet, dürfen nie auf die Goldwage gelegt werden,“ erwiderte Madame Caron, „und ich bin überzeugt, wenn Miß Lincoln auch zehnmal es versichert, daß sie dennoch, als wir sie hier am Fenster sitzend antrafen, nicht daran gedacht hat, ob es thauen oder frieren würde!“

„Und doch war Frost oder Thau vorhin im Ballsaal, das Thema unserer Conversation, nicht wahr Miß Lincoln?“ entgegnete Olberg auf Gräfin Caron's Worte.

Lianen beschäftigte flüchtig die an sie gerichtete Frage, doch lachend rief die Französin: „Nein, nein, unmöglich! Sie werden mich das Beide nicht glauben machen, denn ich bin fest überzeugt, daß Graf Olberg und Miß Lincoln interessantere Dinge zu besprechen haben, als das Wetter.“

Keinem der Anwesenden entging Das, was die Worte der eifersüchtigen Frau andeuten sollten und Jeder freute sich, daß die Präsidentin von Gersdorf durch ihre Anrede an das junge Mädchen, den auf sie gerichteten Angriff unterbrach und die Aufmerksamkeit auf etwas Anderes lenkte. Frau von Gersdorf, die vor einigem Augenblicken mit sauersüßem Lächeln Lieutenant Olberg's Raub ihrer schönsten Camelien angesehen hatte, würde böse über diese eigenmächtige Verfügung ihrer Blumen geworden sein, wenn sie

nicht Lianens tiefes Erbleichen bemerkt hätte. Sie glaubte, dieser Farbenwechsel habe seinen Grund in der Angst, über das Wagniß ihres kühnen Verehrers und schnell brach sie daher noch einige andere Blüthen ab, die sie Lianen mit den Worten reichte, als Gräfin Caron ihre spitzige Rede beendet: „Sie müssen diese Camelien auch nehmen, Miß Lincoln, denn sie möchten sonst zu eifersüchtig werden, nicht das Loos ihrer Schwestern theilen zu können! Neid und Eifersucht ist mir aber zu fatal, deshalb will ich meine Blumen vor dieser häßlichen Eigenschaft bewahren."

Die vortreffliche Frau ahnte nicht, daß ihre arglos gemeinten Worte Bezug auf die hübsche Französin hatten, doch das Lächeln der umstehenden Herren, Olberg's Frage: „Sollten Blumen die Eigenschaft auch haben, die die Menschen so verblendet, daß ihnen selbst die Unschuld nicht heilig ist?" — Das Alles zeigte der sonst so vorsichtigen Weltdame, welchen faux pas sie gemacht. Da die Sache unmöglich zu redressiren, jedes erörternde Wort, sie nur verschlimmern konnte, sprach sie lachend:

„Meine Camelien wären sicherlich eifersüchtig geworden, nicht das Loos ihrer Gefährtinnen theilen zu können: Miß Lincoln zu schmücken! Was sagen Sie, lieber Hallingen?" fragte Frau von Gersdorf Richard, der in Begleitung der Andern zu den Redenden getreten war und Lianen stumm begrüßt hatte, als sie aufblickte und das Bouquet aus Egon's Hand nahm.

„Sie müssen entscheiden, denn Sie sind ein unpartheiischer Richter, was Jeder anerkennen wird!“ fügte sie hinzu.

„Im ersten Fall bin ich durchaus Ihrer Ansicht, gnädigste Frau,“ erwiderte Richard, aus dem Hintergrunde der Gruppe vortretend, die Lianen umgab, „denn ich fand, daß mein Cousin sehr ungerecht mit den Blumen verfuhr, das Loos der zurückbleibenden ein zu hartes war; — doch was den Schmuck anbetrifft, stimme ich nicht mit Ihnen überein, sie können jene junge Dame nicht mehr zieren, sondern nur gewinnen, wenn ihre zarten Blüthen unter solcher Obhut stehen!“

Lianens Antlitz, welches weiß und durchsichtig, wie die Camelien geworden, die sie in der Hand hielt, und über welche sie sich herabbeugte, als sie Richard's Anwesenheit bemerkt, färbte bei seinen Worten der helle Schein einer Purpurröthe. Sie senkte die strahlenden Augen, die die Freude verriethen, welche ihr Herz beim Klange der geliebten Stimme empfand und Alle, die mit Vergnügen auf das schöne Mädchen blickten, welches in Schreck, Angst, Freude und Verwirrung, ihr erröthendes Gesicht in den Blumen verbarg, spendeten Richard's Ausspruche rauschenden Beifall. Egon war zu Muthe, wie einem Feldherrn, der eine bedeutende Schlacht gewonnen, denn es machte ihn zu glücklich, daß sein ernster Vetter, der nie einer Dame Komplimente sagte, solche Worte gesprochen hatte. Gräfin Caron verließ mit lächelndem Munde

und zornigen Herzen das Zimmer, wo der Sieg zu Gunsten ihrer Feindin ausgefallen, und erzählte ihren Bekannten, daß Miß Lincoln's Koketterien selbst den unzugänglichen Baron Hallingen aus seiner gewöhnlichen Ruhe gebracht und er sich momentan zu ihrem Ritter aufgeworfen, als sie es für nöthig erachtet, sie auf das Unpassende ihres Benehmens aufmerksam zu machen. Gräfin Caron's gute Freundinnen horchte aufmerksam auf die verläumdenden Worte, die dem schönen Munde der Französin entströmten, und wie namenlos kokett Miß Lincoln sein mußte, das wurde ihnen erst recht klar, als sie das junge Mädchen in Begleitung Richard Hallingen's in den Ballsaal zurückkehren sahen und dann zu ihrem unaussprechlichsten Erstaunen bemerkten, daß der Assessor, der fast nie tanzte, jetzt mit Lianen leicht auf dem glatten Parquet dahinflog und nachdem die Tour beendet, sich eifrig mit seiner schönen Tänzerin unterhielt, deren Gesicht so von Glück und Freude strahlte, daß es, nach Ansicht der sie scharf beobachtenden Damen, eine Schande war, so triumphirend zu lächeln, so offen die Seligkeit zu zeigen, einen neuen Verehrer gefunden zu haben! —

„Dieser junge Mann wird nicht in den Schlingen der schlauen Intrigantin bleiben!“ prophezeihte Madame Caron.

„Ich vermuthe,“ erwiderte die liebliche Frau von Harthausen, die zu der Gruppe, welche Lianen beobach-

tete, getreten war und die letzten Worte der eifersüchtigen Französin gehört hatte, „daß Graf Olberg, es nicht leiden wird, daß sein Cousin der schönen Miß Lincoln huldigt, denn bitte, werfen die Damen doch einen Blick auf ihn, mit welchen Argusaugen er jede Bewegung der reizenden Engländerin bewacht! Oh, sehen Sie! —“ fügte sie harmlos lachend hinzu, und wandte sich vorzugsweise mit ihren Worten an Gräfin Caron, „jetzt hält er es nicht mehr aus, daß sein Verwandter allein das Glück genießt, in der holden Liane Zauberaugen zu schauen, — er eilt zu ihnen und — “

„Wir sehen Alles, auch ohne Commentar!“ sprach kalt die erbitterte Gräfin und wandte sich um, um nicht mehr ihren abtrünnigen Verehrer einer Andern huldigen zu sehn.

„Wie mag man sich nur über den Verlust eines flatterhaften Courmachers so ärgern!“ flüsterte mit mitleidigen Achselzucken Frau von Harthausen ihren Nachbarinnen zu und lächelte maliciös. Die Französin hörte die Worte, so leise sie auch gesprochen waren und rief lebhaft: „Sie, Frau Baronin, könnten allerdings ein leuchtendes Vorbild für jede Dame sein, sich über Fatalitäten in der Gesellschaft hinfort zu setzen, doch nicht Jeder besitzt die Routine, Alles zu überwinden! Ich beklage nur die armen, jungen Leute aus guter Familie, die sich durch die hübsche Larve eines niedlichen Bürgermädchens bethören lassen!“

Die Damen, welche in der Nähe der Gräfin Caron standen und zur Crême der Gesellschaft gehörten, erhoben stolz die Köpfe und aus den aristokratischen Gesichtern leuchtete die Indignation über die Verirrung des Geschmackes Graf Olberg's und Hallingen's.

„Woher stammt eigentlich dieses Mädchen, welches man Miß nennt, um nicht den Skandal zu erleben, sie Mamsell angeredet zu hören?" fragte eine Dame, deren Ahnenreihe ganz untadelhaft war.

Diese Frage hatte ungefähr die Wirkung, wie ein Funke sie haben würde, der in ein Pulvermagazin fällt. Die Explosion erfolgte augenblicklich und die Wirkung war eine überraschende.

Wer den Anfang dieses Buches gelesen hat, ist vielleicht so gütig, sich des ersten Kapitels zu erinnern, wo ich des treuen Gedächtnisses der Altenauer Bauern erwähnte, wie ebenfalls ihrer Phantasie, mit welcher sie die Mähr aus alten Zeiten auszuschmücken verstanden und sich niemals mit Erzählung der einfachen Thatsache begnügten.

Sollte nicht Jeder der verehrten Leser schon im Leben die Ueberzeugung gewonnen haben, daß gutes Gedächtniß für einzelne Dinge, — blühende Phantasie, dieselben in das passendste Gewand zu kleiden, überall wohin man den Blick wendet, gefunden werden können?

Gedächtniß und Phantasie fehlen meiner Ansicht nach nirgends; und Beide sind Das, womit alle Men=

schen in fast gleichem Maße begabt sind, wenn sich ihnen Gelegenheit bietet, im Leben davon Gebrauch zu machen und sie für ihre Zwecke anzuwenden.

Dort, in Altenau — jenem romantischen Dorfe der Provinz * * *, bedurfte es ebenfalls der kleinsten Anregung nur, und längst vergangne Dinge in's Gedächtniß zurückzurufen — und sie möglichst gut auszuschmücken, fehlte selbst dem einfachsten Bauern nicht die nöthige Phantasie.

Hier im glänzenden Salon der Residenz wo Luxus und Eleganz, — Rang und Reichthum, — Geist und Bildung sich um den Vorrang stritten, war auch eine einfache Frage genügend, um ein Meer von Gedanken und Worten, ein Chaos von Zweifeln und Bestätigungen anzuregen. So zart und fein auch die Hände derjenigen Damen waren, die über Miß Lincoln redeten, sie besaßen hinreichende Stärke um den Pinsel der Phantasie zu halten, der in grellen Farben mit gewaltigen Strichen über das Gemälde hinwegflog, daß sie von dem Leben eines jungen Mädchens entwarfen. Wo die Conturen unbestimmt, tauchten sie den Pinsel in Vermuthungen und aus diesem unerschöpflichen Ocean entspringt eine zu unversiegbare Quelle, als daß es ihnen an Material, die Farben aufzutragen, gefehlt haben könnte!

So gut ein treues Gedächtniß für manche Dinge in Derer Brust ruht, deren Herz unter einem Kittel von grober Leinwand schlägt, ebensowohl ist es da an=

zutreffen, wo Sammt und Seide die eleganten Gestalten zieren. Eine blühende Phantasie waltet nicht allein in den Köpfen, die ein Filzhut oder bunte baumwollne Zipfelmütze deckt, sondern auch dort, wo Blumenguirlanden sich durch's Haar schlingen und kostbare Juwelendiademe schöne Stirnen krönen.

Sowie in manchen Punkten Aehnlichkeiten zwischen Dorf und Residenz existiren, jedoch ihre feinen von einander abweichenden Nüancirungen haben, die durch die Verschiedenheit der Verhältnisse, Sitten, Gebräuche und durch die Erziehung hervorgebracht werden, — so entwickeln sich in gleichem Maaße auch Unterschiede in Bezug zu Gedächtniß und Phantasie. Sie weichen durch dieselben Verhältnisse — durch Sitten, Gebräuche, Erziehung 2c. von einander ab, indem die Einflüsse zu groß und mächtig sind, die die Ungleichheiten des Ranges und Standes auf die Menschen ausüben.

Die Bauern des Altenauer Kreises rissen, wenn der Enkel sie an den Großvater mahnte, mit einem kräftigen Ruck die Todten aus ihren Gräbern empor. Bei ihren Phantasiegemälden, verlor aber die Gutmüthigkeit nicht ganz die Rolle und der redliche Sinn vergaß nicht völlig, dabei mitzuwirken, wenn sie mit kräftigen Strichen die halbverblichenen Conturen der Bilder auffrischten, die sich aus der Vergangenheit auf die Gegenwart vererbt hatten, oder wenn sie die Skizzen vervollständigten, die sie auszuführen sich gezwungen

sahen, um ihnen größern Reiz zu verleihen und das Interesse an alten Geschichten zu erhöhen.

Sahen sie Liane Lincoln's anmuthige Gestalt neben der hohen imponirenden Figur ihres verehrten Gutsherrn, Graf Frankenthal's, in der Lindenallee, die nach der Kirche führte, sich dem Gotteshause nähern, — oder gewahrten sie sie, wenn das junge Mädchen freundlich grüßend an ihren bescheidenen Wohnungen vorüberging, vor denen sie Abends in der Feierstunde saßen, — so stießen sie sich auch jedes Mal untereinander an und flüsterten sich die Worte zu: „Dat is des Dochterkinn van usere allen Küster!"

Die Tochter des wohlbeleibten Gerichtsschulzen von Altenau, der am Begräbnißtage des ehrenwerthen Lehrers und Küsters auf Händen und Füßen gestützt den glatten Abhang hinunter gerutscht war, — sie, die im Dorfe verheirathet lebte, — ihre feine Bildung, nach Aussage ihres Mannes im Schlosse bei Comteß Hildegard erhalten hatte, — zu deren Geburtstagsfeier sie immer eingeladen worden, — diese Frau, welche sich, wie ihr Gatte behauptete, so klug auszudrücken verstand, daß er nie den hohen Sinn ihrer Worte zu fassen vermöchte, — sie vergaß auch nie, daß Liane Lincoln die Tochter ihrer alten Jugendfreundin, Elsbeth Bothmer's, und die Enkelin des Schullehrers von Altenau war.

Die Frau Schulzin erfaßte wohl mitunter ein kleiner Neid, sah sie die üppigen Falten von Lianens

feinen Mousseline- und rauschenden Seidenkleidern, — erblickte sie das Kind der Gespielin ihrer Jugend in vertraulicher Umarmung neben dem Schloßfräulein, der Enkelin Graf Frankenthal's, und nimmer konnte sie es alsdann unterlassen, mit dem Air, welches ihrem einfachen Manne so unendlich imponirte, zu äußern: „Wie sich doch die Tochter von Bothmer's Else so empört hat!“

„Empört?“ fragte bestürzt der Gatte der feingebildeten Frau, der Gerichtsschulze Müller, der unter dem Worte Empörung — Mord und Brand inbegriffen sah und dem Liane Lincoln doch einen durchaus friedlichen Eindruck machte.

„Nun, hat sie Das etwa nicht gethan?“ entgegnete mit ruhiger Würde die Frau. „Ich dächte, sie hätte sich hoch genug aus den niedrigen Verhältnissen, in denen ihre arme Familie lebt, emporgeschwungen!“

„So meinst Du Das!“ erwiderte der Belehrte, der jetzt erst den tiefen Sinn des gebrauchten Wortes verstand und mit Stolz und Bewunderung hinzufügte: „Gott! Fieke, wie klug Du doch bist!“

An Reminiscenzen fehlte es also in Altenau nicht und durch Liane Lincoln feierten die Ahnen der Bothmerschen Familie gar häufig das Fest der Auferstehung aus dem Grabe; und jene alten Erbstücke, deren ich im ersten Kapitel erwähnte, — sie verloren sich nicht im Laufe der Zeit! — Doch wie gesagt, die Erinnerung war auch in allen Punkten treu, und erwähnten

die Dorfleute des alten Küsters, so vergaßen sie nicht seine Biederkeit und Redlichkeit, — seine Herzensgüte und seine vielen guten Eigenschaften.

Anders war es bei der kleinen Coterie der Fall, die sich im Salon des Oberpräsidenten von Gersdorf gebildet und gleich den wagehalsigsten Tauchern sich in die tiefste Tiefe von Miß Lincoln's Lebensverhältnisse hinabsenkte, um ganz auf den Grund derselben zu gelangen. Sie sprachen bei ihren Recherchen in etwas andern Ausdrücken, als die einfachen Landbewohner über die Abkunft des jungen Mädchens, das nach ihrer Ansicht durch einen unerhörten Glücksfall zu der Ehre gekommen war: Zutritt in dem Kreise der hohen Aristokratie zu erhalten.

Leise und vorsichtig näherten sich die vornehmen Damen den Ahnen der Bothmerschen Familie und erfaßte sie oft Grausen und Entsetzen dabei, so lag der Grund nicht darin, daß sie gleich den ihrigen längst in Staub und Asche zerfallen waren, sondern weil um den Moderduft der Gräber nicht der Weihrauch wehte, der glänzenden Thaten in vergangenen Jahrhunderten gestreut worden, — der Name von Liane Lincoln's Vorfahren ein einfacher, gänzlich unbekannter und nicht, wie der der Ihrigen, mit Ehre und Ruhm gekrönt, der Nachwelt in Erinnerung geblieben war. Des Vaters Miß Lincoln's wurde durchaus nicht gedacht, und daß derselbe Secretair bei der englischen Gesandtschaft — und aus guter Familie

gewesen, — Das wußte keine der Damen, obgleich sie es Alle ebensogut gehört hatten, wie die Notizen, die sie ausgeschmückt zum Besten gaben.

England war den Salondamen wahrscheinlich zu weit und über das Meer hinaus reichte nicht ihre Erinnerung. Sie blieben daher im Vaterlande, begaben sich einfach nach der Provinz *** und da sie nun einmal gezwungen waren, ihren Fuß in ein Dorf zu setzen, aus dem Miß Lincoln's Familie stammte, — so kam es ihnen auch nicht darauf an, so tief wie möglich zu steigen. Getrost stellten sie Lianens Wiege unter das bemooste Strohdach einer elenden Bauernhütte, denn dort war, nach der festen Ansicht Aller, die wirkliche und wahre Heimath Miß Lincoln's. Aus dem aristokratischen Grafen Frankenthal wurde ein Mann, dessen Liberalismus ihn fast zum Demokraten gemacht; und von einem Solchen, der auf seine alten Tage noch den dummen Streich begangen, Freiheit und Gleichheit zu seinem Wahlspruch zu machen, konnte man es nicht anders erwarten, als daß, wenn er einmal A gesagt, ihm das übrige Alphabet keine weitern Schwierigkeiten bereitet und er daher ruhig ein Bauernmädchen zur Gesellschafterin seiner Enkelin erhoben habe.

Als alle Notizen, die jede einzelne der Damen seit Lianens Auftreten in der Residenz über das junge Mädchen eingesammelt hatte, nicht in einfacher Wahrheit, sondern mit blühender Phantasie ausgeschmückt,

vorgetragen waren, — ein allgemeines Resumé zu Stande gekommen, — da wurde seufzend die schreckliche Thatsache beklagt: daß eine solche, eigentlich faktische Unglaublichkeit und Unmöglichkeit sich wirklich ereignet, — ein Bauernmädchen sich zwischen Damen aus altadlichen Geschlechtern bewege und in die eleganten Cirkel der haute volée eingeführt sei! — — — — Zum nicht genug anzuerkennenden Glück für diesen Entsetzen erregenden Fall, sowie für all' dergleichen Unmöglichkeiten und Unglaublichkeiten jetziger Tage existiren die Bewegungen des Jahres 1848.

Ihr Märztage! — Was finge man ohne Euch an? Wem legte man die Schuld, den Grund, die Ursache für tausend und aber tausend Dinge bei, wenn man Euch nicht hätte, die Ihr seitdem die sichere Zufluchtsstätte für Alles und Jedes seid? Als Folge von Euch wird das Größte wie Kleinste betrachtet, wegen dessen man Euch verantwortlich macht!

Seit dem Wehen der schwarz-roth-goldnen Fahnen sind alle Zweifel beseitigt, denn was könnte nach jener Zeit wohl noch zweifelhaft sein?

Wem es, — wie mir einst, — an Einsicht gebrechen sollte, die Wahrheit dieser Worte zu erkennen, der braucht nur die flüchtigste Andeutung hinzuwerfen, daß Dem nicht so sei, und es müßte mit Zauberei zugehen, wenn er nicht eines Bessern belehrt würde. Ich wenigstens fand, daß man an all' den Gründen und Behauptungen: „daß die Märztage die Wurzel

alles Uebels, wie der Keim jedes Guten sind," — füglich ersticken konnte.

Jedem, mit dem ich es aufrichtig wohl meine, kann ich nur rathen: nie Opposition dagegen zu bilden, und wenn er nicht durch Beweise zu Tode gemartert sein will, wenigstens zu thun, als ob er vollständig von der Wahrheit durchdrungen sei, — kurz, blindlings die Gegensätze zu glauben. Ich bestritt Beides einmal! — seitdem nie wieder!! — —

„Nicht die Wurzel alles Uebels?" schrie man mich so laut an, daß ich wahrlich gleich Gelegenheit hatte, eine Reminiscenz an den Kanonendonner der Märztage zu feiern. Schlag auf Schlag folgten Gründe, Beweise, Behauptungen, und weil ich es nicht einzusehen vermochte, daß die unwichtige Sache, von der die Rede, Folge der Bewegungen jener Zeit gewesen, hieß es: „Sie sind auch vom Freiheitsschwindel erfaßt! Tragen Sie doch die deutschen Farben, denn Sie sind ja die reine Demokratin!"

Das war die eine Folge meines Zweifels! Mich tröstete bei der Beschuldigung und dem gütigen Rathe wegen der Toilette nur das Bewußtsein: krank durch den Anblick der deutschen Fahnen geworden zu sein und mich damals überzeugt zu haben, daß es für Vaterlandsschmerzen weder Arzt noch Medicin giebt.

Die andere Folge eines Zweifels, daß ich die denkwürdigen Märztage nicht als Keim des Guten betrachten konnte, von welchem gesprochen wurde und

das meiner Ansicht nach mit dem schauerlichen Frühlingswehen jener Tage gar nicht in Verbindung stand, — die Folge war die Aeußerung: „Nun, Sie wollen es nicht einsehen, doch das Volk wird es Ihnen dermaleinst klar machen. Gräßlich wird die Zeit für solche Stockaristokraten sein, wie Sie Eine sind! Warum schmücken Sie sich nicht mit den Farben Ihrer Gesinnungen, mit dem grellen Schwarz-Weiß?"

Ich erblickte mich wahrlich bereits auf der Guillotine und bei dieser, für mich nichts weniger als erbaulichen Vorstellung tröstete mich die Erinnerung an eine kleine Scene. — Die Erkenntniß, gute Freunde unter dem Volke zu besitzen, wurde mir an einem Abende, als ich viele Menschen Steine zusammentragen sah und auf meine unbefangene Frage, zu welchem Zwecke es geschähe, die Antwort erhielt: „Nun, wenn es hier losgeht!" Zu jener Zeit waren das verständliche Worte — und daß ich ihren Sinn begriffen hatte, bewies mir der Ausruf Vieler: „Sie haben Nichts zu befürchten! Für Solche, wie Sie, ist das nicht! Ihnen thut Niemand Etwas zu Leide!"

Seitdem man mich nun eine reine Demokratin und eine Stockaristokratin genannt, — seit dem Zeitpunkte habe ich die Märztage in Lethe versenkt und Politik ist ein für mich nicht existirender Gegenstand. Mögen darüber die brausenden Wogen der Unterhaltung um mich her rauschen und über meinem Kopfe zusammenschlagen, — mein Nachen wagt sich nicht

mehr auf die stürmischen Fluthen dieses unergründlichen und trüglichen Oceans und ich übernehme, so lange die Conversation in diese Bahn getreten, die Rolle eines Taubstummen.

Vorzüglich das unerschöpfliche Thema der Märztage, was die Ruhigsten zu Wüthenden, — die Friedlichsten zu Kampflustigsten macht, — und das einen Allarm zu bewerkstelligen im Stande ist; — wenn sich die Menschen in diesem unermeßlichen und unendlichen Felde der Erinnerungen bewegen, bemühe ich mich: Leben und Dasein zu ignoriren. — —

Sollte jenen denkwürdigen Tagen wohl je das Loos aller irdischen Dinge und Begebenheiten zu Theil werden, — die Morgenröthe dieser Freiheit in Nacht versinken, — sie vergessen werden? —

Falsche Hoffnung! — Sie werden ewig bestehen, stets auf's Neue hervortauchen, denn sie sind schon viel zu bequem, um alle Lasten und Plagen auf sie schieben zu können! — Sie scheinen mir gleiches Schicksal zu haben, wie die Frau in Gellert's Fabel, die eine starke Hand unter dem Wasser hält, weil der Fisch nicht blau sein soll. Auch sie werden nicht im Strome der Zeit untergehen, immer ihren Platz im ferneren Leben behaupten und ihr Recht, was sie sich erworben, geltend machen! —

Ende des Jahres 1848, wo Gräfin Caron mit ihren Freundinnen über Liane Lincoln redete, — ihr Eindringen in die gute Gesellschaft als eine jener

trostlosen Folgen des Liberalismus', — der entsetzlichen Märzerrungenschaften — betrachtete, da war solche Ansicht nichts Erstaunenswerthes, denn jene Zeit des Schreckens lebte noch frisch in Aller Gedächtniß und weil man ihre Fatalitäten mit durchgemacht hatte, war es Niemandem zu verdenken, doch nun auch von den Annehmlichkeiten profitiren zu wollen, die sie nach sich gezogen.

Die Ansicht der Damen blieb, daß Miß Lincoln's Auftreten in der Residenz ein eclatanter Beweis für die traurigen Zustände der Jetztzeit — und nur eine Folge der Märztage sei.

Eine Geheime Ober-Finanzräthin, welche aus einer alten freiherrlichen Familie abstammte, wiegte bedeutungsvoll ihren mit einem prächtigen Toque geschmückten Kopf, an dem die Hauptjuwelen des Familienschmuckes prangten, deren Glanz so die Augen Aller blendete, daß sie darüber vergaßen, wie wenig hell die Tugenden der glücklichen Besitzerin strahlten, und wie matt es um die Kräfte ihres Geistes und Verstandes bestellt war. Sie berührte leicht mit ihrem eleganten Fächer den weißen Arm der Gräfin Caron und sagte mit so wichtigem Tone, als verriethe sie das Geheimniß eines Staates:

„Mein Mann sprach noch heute davon, daß man kaum unsere Gesellschaft wieder zu erkennen vermöchte! Er hat Recht, denn sehen Sie sich um, ob Miß Lincoln die Einzige ist, welche nicht zu uns paßt.

Bitte, ma chère, blicken Sie da, — dort hin! Fragen Sie nach dem origine jener Damen und Sie werden schaudern!"

„Nun, Frau von Gersdorf hat aber auch heute alle Dehors außer Acht gelassen," rief unmuthig eine Dame der kleinen Coterie, welche durch ihre goldene Lorgnette nach dem bezeichneten „da und dort" gesehen hatte.

„Das thun leider jetzt Viele," entgegnete stolz Gräfin Caron, um der Geheimen Oberfinanzräthin einen Wink zu geben, daß ihre Soiréen sich auch nicht an das Adelslexikon banden.

Die Aristokratin verstand diese Spitze, die ihr gegeben worden, doch da ihr Mann mit der Zeit voran geschritten war und einen Mantel sich angeschafft hatte, der wie Windmühlenflügel nach allen vier Weltgegenden steuerte und den er der größern Bequemlichkeit halber immer trug, — ihre Soiréen durch seinen Willen gemischt wurden und sie sich in seine Anordnungen fügen mußte, sprach sie seufzend: „Mon dieu, que faire, man vermag nicht, gegen den Strom zu schwimmen!"

Die Dame, welche durch eine goldene Lorgnette in's Leben und auf die Welt blickte, in nächster Zeit gezwungen war, auch eine Ständeversammlung à la Frau von Gersdorf zu geben, lenkte ein und meinte mit liebenswürdiger Nachsicht: „Nein, Das ist nicht möglich! Die Zeiten haben sich geändert und die

Frage nach dem Stammbaum ist keine Tagesfrage mehr. So unangenehm es mir ist, so muß ich doch ebenfalls Miß Lincoln in meine Assemblée bitten. Ich kann ihr auch nicht markiren, wohin sie gehört, denn unsere Familie ist seit Jahren mit der Welf'schen und der Frankenthal'schen liirt."

„So möchte ich es thun!" rief mit Energie die Französin. „Ich werde Miß Lincoln nicht einladen!"

„Dann verzichten Sie auch auf das Vergnügen, Graf Frankenthal und seine Familie bei sich zu sehen, denn er besucht nicht die Häuser, wo man nicht die Freundin seiner Enkelin als Seinesgleichen betrachtet!"

„Ist Das wirklich wahr?" fragte überrascht die Gräfin.

„Ja, ja," bestätigte die Finanzräthin eifrig. „Die Baronin L... ladete neulich Miß Lincoln nicht mit ein und sogar Graf Olberg, wie mehre der Verehrer der jungen Dame, die es erfahren hatten, erschienen nicht in der Soirée."

„Miß Lincoln vermag wenigstens nicht ihre Herkunft zu verläugnen, und nur durch ihre Ruhe cachirt sie die ihr mangelnde Eleganz," sagte Gräfin Caron piquirt über die neue Bestätigung von Olberg's Neigung für Lianen.

„Bei wem ist das der Fall?" fragte Graf Frankenthal, der in dem Augenblicke, wo die Französin das Urtheil über seine Pflegetochter fällte, dem geheimen Obertribunal im Salon sich genähert hatte, und

verbindlich, mit würdevollem Anstande, die Damen begrüßte, welche unausgesetzt Lianen angegriffen hatten.

Madame Caron machte dem alten Grafen, den sie charmant fand und als Verehrer ihrer Schönheit betrachtete, ihre graziöseste Verbeugung, zeigte unbefangen auf eine andere Dame und sagte heiter: „Voilà la bourgoisie, dont je parle!“

„Reden Sie 'mal mit jener Bourgoisie, gnädigste Gräfin,“ erwiderte ruhig Graf Frankenthal, der die Dame kannte, welche ihm bezeichnet worden. „Sie werden bei der geistvollen Unterhaltung mit der jungen Frau durchaus vergessen, daß sie nicht zur Aristokratie gehört.“

„Nein, mein bester Graf,“ rief lebhaft Madame Caron, „ich kenne sie und immer stört mich ihr Wesen, sowie mich stets die elegante Tournüre Ihrer schönen Pflegetochter entzückt. Miß Lincoln besitzt Alles und wahrlich, sieht man sie, könnte man neidisch werden.“

Graf Frankenthal warf einen Blick auf Lianen, lächelte zufrieden und sagte mit Wärme: „Ja, sie ist schön! Ich denke aber nie im Hause daran, denn da bewundere ich nur den seltenen Charakter dieses jungen Mädchens, die Vortrefflichkeit ihres Herzens!“

„Sie muß ein Engel sein, Das prägt sich in den Zügen ihres lieblichen Gesichtes, in dem Blicke ihrer schönen Augen aus!“ antwortete mit Exaltation Gräfin Caron und die andern Damen stimmten in das von der schlauen Französin begonnene Loblied ein.

„Ich muß zu ihr und sie warnen, nicht zu viel zu tanzen, denn sie war in letzter Zeit leidend!“

Mit diesen Worten entfernte sich Graf Frankenthal und die Zurückbleibenden fanden das Interesse, welches der alte Herr für seine Pflegetochter hatte, so auffallend, daß seine Sorge und Liebe zu Miß Lincoln einen andern Grund haben mußte.

Jetzt entsann sich Eine, daß Lianens Mutter in Altenau erzogen, und mit dem guten Gedächtniß verband sich nun wieder blühende Phantasie und bald war das Wundrr der Anhänglichkeit gelöst. Die große, schlanke Gestalt Miß Lincoln's, die ruhige Würde ihres Anstandes, die vornehme Haltung des Kopfes, die aristokratischen Züge in dem feingeschnittenen Gesichte, — Alles, Alles diente zum Beleg von Vermuthungen; und in dem Augenblicke war für ihre Vorzüge den Damen ein Licht aufgegangen, und Miß Lincoln war nicht mehr die Tochter eines Bauern.

„Sie hat entschieden etwas Vornehmes!“ war jetzt die Ansicht der Gräfin Caron, die wenige Augenblicke zuvor Lianen bäurisch aussehend gefunden.

„Die jungen Herren werden Das längst wissen!“ äußerte Frau von Harthausen, „denn wie oft hörte ich sagen, daß Miß Lincoln eine gute Parthie sei! Wäre sie nicht vermögend und hätte sie nicht Aussicht auf eine brillante Aussteuer, wahrlich, man würde sich auch nicht so um sie reißen, wie es jetzt geschieht!“

„Gewiß! Natürlich!“ riefen zwei Mütter, deren Töchter selten tanzten und deren Männer tief verschuldet waren.

Liane Lincoln, die so viel Stoff zur Unterhaltung bot, war in den Augenblicken, wo man bald eine Hütte, bald ein Schloß ihre Heimath nannte, so glücklich, wie seit lange nicht. Sie bemühte sich zwar, die Freude ihres Herzens zu unterdrücken und nicht die Seligkeit ihres Innern zu verrathen, doch gelang es ihr nicht ganz, sich zu beherrschen, und ihre schönen, seelenvollen Augen, die sie auf Richard heftete, sie machten ihm klar, was sie empfand.

Egon Olberg war die tiefe, heftige Bewegung des jungen Mädchens nicht entgangen, als Frau von Gersdorf Richard Lianen vorstellte, er bemerkte das Zittern ihrer Stimme, als sie einige Woete auf seine Anrede erwiderte, und er sah, daß ein Glanz in den Augen lag, wie er ihn bisher noch nie wahrgenommen, daß ein Schein der Freude über das sonst so ernste Gesicht ausgegossen war, der einen Grund haben mußte, welchen er nicht kannte. Erschien ihm Liane verändert, so kam ihm sein sonst so ruhiger Cousin total verwandelt vor. Er sah ihn Lianen mit einem Lächeln anblicken, wie es von Richard noch keiner Dame zu Theil geworden war, und während die Beiden die allergewöhnlichsten Reden zusammen austauschten und in dem Wahne lebten, daß sie sich auf übernatürliche Weise beherrschten, merkte Egon, daß sie sich kannten

und liebten. Tausend verschiedene Gedanken durchkreuzten seine Seele bei dieser plötzlichen Entdeckung, unter denen der vorherrschende war: sie müssen vom Schicksal für einander bestimmt sein, in ihrem Wesen ist ein Einklang, wie man ihn selten findet, doch —

So weit kam er mit seinen Gedanken, als er hörte, daß Richard Lianen um einen Tanz bat und sie ihm diese Bitte abschlug. Hätte Egon nicht schon die Entdeckung gemacht, daß sein Vetter Miß Lincoln liebe, dieses außergewöhnliche Gesuch würde dann mindestens die Ansicht erregt haben, daß er auf bestem Wege dazu sein, den Richard tanzte selten, — und vorzüglich, daß derselbe den Wunsch hegen konnte, es zu thun, nachdem er vor einer Stunde erst aus dem Coupé gestiegen war, in welchem er einen Tag und eine Nacht zugebracht, Das galt ihm als sicherstes Zeichen, daß er von Ermüdung Nichts spürte und ein anderes Gefühl ihm Kräfte verleihen mußte.

Lächelnd wandte er sich zu Lianen und sagte heiter: „Wie freue ich mich, Miß Lincoln, Sie zu der nächsten Polka engagirt zu haben, denn es wäre ein entsetzliches Schicksal für Sie gewesen, mit diesem von der Reise ermüdeten Menschen zu tanzen!“

„Ich bin gar nicht müde!“ sagte Hallingen schnell und eifrig.

„Das scheint so,“ erwiderte Olberg nachlässig, „aber Fahren mit der Eisenbahn regt sehr auf und

ich glaube, diese Wirkung macht sich auch bei Dir bemerklich und da ist Tanzen nicht gut!"

Richard sah Egon an, Liane ordnete ihre Camelien und lachend fragte Olberg: „Miß Lincoln, wohin würden Sie blicken, wenn ich Ihnen nicht die Camelien gegeben hätte?"

„Für diese Frage, Miß Lincoln, müssen Sie meinen Cousin bestrafen, ihm das Glück des nächsten Tanzes entziehen," rief Richard.

„Und Dir es zuwenden, nicht wahr?" setzte Egon hinzu, „doch daraus wird Nichts, mein Freund!"

„Du scherzest, ich kenne Dich!" entgegnete Richard und blickte bittend seinen Cousin an.

„Nun, so will ich großmüthig sein und trete Dir, wenn Miß Lincoln meine Aufopferung anerkennt, die Hälfte des Tanzes ab."

„Nein, nein, ich werde mit Ihnen tanzen, Graf Olberg!" sagte Liane lebhaft.

„Dieser anscheinende Vorzug bringt mich in Verzweiflung!" rief Olberg mit kläglichem Tone, der Lianen und Richard zum Lachen veranlaßte.

Die Töne einer Polka klangen aus dem Tanzsaale nach dem Zimmer herüber, das Margaret mit dem Herrn verließ, der sie engagirt hatte.

„Sie erfüllen meine Bitte, Miß Lincoln?" fragte Richard mit eindringlichem Tone und Liane tanzte mit ihm. Ihr schwand fast das Bewußtsein, während sie mit ihm dahinflog und sie war so blaß, daß er

sie besorgt fragte, ob ihr unwohl werde. Sie lächelte leicht und die Farbe kehrte zurück, was ihn beruhigte. Je länger sie neben ihm stand und auf die Worte lauschte, die er sprach, desto tiefer färbten sich ihre Wangen, desto strahlender wurde der Glanz ihrer Augen, und das reinste Glück verklärte ihre Züge, als er sagte, daß er sie jetzt täglich zu sehen hoffe. Richard fand Lianen von Moment zu Moment schöner und vermochte es nicht, seinen Blick von ihr abzuwenden und vergaß, daß die Hälfte des Tanzes verging, er endete, als die Töne der Musik verhallt waren.

„Liane, Du kommst mir heute ganz anders vor!" flüsterte er ihr leise zu, als die Reihen der Tanzcolonnen sich lichteten, einzelne Paare austraten und nur die noch an ihren Plätzen stehen blieben, welche eine noch nicht ganz beendete Conversation fesselte.

Sie schrak bei dieser Anrede heftig zusammen und der flehende Blick, den sie auf Richard warf, ging Egon durch die Seele, der ihn bemerkte, da er in der Nähe stand und die Beiden scharf beobachtete, die allein von der ganzen Gesellschaft ihn interessirten.

„Verzeihe mir, Liane!" bat Richard weich, „aber ich kann mir das Glück nicht versagen, Dich beim Namen zu nennen, — oh, wüßtest Du, wie ich mich danach gesehnt, Dir auf's Neue sagen zu können, wie ich Dich liebe!"

Das junge Mädchen sah in diesem Augenblicke

unendlich traurig aus. Richard wurde sehr blaß, nahm sich gewaltsam zusammen und sagte nach einigen Augenblicken ruhig und kalt:

„Entspricht die Residenz Ihren Erwartungen, Miß Lincoln, und unterhalten Sie sich gut? — Nicht wahr, an Bällen, Theater, Concerten haben wir keinen Mangel!" fügte er lebhaft hinzu. „Wie ist denn die Oper besetzt? — Sang nicht Fräulein Cruvelli vor einigen Wochen, und hörten Sie sie?"

Liane blickte wie nach Hülfe umher und Egon stand im nächsten Momente ihr zur Seite. Er merkte sofort, daß seines Cousins Barometer nicht mehr auf Glück stand, sondern an Verzweiflung grenzte, — Liane betrübt war. Er ignorirte, was er sah und sagte unbefangen: „Wie werden Sie mich entschädigen für diesen Tanz, Miß Lincoln?"

„Daß ich nächstens Ihr Engagement nicht annehme, da ich weiß, welches Opfer Ihnen eine Polka ist," entgegnete sie, sich zu einem Lächeln zwingend.

„Sie haben bedeutende Fortschritte gemacht," sagte er scherzend, „denn vor einigen Wochen wären Sie dieser Antwort nicht fähig gewesen."

„Lieber Egon, eine Dame findet sich außerordentlich leicht in neue Verhältnisse! Wir gebrauchen mehr Zeit, uns Etwas anzueignen, da uns von der Natur schwerfälligere Begriffe zu Theil geworden sind!" rief Richard lebhaft und mit einiger Bitterkeit.

„Was sagen Sie zu dem Komplimente, Miß

Lincoln, was mein Vetter Ihnen in Bezug zur sagacité d'esprit macht?" fragte Egon ruhig, als merke er nicht, daß Richard's Worte einen tiefern Sinn hatten.

„Es freut mich, daß Baron Hallingen anerkennt, daß ein Mädchen Das, was sie einsieht, es wissen und lernen zu müssen, sich anzueignen vermag!" erwiderte Liane und sah fest mit ihren klaren Augen auf Richard.

„Es wird Ihnen aber nicht schwer, Miß Lincoln!" sagte Richard.

„Schwer, wenn man Etwas für unmöglich hält, — leichter, wenn man sich überzeugt hat, daß es sein muß!" antwortete ruhig das junge Mädchen.

„Bravo, Miß Lincoln!" rief Egon. „Daran denken Sie, wenn ich nachher meine Entschädigung beanspruche."

„In was besteht sie, Graf Olberg?" fragte Liane lächelnd.

„Jetzt sage ich es nicht, doch in der Mitternachtsstunde, da werden Sie erfahren, was ich verlange und ich hoffe Gewährung meiner Bitte, denn Sie dürfen mir den ersten Wunsch im neuen Jahre nicht abschlagen, weil Das Unglück bedeutet."

Ein neuer Tanz begann und Liane wurde von dem Herrn, der sie dazu engagirt hatte, abgeholt. Richard's Augen verfolgten sie unablässig und als nach beendeter Française ein Walzer getanzt wurde,

sie fast keinen Augenblick ausruhte, sondern dem Engagement zu vielen Extratouren folgte, Graf Frankenthal seine zu den Damen geäußerte Absicht ausführte, zu Lianen kam und sie warnte, hörte Richard, daß sie in letzterer Zeit leidend gewesen war. Er entsann sich, daß, als er sie vorhin, wo sie im andern Zimmer am Fenster gesessen hatte, und er sie beobachtet, sie ihm blaß erschienen war. Er fragte sie besorgt und ängstlich, ob sie sich da leidend gefühlt habe; und sie entgegnete leise und hastig, indem sie sich durch einen Blick überzeugt, daß Niemand sie beobachte und ihre Worte, die sie ihm sagen wollte, hören könne: „Ich vermochte es mir nicht zu erklären, weshalb Sie nicht zurückkehrten, und ängstigte mich, daß Sie so lange fern blieben!“

„Also dachten Sie da an mich?“ fragte er und ein Schein von Glück flog über sein ernstes Antlitz.

Sie lächelte ihn heiter an und er fuhr, sie flehend anblickend, fort: „Oh, haben Sie Geduld mit mir und verlangen Sie nicht zu viel! Ich muß mich erst daran gewöhnen, Ihnen so fern zu stehen, so förmlich mit Ihnen zu reden. Bitte, noch einige solche Worte wie Sie sie eben sprachen, und ich will dann heute glücklich und zufrieden sein.“

Lianen ging die Bitte zu Herzen, doch sie hatte sich so fest vorgenommen, in ihrem Entschluß nicht wankend zu werden, und bereute fast die Worte, die sie gesagt. Er las die Gedanken ihrer Seele in ihrem

sprechenden Antlitz, was wieder ernst und ruhig wurde, und fügte schnell hinzu:

„Denken Sie, was Sie wollen von mir, doch wahrlich, diese Kälte ertrage ich nicht! Liane!“ sagte er fest und eindringlich, „verweigerst Du mir das kleinste, unbedeutendste Glück, so fürchte ich, ich verderbe Alles, indem ich mich übereile und jetzt schon von meinem Vater die Einwilligung zu meiner Verlobung mit Dir verlange. Das bedenke!“

„Was soll ich thun? — Ich kann nicht anders!“ erwiderte sie zitternd und blickte ängstlich auf Richard und ihre Umgebung.

„Sei nicht so furchtsam, Liane!“ sagte er lächelnd. „Niemand beobachtet — Keiner hört uns! Alles ist mit sich selbst beschäftigt, und der Einzige, der uns durchschaut hat, Egon, er ist nicht im Saale. Laß uns daher die kurzen Augenblicke, die ein günstiger Zufall uns schenkt, benutzen, sag' mir, daß Du mich liebst und Sehnsucht empfunden hast, mich wiederzusehen!“

„Das kann ich hier nicht wiederholen!“ erwiderte sie ruhig.

„Liane!“ bat er bewegt, „sei gut, sag' mir, ob Du mich vermißt hast!“

„Ich will Ihnen die Worte sagen, die mir vorhin am Fenster einfielen, dann müssen Sie aber nicht Mehr verlangen, — Nichts weiter fragen!“

„Erst muß ich sie hören, bevor ich Das verspreche!“

Liane zwang sich zu einem gleichgültigen, ruhigen Gesichtsausdrucke, und Jeder der sie in dem Momente ansah, konnte nicht errathen, daß sie in nicht gewöhnlicher Weise zu Assessor von Hallingen sprach, der ihr mit Interesse zuhörte und dessen ganze Aufmerksamkeit ihre Worte fesselten. Während sie bald auf die Menschen, bald auf den strahlenden Glanz der Lichter blickte und nur momentan ihre tiefen, seelenvollen Augen auf Richard richtete, sprach sie leise, aber deutlich:

„Viel schöne Worte sind mir heut' gespendet,
Ich flog zum Tanz, an fremder Männer Arm',
Doch weit, weit war die Seele abgewendet
Von dem gedankenlosen, leeren Schwarm.
Mich ängstigte der Kerzen helle Menge,
Ich sehnte mich nach Einsamkeit und Dir! — —
Allein war ich ja doch in dem Gedränge
Der großen Welt, denn Du warst fern von mir!
Und sehnend blickt ich, nach den klaren Sternen,
Durch der Gardinen faltenreich' Gewand
Und Blick und Sinn war so den fernsten Fernen,
Die nur die Menschen kennen, zugewandt.
Man fragte mich: „Was suchen Sie da drüben?
Sie sind zerstreut! Weß haben Sie gedacht?“
Weß ich gedachte? — — Meiner fernen Lieben, —
Doch sprach ich schnell: „Es friert wohl heute Nacht!“

Richard schien ganz befriedigt durch diese Worte und Beide schwiegen einige Augenblicke. Dann sagte er: „Wollen Sie mir meine Heftigkeit von vorhin verzeihen, Miß Lincoln?“

„Ich war nicht böse deshalb!“ entgegnete sie offen.

„Nur — traurig wie damals, als Sie mir an jenem Abend, wo das Gewitter war, verweigerten die Medicin zu geben! Ist's nicht so?“

„Wissen Sie Das noch!“ sagte sie lieblich lächelnd und mit tiefem Erröthen.

„Ich war kein Kind mehr, Miß Lincoln. Sie hätten es leichter vergessen können!“

Sie sah gedankenvoll und träumerisch, er glücklich und dankbar aus. Dann fragte er ernst: „Sie waren doch nicht bedeutend krank? Tanzen Sie lieber nicht so viel, Miß Lincoln,“ fügte er mit Besorgniß hinzu, „denn es möchte Ihnen schädlich sein, da Sie noch so jung und so zart aussehen.“

„Oh, mein Leiden kam nicht vom Tanzen,“ entgegnete sie ruhig.

„Was war denn der Grund?“ fragte er lächelnd.

„Ich fühlte Sehnsucht!“ sprach sie langsam, „Sehnsucht,“ setzte sie heiter hinzu, „nach Bällen, Concerten und Theater! Ach, Herr von Hallingen, es machte mich vollständig unglücklich, nicht die berühmte Cruvelli hören zu können, die vor einigen Wochen an hiesiger Oper gesungen hat. Mit Bestimmtheit rechnete ich auf diesen Genuß, — versprach mir doch überhaupt unendlich viel mehr von der Residenz, als mir bisher zu Theil geworden ist!“

Richard lachte herzlich und Liane sah fröhlich und glücklich aus. Egon Olberg, der in dem Momente zu

Beiden trat und die veränderte Stimmung bemerkte, sagte neckend: „Es giebt doch nichts Wechselnderes, als die Laune der Menschen, — als einen Ball, wollte ich sagen,“ setzte er schnell, wie seinen Ausdruck verbessernd, den er unrichtig gewählt, hinzu. „Nicht wahr, Miß Lincoln, ich habe doch Recht?“ Liane wurde verwirrt und er sprach ernst: „Wie kann diese Frage Sie so beunruhigen, Miß Lincoln? Ist es denn nicht, daß ein Ball unendlich viel Abwechselung bietet! Denken Sie darüber nach, was Sie Alles hier schon in den wenigen Stunden erlebt haben. Ich für mein Theil bin wenigstens hinlänglich vom heutigen Abend befriedigt, dessen Ende hoffentlich mir noch das Schönste bieten wird. Ist es bei Ihnen nicht der Fall, haben Sie sich mehr Vergnügen vom Sylvesterball versprochen?“

„Ich bin auch befriedigt,“ antwortete Liane und vermochte nicht ein Lächeln zu unterdrücken, was Olberg's ruhige Neckerei hervorrief.

„Wie ist es denn mit Dir, Du armer Richard, der Du Dich stets auf einen Balle so unglücklich fühlst, Dich als Opferlamm betrachtest und so ungern mit Damen unterhälst?“

„Verläumde mich nicht so bei Miß Lincoln!“ entgegnete Richard heiter.

„Verläumdung?“ fragte Egon erstaunt. „Gehst Du etwa gern aus, und hast Du mir nicht hundert

Male versichert, eine Conversation mit jungen Mädchen sei Dir entsetzlich?"

Liane lachte und Olberg fügte hinzu: „Ach, Miß Lincoln, lachen Sie nicht, denn Ihnen steht das tragische Geschick bevor, neben diesem erbitterten Weiberfeinde während des Soupers zu sitzen."

„Sie haben mich ja engagirt!" rief Liane lebhaft.

„Jawohl," sagte Egon mit betrübter Miene. „Der Mensch denkt, — Gott lenkt. Dieses Jahr endet für mich mit verfehlten Wünschen, vereitelten Hoffnungen, getäuschten Erwartungen und gescheiterten Plänen, — kurz und gut, mit all' solchen Dingen, die mir im höchsten Grade unangenehm sind. Deshalb freue ich mich, daß dieses Unglücksjahr zu Ende geht und bald ein neues beginnt, da ich von der Zukunft Besseres, als von der Gegenwart erwarte! Auf hohen Befehl Frau von Gersdorf's, die mich soeben feierlichst mit der Baronin Harthausen versöhnt hat, muß ich diese Dame zu Tische führen und meinem Cousin, der das Glück nicht zu würdigen wissen wird, da er die Frauen haßt, soll die Ehre zu Theil werden, meinen Platz an Ihrer Seite einzunehmen!"

Richard dankte seinem Vetter und dieser fuhr im Tone der Ermahnung fort: „Nun vergiß aber die Unterwelt einmal und bleibe auf der Erde und beachte es, daß eine junge Dame neben Dir sitzt. Ich muß mich gänzlich in die Ausbrüche meiner erneuerten Freundschaft vertiefen, kann mich weder um Dich, noch An-

dere bekümmern, da ich jetzt wieder ein Herz und eine Seele mit Frau von Harthausen bin."

„Wird die Baronin und Du, Miß Lincoln und mir vis-à-vis sitzen?" fragte Richard.

„Gewiß theuerster Cousin, aber ich bitte Dich, uns nicht zu viel zu beobachten und nicht Conversation mit uns zu verlangen! Wir bedürfen Niemanden und werden nur uns gegenseitig ansehen."

Der allgemeine Aufbruch nach dem Speisesaale unterbrach Egon. Er verabschiedete sich von Lianen und begab sich zu Frau von Harthausen, die ihn lächelnd empfing und triumphirend mit ihm an Gräfin Caron vorüberging, welche mit Erstaunen auf das neu vereinte Paar blickte.

Als in der Mitternachtsstunde die allgemeine Beglückwünschung zum neuen Jahre Statt fand, — Richard und Liane mit heimlicher Angst in die Zukunft blickten, daran dachten, daß es die Entscheidung ihres Schicksals mit sich bringen würde, — sie Beide sich ernst und ohne Worte, aber mit tausend, sie fast überwältigenden Gefühlen ansahen, — da näherte sich Egon ihnen, betrachtete sie einen Moment und sagte dann in bewegtem Tone zu Lianen:

„Jetzt Miß Lincoln kommt meine Bitte! Erinnern Sie sich der Worte, die Sie vorhin ausgesprochen: „Schwer wird uns Das, was wir für unmöglich halten, — leicht, wenn wir uns überzeugt haben, daß es sein muß!" Ich glaube, Sie können einen Freund

gebrauchen — und je mehr Sie in unserer Familie Solche haben, die Ihnen wohl wollen, desto besser für Sie! — Ich biete Ihnen meine Freundschaft an und werde glücklich sein, wenn Sie mir erlauben, denken zu dürfen, daß Sie sie nicht verschmähen."

In Lianens dunkeln Augen stiegen helle Thränen auf. Olberg sah sie und deutete sie richtig. Er that, als wolle er, die ihrem Bouquet in dem Augenblicke entfallende Camelie aufheben, beugte sich nieder und berührte flüchtig mit seinen Lippen ihre Hand. Liane wählte unter ihren Blumen die schönste aus und reichte sie ihm hin. Heiter lächelnd nahm Olberg das ihm bedeutungsvolle Geschenk und das bewegte junge Mädchen betrachtend, sagte er leise: „Wie macht die Thräne Dich so engelschön! Und doch möcht' ich sie nie in Deinen Augen sehen!"

Richard reichte seinem Vetter die Hand und sprach herzlich: „Ich danke Dir, Egon!"

Niemand von der ganzen, in den Augenblicken nur mit sich beschäftigten Gesellschaft, außer Frau von Harthausen, bemerkte die kleine Scene zwischen Liane, Richard und Egon. Da sie aber sah und deutlich fühlte, daß Olberg nicht die Haupt- sondern nur eine Nebenrolle in dem Leben Miß Lincoln's übernehmen wollte, war sie ganz ruhig und nahm durchaus keine Notiz davon, daß ihr Tischnachbar mit einer weißen Camelie zu ihr, an seinen Platz zurückkehrte und diese sorgfältig unter seiner Uniform verbarg. Sie sprach

mit ihm über Lianen und als sie dieselbe lobte, erschien sie Olberg so schön, wie nie! Sie faßte den Entschluß, fortan nur Gutes über Miß Lincoln zu äußern, um in Egon's Augen zu gewinnen, und die Probe, daß sie Lianen nicht mehr zu schaden strebte, legte sie dadurch ab, daß sie Keinem im Vertrauen mittheilte, was sie beim Jahreswechsel gesehen und bemerkt hatte. So blieb Lianens Freundschaftsbund mit Graf Olberg der Welt ein Geheimniß.

Eilftes Kapitel.

Nicht immer schwebt im sanften Blüthenregen
Der Geist der Huld um unser Herz;
Das Schicksal klopft mit harten Schlägen
An uns're Brust, und draußen steht der Schmerz!
Tiedge.

Die Liebe Richard's und Lianens, zu der in seiner Jugend, in ihrer Kindheit durch ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen und durch außergewöhnliche Verhältnisse der erste Keim gelegt worden war, den sie Beide während der Zeit ihrer Trennung treu gepflegt hatten, der bei ihrem ersten Wiedersehen an einem durch Erinnerungen geheiligten Platze zu einer Blume emporsproßte, die ihrem ganzen ferneren Leben Farbe und Glanz zu verleihen versprach, — sie entfaltete die Reize, welche sie besaß, immer schöner, immer reicher, je öfter sie sich gegenseitig sahen. Immer inniger und fester verbanden sich ihre Herzen,

je tiefer sie auf den Grund derselben blickten; und je häufiger sie ihre Gedanken gegen einander austauschten, desto harmonischer wurde der Einklang ihres Innern. Zu ihrer größten Freude und unendlichen Seligkeit überzeugten sie sich von Tag zu Tag mehr, welche Uebereinstimmung in ihren Empfindungen und Gefühlen, in ihren Ansichten und Ideen, in ihren Gedanken und Worten herrschte und war es möglich, daß ihre Liebe heißer, ihre Treue beständiger werden konnte, so trug diese Bemerkung, die sie immer auf's Neue machten, dazu bei, ihre Zuneigung zu erhöhen und zu befestigen.

In ungetrübter Wonne floß ihnen die Zeit dahin; und obgleich Eis und Schnee die Erde deckte, so lebte doch ein ewiger Frühling in ihren Herzen und im heitern seligen Genusse der Gegenwart, die ihnen täglich neues Glück bot, neue Freuden schaffte, vergaßen sie den Wechsel alles Irdischen und dachten nicht an die Zukunft.

Egon, der der Vertraute dieser Liebe war, sie zu einer Leidenschaft anwachsen sah, hatte nicht den Muth, Richard und Lianen aus dem Himmel, in den sie sich versetzt fühlten, auf die Erde zurückzuführen. Er wußte, daß ein Einhalt in den Gefühlen Beider unmöglich war, — die Neigung in ihren Herzen zu tiefe Wurzeln hatte, um daraus entfernt werden zu können, deshalb unterließ er jeden Versuch, die Sicherheit ihres Vertrauens auf die Zukunft zu er-

schüttern. Er begriff zwar Richard nicht, der seinen Vater kannte und es doch vermochte, sich dem glücklichen Wahne zu überlassen: Dieser würde seine Einwilligung zu einer Verbindung seines Sohnes mit Lianen geben; und dachte er an die Scenen, welche Richard's Absicht hervorrufen würde, so ergriff selbst ihn, der vor Nichts zurückscheute, Angst und Bangigkeit. Auf die Vorstellungen, die er einmal seinem Vetter gemacht, hatte Dieser mit Ruhe erwidert, daß sein Vater ihm die Bedingung gestellt: sich nicht vor dem dreißigsten Jahre zu verloben, zu welchem Zeitpunkte er dann überzeugt sei, daß Richard's Wahl eine überlegte und verständige sein würde.

„Gegen Lianen ist Nichts einzuwenden!" hatte er hinzugefügt und Egon konnte dieser Ansicht nur beistimmen, denn sie war nach seiner Ansicht ein möglichst vollkommenes Wesen. Am Neujahrstage, der dem Abend folgte, wo Egon die Entdeckung gemacht, daß Richard und Liane sich seit lange kannten und liebten, hatte er ihm, nachdem sein Cousin ihm Alles erzählt, gesagt: „Ich gratulire Dir und freue mich, daß das Schicksal gerecht ist, Dir ein Glück gegeben hat, wie Du es verdienst, und Dich dadurch für Vieles entschädigt, was Du hast entbehren müssen."

Später, als Egon sich überzeugte, wie fest und unerschütterlich Liane in ihrem Entschlusse beharrte, sich nur mit Richard verloben zu wollen, wenn sein Vater die Einwilligung zu ihrer Verbindung gegeben,

und es einsah und bemerkte, wie Richard Lianen es schwer machte, ihren Vorsatz zu halten, steigerte sich seine Bewunderung, die ihm der seltene Charakter des jungen Mädchens einflößte, welche trotz der Gewalt ihrer Liebe, der Weichheit und Hingebung ihres Herzens, dennoch die Seelenstärke besaß, einen Kampf zu kämpfen, der nicht leicht war, — da sagte Egon zu wiederholten Malen zu seinem Vetter: „Richard, ich beneide Dich, daß Du ein Kleinod Dir errungen, was nicht häufig zu finden ist, denn Lianens Herz ist ein Juwel von nicht genug anzuerkennendem Werthe und sein strahlender Glanz wird Deinen Blick erhellen, Deine Seele erfreuen, wenn es auch dunkel um Dich her werden, — Nacht in Deinem Innern herrschen sollte.“

Hörte Richard solche und ähnliche Worte von seinem Vetter, sah und bemerkte er die Verehrung, die Egon für Lianen empfand, die Auszeichnung, mit der er sie behandelte, so fühlte er sich stolz und glücklich, daß das Mädchen seiner Wahl selbst Demjenigen imponirte, der sonst dem weiblichen Geschlechte gegenüber alle Rücksichten außer Augen setzte und demselben nur Fehler und Schwächen beilegte.

Da Richard sich auf Lianens ausdrücklichen Wunsch auf Bällen und in größern Gesellschaften ferner von ihr halten mußte, Egon aber trotz ihrer Bitten, sie nicht so auffallend auszuzeichnen, sich nicht abhalten ließ, sich den Genuß zu verschaffen, den ihm ihre

Unterhaltung gewährte, so war es die allgemeine Ansicht, daß Graf Olberg Miß Lincoln liebe und sein Vetter, Baron Hallingen, die Neigung seines Verwandten zu billigen scheine, da er Nichts dagegen thue, dem jungen Mädchen zu zeigen, daß ihre Pläne und Wünsche sich etwas zu hoch verstiegen.

Selbst im Hause Graf Frankenthal's waren Alle der Meinung, daß Olberg Lianen liebe, und sahen sie auch, daß Herr von Hallingen sich in kleinern Cirkeln und im Familienkreise, in dem er Zutritt hatte, vorzugsweise mit ihr unterhielt, so glaubten sie doch, es geschähe nur in der Absicht: das junge Mädchen näher kennen zu lernen, das sein Vetter so auszeichnete.

Frau von Harthausen war die Einzige, die die wahre Lage der Dinge kannte; doch ihr genügte es, daß Graf Olberg ihr von Neuem huldigte, daß sie wußte, Liane war nicht die Auserwählte seines Herzens, — und sie ließ daher die übrige Welt vermuthen und sprechen, was sie wollte. Hatte sie es auch einige Male nicht unterlassen können, anzudeuten, daß Baron Hallingen der Bevorzugte Miß Lincoln's sei, um späterhin, — wenn die Neigung Richard's und Lianens der Welt deklarirt wäre, — ihren Scharfblick bewundert zu sehen, der erkannt hatte, was Niemand errathen, — so fand ihre Ansicht wenig Glauben und die Böswilligen behaupteten sogar, daß sie durch Verbreitung solcher Gerüchte nur markiren wolle,

daß Graf Olberg allein zu ihren Füßen läge und sie anbete.

Margaret Hochfeld wurde häufig von ihren Bekannten, die sie als sicherste Quelle aller Nachrichten über Miß Lincoln betrachteten, ausgeforscht, wem ihre Freundin ihr Herz geschenkt habe, und es überraschte die Fragerinnen nicht wenig, die Auskunft zu erhalten, daß Lianens Neigung schon entschieden gewesen sei, bevor sie nach der Residenz gekommen, weshalb ihr auch dort keiner der sie auszeichnenden Herren gefährlich geworden.

Margaret hatte nämlich Lianen, nachdem sie einige Wochen in der Residenz zugebracht und Graf Olberg ihrer Freundin nach ihrer Ansicht den Vorzug vor allen übrigen Damen gab, gefragt, ob ihr Derjenige noch das Theuerste auf der Welt sei, von dem sie im vergangenen Herbste im Inselhäuschen zu Altenau behauptet, daß er ihr lieber wäre, wie sie, ihre Mutter und übrigen Verwandten.

Mit großer Offenheit hatte Liane: „Gewiß!“ geantwortet, und als Margaret neckend weiter geforscht: „Auch theurer wie Graf Olberg?“ ruhig hinzugefügt: „Graf Olberg ist mir im Vergleiche zu Dem, den ich seit meiner Kindheit liebe, Nichts! Dieser Eine war mir von jeher das Theuerste, was ich auf Erden besessen habe und nie könnte ich einen Andern so lieben, wie ihn.“

Diese Erklärung, die Liane ihrer Freundin im

Tone der überzeugendsten Wahrheit gegeben hatte, fand vollkommen Glauben und Margaret bedauerte nur den Grafen Olberg, der, wie sie wähnte, sich einer hoffnungslosen Liebe hingab. Scherzend äußerte sie einige Zeit darauf: „Soll ich dem Unglücklichen nicht sein hartes Schicksal verkünden und ihm sagen, daß ein Anderer Dein Herz besitzt,“ auf welche Anfrage Liane mit fröhlichem Lachen entgegnet hatte: „Ja, ja, Margaret, das thue und Du überzeugst Dich dann hoffentlich, daß Graf Olberg diese Nachricht mit der größten Gelassenheit aufnehmen wird.“

Margaret, die in Bezug zu Olberg's Gelassenheit einige Zweifel hegte, konnte sich den Wunsch nicht versagen, ihm bei Gelegenheit anzudeuten, daß er nie hoffen dürfe, die Neigung ihrer Freundin zu gewinnen. Mit Ruhe, wie Liane es ihr vorausgesagt, nahm er die Nachricht, die sie ihm gab, auf, und als er mit heiterm Lächeln fragte: „Also auch Sie, Baroneß Hochfeld, glauben, was die verblendete Welt behauptet?“ Da hielt Margaret sich überzeugt, daß sie sich geirrt und ihre Beobachtungen falsch gewesen. Auf's Angelegentlichste bemühte sie sich, das Gerücht, welches sich immer mehr verbreitete, je aufmerksamer Olberg gegen Lianen war, — zu widerlegen, und fanden in ihrer Gegenwart Behauptungen statt, daß er sich mit Miß Lincoln verloben würde, so stritt sie eifrig gegen solche Aussagen. Näheres brachte Margaret über das Herzensgeheimniß ihrer Freundin nicht

in Erfahrung; da Liane auf das Eifrigste bestrebt war, ihre Liebe zu verbergen und sie wußte, daß es Dinge gab, die man selbst nicht gegen die dem Herzen am nächststehenden Personen zu erwähnen vermochte, so kränkte sie Lianens Zurückhaltung weniger und sie veranlaßte sie nicht dazu, ihr vollständiges Vertrauen zu schenken. Gab es auch Augenblicke, wo sie sich danach sehnte, einen klaren Blick in Lianens Inneres zu werfen, so bezwang sie diesen Wunsch, indem sie fürchtete, wenn ihre Freundin offen gesprochen, auch ohne Rückhalt reden zu müssen; — und zu sagen, wessen Bild ihre Seele füllte und wer ihr Herz besaß, fühlte sie, war eine Unmöglichkeit für sie. In der Hoffnung, daß die Zukunft das Räthsel lösen würde und die Zeit anbrechen müsse, wo ihre kleinen Geheimnisse sich enthüllten, — ertrug sie es, daß ein Schleier über einen Theil von Lianens Leben und Verhältnisse gebreitet lag.

Für Margaret hatten die Freuden der Welt durchaus keinen Reiz. Sie besuchte Bälle und Gesellschaften nur, weil ihre Verwandten es wünschten und Liane daran Theil nahm. Mit heißer Sehnsucht sah sie dem Ende des Winters entgegen — und je mehr der Frühling herannahte, desto belebter wurden ihre Züge, die oft deutlich verrathen hatten, wie wenig Vergnügen sie an den glänzenden Cirkeln der großen Welt gefunden. Unendlich oft hatte sie zu Lianen den Wunsch geäußert: „Ach, wenn wir doch erst wieder

in Altenau wären, — auf der Insel im Eichenhain sein könnten, statt hier unter den vielen fremden Menschen, wo man fast keinen Augenblick für sich hat und niemals ungestört ist!"

Liane ahnte wohl den geheimen Grund von Margaret's Sehnsucht, und trotzdem ihre eigenen Angelegenheiten ihr genug Stoff zum Sinnen und Denken boten, beschäftigte sie doch auch häufig der Gedanke, wie sich die Zukunft ihrer Freundin gestalten würde.

Stiegen Zweifel in ihrer Seele auf, ob Doktor Saldern in gleicher Stärke die Gefühle empfand und erwiderte, die ihre Freundin für ihn hegte, so dachte sie an sein Lächeln, als sie ihn mit Staunen betrachtet hatte, wie er seine Zustimmung zu Margaret's Reise nach der Residenz gegeben. Dies Lächeln hatte ihr den Eindruck gemacht, als wolle er ihr sagen: „Ich fürchte nicht, daß in der Residenz die Liebe aus ihrem Herzen weicht, sondern hoffe, daß die Trennung uns deutlich zeigt, wie wir sie auf die Dauer nicht zu ertragen vermöchten."

Genügte Lianen diese Erinnerung allein nicht, so tauchte noch eine andere zu ihrer steten Beruhigung vor ihr auf, und entsann sie sich des traurigen Gesichtsausdruckes Saldern's, als Margaret ihn vorwurfsvoll angeblickt, wie er ihrem Großvater versichert, daß ihre Gesundheit den Strapatzen einer Wintersaison in der Residenz gewachsen sei, — so schwanden die Zweifel aus ihrem Herzen und es er=

schien ihr, als ob der Arzt etwas Großes geleistet, indem er freiwillig dem Glücke eines Verkehrs mit Margaret entsagt, um ihr Zeit zu geben, ihre Gefühle für ihn zu prüfen, die in der Einsamkeit erwacht waren und noch keine Proben bestanden hatten, — ob sie dauernd sein würden!

Trösteten Lianen diese Erinnerungen, — so störte sie nur manchmal der Gedanke, wie Graf Frankenthal ihre Andeutung aufgenommen, als sie die Befürchtung ausgesprochen hatte, daß der Umgang Saldern's mit Margaret für die beiderseitige Herzensruhe gefährlich werden könnte; doch sah sie wiederum, wie eifrig er bemüht war, die geringsten Wünsche seiner Enkelin zu errathen und zu erfüllen, beruhigte sie sich auch darüber und hielt sich überzeugt, daß er Margaret gewiß Das gewähren würde, wovon sie sich das Glück ihres Lebens versprach.

Liane, deren Gemüth leicht zu trüben Ahnungen hinneigte, war durch Richard's steten Zuspruch muthiger geworden und sein klarer, ruhiger Geist, die feste Sicherheit seines Wesens hatte guten Einfluß auf sie gehabt. Sie nahm das Leben leichter und gestattete den Zweifeln, die sonst wohl ihrem Herzen den Frieden geraubt hatten, keinen Eingang mehr, weshalb die Sorge um die glückliche Gestaltung von Margaret's zukünftigem Geschicke sie nicht in so hohem Grade heimsuchte, als es im vergangenen Sommer und Herbst der Fall gewesen war, wo sie die erwachende Neigung

bei ihrer Freundin bemerkte und ihre Seele von Furcht und Bangen erfüllt wurde.

Der dauernde Genuß des Glückes, welchen ihr der Verkehr mit Richard bereitete, durchströmte ihr ganzes Innere mit einer Freudigkeit, wie sie sie bisher noch nie im Leben empfunden und die frohe Zuversicht, die ihn beseelte, wenn er an die Zukunft dachte, verbannte die Angst, die ihr der Gedanke daran oft bereitet, und von Tag zu Tag gab sie sich, durch seine Worte ermuthigt, mehr und mehr den schönsten Hoffnungen hin. Gleich ihm begann sie, den Augenblick herbeizusehnen, wo sie offen und frei die Gefühle ihres Herzens zeigen durfte, und sowie Margaret die Tage bis zu ihrer Ankunft in Altenau zählte, berechneten Richard und Liane voll heimlichem Entzücken den sich ebenfalls mehr nähernden Zeitpunkt, wo sie der Entscheidung ihres Geschickes entgegen sahen, das ihre irdische Seligkeit begründen sollte.

Ein ganz unvermuthetes Ereigniß lenkte plötzlich die Gedanken Margaret's und Lianens von ihrem eigenen Interesse ab und auf einen Gegenstand hin, der den Herzen beider Mädchen gleich theuer war. Ihre Aufmerksamkeit wurde dadurch so ausschließlich in Anspruch genommen, daß sie kaum Zeit hatten, sich mit etwas Anderem zu beschäftigen. Ein Schlaganfall bedrohte nämlich das Leben Graf Frankenthal's und versetzte all' seine Angehörigen in die lebhafteste Angst und Besorgniß. Margaret und Liane

wichen fast nie von dem Bette des Kranken, den sie mit der aufopferndsten Liebe und Treue pflegten. Eine bedeutende Stütze und Erleichterung waren für sie, in der schweren Zeit der Krankheit, Major von Welf und dessen Mutter, die Beide helfend und rathend den jungen Mädchen zur Seite standen.

Für Herrn von Welf war Krankheit und Tod bisher das Entsetzlichste gewesen, was er kannte, doch von dem Augenblicke an, wo sein Onkel das Herannahen seines Todes zu fühlen glaubte, — seine Augen mit Seelenangst auf der bleichen Margaret ruhten, und dann wie nach Hülfe und Trost für seine erschütterte Enkelin spähend, sich auf seinen zärtlich und liebevoll um ihn sich bemühenden Neffen richteten, — von dem Momente ab betrachtete Major von Welf die Krankheit des Grafen Frankenthal als den Grundstein zu seinem zukünftigen Glücke, und es waren weniger Gefühle des Schmerzes, als die der Freude, welche seine Brust beim Anblicke des Leidens erfüllten. Er, dem dieser Verwandte schon ohnehin theuer war, legte bei der Pflege seines Onkels die Liebe eines Sohnes für ihn an den Tag, und je häufiger sich die Blicke des Grafen Frankenthal mit dankbarem Ausdrucke auf seinen Neffen hefteten, desto mehr segnete Dieser den unglücklichen Zufall, der seinen Onkel an die Residenz fesselte. Als Graf Frankenthal nach einiger Zeit die Sprache, die der Schlaganfall ihm geraubt hatte, wieder erhielt und seine ersten Worte, welche

er deutlich redete, die der Besorgniß waren, was aus seiner Enkelin werden würde, wenn er stürbe, da glaubte Herr von Welf, Das wagen zu dürfen, wozu ihm durch das Benehmen seines Onkels während der Wochen der Krankheit, Muth gemacht worden war. In tiefer Bewegung ergriff er nach der Aeußerung Frankenthal's dessen Hand, — bat, sich offen aussprechen zu dürfen, und als sein Onkel ihn mit frohem Lächeln angesehen und durch eine bejahende und ermunternde Bewegung seine Zustimmung und Bereitwilligkeit, ihn anzuhören zu erkennen gegeben hatte, — da vertraute er ihm das Geheimniß seiner Liebe zu Margaret an und bat ihn, ihm zu erlauben, sich um ihre Neigung bemühen zu dürfen.

Graf Frankenthal erfüllte das Geständniß seines Neffen, der von jeher ein Liebling von ihm gewesen war, mit inniger und aufrichtiger Freude. Er verhieß ihm seinen Segen, wenn Margaret die Seinige werden wolle, und versicherte ihm, der Gedanke: sie unter seinem Schutze in der Welt zurückzulassen, würde ihm das Sterben erleichtern.

Major von Welf versuchte seinem Onkel die Todesgedanken zu verscheuchen und sprach in zuversichtlichem Tone: „Gewiß wirst Du, lieber Onkel, Dich bald ganz erholen und hoffentlich noch lange Zeit Dich an unserm Glücke erfreuen!" doch Graf Frankenthal schien diese Hoffnungen nicht zu theilen und versicherte, zufrieden sein zu wollen, wenn er nur, be-

vor er stürbe, noch einmal seine Heimath wiedersehen könne. Selbst als der Arzt ihn außer Lebensgefahr erklärte, lächelte er ungläubig — und sprach er seine Todesahnungen auch nicht aus, um den Seinigen keinen Schmerz zu bereiten, so merkten Major von Welf und seine Mutter doch, daß sie in seiner Seele mit Bestimmtheit ruhten und durch keine ihrer Bemühungen zu verbannen waren.

An dem Tage, wo Graf Frankenthal's Leben von dem Arzte in der Residenz außer Gefahr erklärt werden, kam Saldern, den die dringende Bitte Herrn von Welf's an das Krankenbett seines Onkels gerufen, da Margaret stets die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß er ihrem Großvater helfen würde, und um immer größere Ansprüche auf ihre Dankbarkeit zu haben, beeilte er sich, zur Erfüllung ihres Wunsches beizutragen.

Margaret's Freude, als sie Saldern unvermuthet wiedersah, verrieth ihrem, sie mit Staunen und Ueberraschung betrachtenden Onkel und dessen welterfahrner Mutter das Geheimniß ihres Herzens, denn in deutlicher und nicht zu verkennender Weise prägte sich das Glück, was sie über sein Kommen empfand, und die Liebe, die sie für ihn hegte, in ihrem ganzen Wesen und Benehmen aus.

„Er liebt sie nicht, Felix!“ versicherte die scharfblickende Mutter ihrem bestürzten und bekümmerten Sohne zu wiederholten Malen, während Saldern's

Aufenthalt in der Residenz, und tröstend fügte sie hinzu: „Von Margaret ist auch Nichts zu befürchten, denn ihr Gefühl für ihn, ist nur eine flüchtige Exaltation, die in der Langeweile des Altenauer Landlebens entstanden ist."

Dieser Ausspruch harmonirte zu sehr mit den Wünschen seines Herzens, als daß er Major von Welf nicht einleuchtend gewesen, und als er bemerkte, wie Doktor Saldern's Blick stets wie durch Zauber gebannt auf Lianen ruhte, tauchte in seiner Seele die ihn beglückende Vermuthung auf, daß Margaret nicht der Gegenstand der Neigung des Arztes sei, — sondern ihre Freundin. Saldern blieb einige Tage in der Residenz und von Stunde zu Stunde, die er dort verlebte, wurde dem heimlich zagenden Major die Vermuthung mehr zur Gewißheit, daß er von Seiten des Doktors keinen Grund zu Befürchtungen habe und dieser Margaret nicht liebe. Hinlänglich befriedigt von dem günstigen Resultate seiner Beobachtungen, war Herr von Welf nur darauf bedacht, Saldern's Neigung für Lianen jeglichen Vorschub zu leisten und die glühende Liebe des Arztes durch alle mögliche ihm zu Gebote stehende Mittel noch mehr anzufachen.

Der schlaue Weltmann entdeckte bald des Doktors schwache Seite, — seine Eifersucht, und diese im höchsten Grade zu erregen, ließ er sich während der Tage des Zusammenseins mit ihm, außerordentlich angelegen sein. Stets wußte er, wenn er mit Saldern allein war, das Gespräch auf Lianen zu lenken

und den Hauptgegenstand seiner Mittheilungen über dieselbe, bildete die Erzählung, wie sehr Miß Lincoln gefeiert worden sei. Als er einmal erwähnte, daß ihre Liebenswürdigkeit selbst den sonst so ruhigen und gegen die Reize der Damen ganz unempfindlichen Assessor von Hallingen bezaubert habe, — da bemerkte Herr von Welf's scharfer Blick, wie ein dunkler Schatten sich über Saldern's Gesicht bei Nennung dieses Namens verbreitete.

Er wußte von Hallingen, daß er ein Freund Saldern's und der Umstand, daß der Doktor diesen Jugendbekannten, während seines Aufenthaltes in der Residenz nicht aufsuchte, ließ ihn vermuthen, daß Etwas zwischen ihnen vorgefallen sei. Bei seinen klugen und gewandten Operationen, die er anstellte, um einiges Licht in der für ihn dunkeln Sache zu erhalten, bemerkte er deutlich, daß es dem Arzte am unangenehmsten war, Lianens Namen in Verbindung mit dem Richard Hallingen's zu hören.

Seit dieser Entdeckung machte er fortwährend Andeutungen zu Saldern, daß die Welt irre, wenn sie glaube, Miß Lincoln werde am heißesten von Graf Olberg geliebt, denn seiner Ansicht nach sei es Herr von Hallingen, der sich auf das Eifrigste bemühe, die Neigung des jungen Mädchens zu gewinnen. Er hütete sich indessen sehr, je eine Anspielung zu machen, daß Liane diese Gefühle erwidere, und nur an dem Tage von Saldern's Abreise, wo er es sich nicht nehmen

ließ, den Arzt selbst nach dem Bahnhofe zu begleiten, — in der Stunde der Trennung, wo er deutlich die leidenschaftliche Aufregung des Doktors bemerkte, deutete er an, daß seine Nichte wohl nicht mehr lange das Glück eines täglichen Verkehrs mit ihrer Freundin genießen würde, da sie sicherlich den eifrigen Bewerbungen des sie in glühender Liebe verehrenden Hallingen's nicht zu widerstehen vermöchte.

Major von Welf beabsichtigte durch diese Andeutung, Saldern zu bestimmen, möglichst schnell mit seiner Werbung um Lianen hervorzutreten und dadurch Margaret von ihrer thörichten Verirrung zu heilen, denn als wirkliche Liebe wollte er das Gefühl seiner Nichte nicht gelten lassen.

War es seine Idee gewesen, den Arzt an= und aufzuregen, so war diese Absicht ihm vollkommen gelungen, denn jedes seiner Worte traf sicher die verwundbarste Stelle in Saldern's Brust und er fühlte sich kaum im Stande, die Heftigkeit seiner Gefühle zu verbergen. Sein Trost war allein die Aeußerung Lianens, die er am Abend vor ihrer Abreise von Altenau gehört, und dachte er an die Worte: „Nein, ich bin nicht Ihre Braut!“ an die Heftigkeit, mit der sie sich von Richard entfernt hatte, — wurde er ruhiger. Als er indessen nach G.... zurückgekehrt war, schloß er sich ungeachtet vieler, seine Ankunft mit Sehnsucht erwartender Patienten, in sein Zimmer ein, — blieb mehrere Stunden allein, und führte nach

einem gewaltigen Kampfe, eine Absicht aus, die er bereits seit lange gehegt hatte. Er setzte nämlich Richard's Vater von der Liebe seines Sohnes zu Miß Lincoln in Kenntniß und hielt sich überzeugt, daß diese Handlung seinen Plänen förderlich sein müsse, indem der Oberbergrath Hallingen gewiß Alles aufbieten würde, Richard von dem Gegenstande seiner Neigung zu entfernen. Fest nahm er sich zu gleicher Zeit vor, wenn Liane nach Altenau zurückgekehrt sei, ihr bei der ersten ihm günstig erscheinenden Gelegenheit, seine Liebe zu erklären, die während der Trennung von ihr zur glühendsten Leidenschaft geworden war.

Major von Welf fiel eine Centnerlast vom Herzen, als er Saldern in das Coupé einsteigen sah und die Eisenbahn ihm diesen gefährlichen Nebenbuhler entführte. Als er nach Hause zurückgekommen, empfing ihn seine Mutter, zog ihn in ein einsames Zimmer und sprach warnend:

„Begehe nicht die Unvorsichtigkeit, lieber Felix, und deute das Geringste unserer Vermuthungen gegen Deinen Onkel oder eine der Mädchen an! Ignorire Margaret's verändertes Benehmen, denn nur dann, wenn wir thun; als ob wir Nichts gemerkt, können wir das Spiel gewinnen.“

„Wenn sie aber nun nach Altenau zurückkehren, Margaret wieder häufig mit ihm zusammen kommt,“ — warf nachdenklich und fragend der Major ein.

„Daß Das nicht geschieht, dafür müssen wir sorgen," lautete die energische Antwort der Mutter.

„In wiefern ist es zu vermeiden?" sagte der Sohn.

„Indem wir, wenn mein Bruder reist, ihn begleiten," entgegnete ruhig Frau von Welf und fügte schnell hinzu: „die Sehnsucht des Kranken nach Altenau steigert sich von Tag zu Tag und ist er nur einigermaßen im Stande, eine Reise unternehmen zu können, wird er sich durch Nichts abhalten lassen, nach Altenau zurückzukehren, und wir müssen zu jeder Stunde darauf vorbereitet sein. Du darfst daher nicht zögern, Dir einen Urlaub auf längere Zeit zu verschaffen, um, wenn mein Bruder reist, ihn begleiten zu können. Doktor Saldern sagte mir, daß wenn auch der Zustand des Patienten einen Anschein von Genesung habe, nicht darauf zu rechnen sei, daß er je gänzlich wiederhergestellt werden würde; und gegen Dich hat er ja sogar ausgesprochen, daß er fürchte, daß der Tod bald erfolgen könne. Wir dürfen daher die beiden Mädchen, wenn es noch zur Abreise kommt, nicht allein lassen, da es ja möglich ist, daß ein Unglück meinen armen Bruder unterwegs trifft. Erreichen wir aber glücklich Altenau, so wird sich das Weitere schon von selbst finden — und daß Margaret nicht häufig mit dem Herrn Doktor allein ist, Das lasse meine Sorge sein; denn Dein Glück durch eine Heirath mit Margaret zu gründen, ist meine Ab-

sicht — und diese nicht zu verfehlen, werde ich unablässig bemüht sein!"

Herr von Welf kannte seine Mutter zu genau, um, nachdem sie ihm ihre Pläne mitgetheilt hatte, noch ferner wegen seiner Zukunft besorgt zu sein, die sich ihm während der letzten Tage in einer etwas dunkeln Färbung gezeigt. Mit Ruhe blickte er den kommenden Ereignissen entgegen, denn daß Margaret, selbst wenn sie wieder in Altenau und der Nähe Saldern's, doch nicht allzu oft Gelegenheit haben würde, mit dem Gegenstande ihrer Neigung zu verkehren, dafür bürgten ihm die stets offnen Augen seiner Mutter, und es tröstete ihn, daß seine Nichte nicht diesen wachsamen Blicken entzogen wurde. Er traf im Geheimen alle Vorbereitungen um zu einer plötzlichen Abreise gerüstet zu sein und als sein Onkel einige Wochen später sich entschloß, ein augenblickliches Bessersein zu benutzen, um nach Altenau zurückzukehren, freute sich der Major, den Rath seiner Mutter befolgt zu haben, da nun seiner Mitreise Nichts im Wege stand.

Graf Frankenthal war sehr glücklich über die Absicht seiner Schwester und deren Sohn, ihn begleiten zu wollen, da er nur mit Trauer daran gedacht hatte, sich auf einige Zeit von ihnen trennen zu müssen, die er so ungern in seiner Nähe entbehrte. Alle Bewohner des Dorfes Altenau, welche mit Schrecken die Kunde von der Krankheit ihres geliebten Gutsherrn

vernommen hatten und seit dem Frühjahr, wo die Rückkehr des Grafen bestimmt gewesen war, von Tag zu Tag vergeblich auf die Nachricht warteten, daß er genesen und so weit hergestellt sei, um die Reise antreten zu können, sie lasen voll Freude den Brief Major von Welf's, den dieser an den Amtmann geschrieben, und in welchem er ihm den Zeitpunkt der Ankunft seines Onkels mittheilte. War auch der Frühling vergangen, ohne daß ihnen das Glück zu Theil geworden, ihre verehrte Gutsherrschaft wiederzusehen, so dankten sie doch Alle Gott, als in den ersten Tagen des Sommers Graf Frankenthal in seine Heimath zurückkam, nach der er sich so unendlich gesehnt hatte. Mit lautem Jubelrufe begrüßten ihn die Bauern des Altenauer Kreises, und innige Freude drückte sich in ihren ehrlichen, offnen Gesichtern aus, als sie Denjenigen wiederum in ihrer Mitte erblickten, den sie nicht mehr wiederzusehen, oft gefürchtet hatten.

Auf den Arm seines Neffen gestützt, da er allein zu gehen nicht vermochte, erstieg Graf Frankenthal die Stufen der Steintreppe, die vor dem Schlosse lag und gar manches Auge füllte sich mit Thränen, als sie die Schwäche und Hinfälligkeit ihres sonst so rüstigen Gutsherrn sahen. Als er vor dem Portale stand und sein Blick auf den ihm so lieben Umgebungen seiner theuern Heimath ruhte, ergriff ihn eine tiefe und gewaltige Bewegung, die er nicht zu beherr-

schen vermochte. Demüthig entblößte er sein weißes Haupt und indem er mit einem dankbaren Blicke zum Himmel aufschaute, der sich in klarer Bläue über ihm wölbte, sagte er freudig: „Gott sei Dank, hier bin ich noch einmal! Der Herr hat mein heißes Gebet erhört und ich bin in meiner Heimath! Hier habe ich das Licht der Welt erblickt, die schönste Zeit meines Lebens zugebracht und das reinste Glück genossen, was einem Menschen auf Erden zu Theil werden kann! Von hier aus will ich gern dem Rufe des Herrn folgen und — wenn Er es verlangt, aus meiner irdischen Heimath in die himmlische hinübergehn!"

Die Schwester Graf Frankenthal's blickte traurig auf Margaret, welche Liane mit sanften Worten zu beruhigen strebte und tröstend sagte sie zu ihrer heftig erschütterten Nichte: „Höre auf Deine Freundin, mein liebes Kind, denn hoffentlich wird unsere gute Liane Recht haben und der Himmel Dir Deinen Großvater noch lange erhalten; doch wenn Gott es anders bestimmt hat und er Dir genommen wird, so ergieb Dich in Demuth in seinen höhern Willen."

„Oh, Gott, was soll aus mir werden, wenn Du sterben willst!" rief Margaret in Thränen ausbrechend und warf sich in leidenschaftlichen Schmerz in die Arme ihres Großvaters.

„Dann bleiben Dir diese theuern Verwandten, mein liebes Kind, die sich Deiner annehmen werden!" entgegnete im Tone froher Zuversicht, Graf Frankenthal.

Einige Stunden später saßen Margaret und Liane in dem kühlen Schatten des Eichenhaines, in der Eremitage auf der Insel. Schmerz und Aufregung war aus den Zügen der jugendlichen Gesichter gewichen und in Beider Antlitz sprach sich die Freude aus, in den gewohnten Umgebungen ihres kleinen Zauberreiches zu sein. Plötzlich mußte Margaret's augenblicklichen Frohsinn eine trübe Erinnerung verscheuchen, denn sie seufzte tief, als sie gedankenvoll auf das wogende Schilf des Teiches blickte.

„Seufze doch nicht!“ sprach Liane, die Freundin ermuthigend. „Dein Großvater ist ja gesund und Du bist in der Heimath, nach der Du Dich so gesehnt hast.“

„Ach, liebe Liane, ich kann mich einer Fluth von trüben Gedanken nicht erwehren, die hier in Altenau, wo ich froh zu sein hoffte, plötzlich auf mich einstürmt. Ich freue mich unendlich, hier zu sein,“ sagte sie, sich heiter umblickend und fügte dann nach einigen Augenblicken ernsten Nachsinnens hinzu: „doch glaube: daß meine Verwandten gleich mit nach Altenau gekommen sind, Das genirt mich; denn ich hatte mich so darauf gefreut, erst mit Dir allein hier zu sein.“

„Deine Tante ist aber so gut, Dein Onkel liebt Dich so!“

„Das ist's eben, Liane, sie lieben mich zu sehr, sie lassen mich ja nie allein — und Du weißt, ich bin nicht gerne mit so Vielen zusammen.“

„Nun, sie bleiben ja nicht ewig," sprach Liane tröstend, „und schnell wird die Zeit ihres Besuches dahin eilen."

„So schrecklich mir des Großpapa's Krankheit ist, so hat sie das Angenehme, daß wir hoffentlich nächsten Winter nicht nach der Residenz gehen, denn hörtest Du wohl, daß er heute bei Tische zum Herrn Prediger sagte, er werde Altenau nicht wieder verlassen?"

„Die Trennung wurde ihm vergangenes Jahr schon so schwer und er brachte nur das Opfer: sich von seiner Heimath loszureißen, um Dich in die große Welt einzuführen."

„Gewiß, Liane, Das weiß ich, doch war es unnöthig, denn ich war im Voraus davon überzeugt, daß ich kein Gefallen an Bällen und Gesellschaften finden würde! Mich ängstigten die vielen fremden Menschen und ich dankte immer Gott, wenn wir wieder zu Hause waren!"

„Nun, Margaret, so gieb Dich doch jetzt der Freude hin, hier zu sein."

„Ich kann es nicht, bevor ich nicht weiß, was der Großvater von mir will, der mir sagte, als ich mit Dir vorhin in den Garten gehen wollte, daß ich nicht zu lange draußen bleiben möchte, da er mit mir Etwas zu sprechen habe."

„Wie mag Dich Das nur ängstigen! Dein Groß-

vater wird Dir Nichts sagen, was Dir Kummer bereiten könnte."

„Und doch fürchte ich diese Unterredung, Liane!"

„So würde ich an Deiner Stelle gleich zu ihm gehen, um das Schreckliche zu erfahren," sagte Liane lächelnd.

„Ach nein!" rief Margaret ängstlich.

„Kann es nicht vielleicht etwas Gutes sein, was er Dir zu sagen hat!"

Ueber Margaret's Antlitz flog eine dunkle Röthe und sie erhob ihren gesenkten Blick, der in die Ferne eilte und auf den aus dem Grün der Bäume hervortauchenden Dächern des Städtchens G.... haften blieb, als wolle ihr Auge auf dem einen Punkte ruhen, woher sie allein erwartete, daß für sie Gutes kommen könnte. Schweigend blieben die beiden Freundinnen längere Zeit sich gegenüber sitzen, und erst, als die Sonne hinter den Bergen verschwand, erhob sich Liane von ihrem Platze. Sie hatte Richard das feste Versprechen gegeben, oft die ihnen Beiden durch verschiedene Erinnerungen geheiligte Stelle aufzusuchen, und während des ganzen Tages, wo sie in Altenau gewesen, hatte ihr Herz sie nach dem Kirchhofe hingezogen. Margaret, die sich dachte, wohin ihre Freundin gehen wolle, stand ebenfalls auf und Beide verließen zusammen die Insel. Arm in Arm standen sie an der kleinen hölzernen Brücke, von der aus ihre Wege sich trennten; der nach der rechten Seite führte

in den Berg, an dessem Abhange der Kirchhof lag, der links war Derjenige, auf welchem man durch Park und Garten zum Schlosse gelangte. Während beide Mädchen nach dem eben verlassenen Inselhäuschen zurückblickten, auf dem moosigen Dache der Eremitage ein Rothkehlchen entdeckten, was bald von der einen Stelle zur andern flatterte, und sie sich fragten, ob es wohl dasselbe Vögelchen sei, das im vergangenen Jahre sich in den Zweigen der Gebüsche angebaut, flog ein Schwarm Raben über ihren Köpfen daher, um vielleicht in dem schönen Eichenhain ihr Nachtquartier zu suchen.

„Ach Gott, Liane!“ rief Margaret entsetzt, als sie das Geschwirr des langen Zuges, — das Gekrächze der vorbeifliegenden Vögel hörte.

„Was hast Du?“ fragte lachend Liane. „Das sind unsere alten Krähen, die uns begrüßen wollen! Haben Sie Dich erschreckt?“

„Das bedeutet Unglück!“ sprach Margaret leise.

„Nein, wie abergläubisch Du bist! Man sollte wahrlich glauben, Mutter Gregori und nicht unsere vortreffliche Madame Germain, habe Dich erzogen.“

„Katharine behauptet, es bedeute Unglück, wenn Raben über den Kopf hinfliegen!“

„Also von Katharine stammt dieses Orakel?“ rief Liane heiter, und scherzend setzte sie hinzu: „Grüße Deine vorahnungreiche Jungfer von mir und sage

ihr, wenn ich so abergläubisch, wie sie wäre, würde ich jetzt nicht nach dem Kirchhofe gehn."

„Sei nicht zu sicher, liebe Liane!" warnte Margaret. „Wer weiß, was uns die Raben bringen, — was geschehen ist, wenn wir das nächste Mal in unserer Eremitage sind!"

Liane dachte in dem Augenblicke, daß Richard beabsichtige, in einigen Wochen zu seinen Eltern zu reisen, um sie von seiner Liebe in Kenntniß zu setzen und um ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit ihr zu bitten. Bei Margaret's Worten stieg die Befürchtung in ihrer Seele auf, daß er in seiner Ungeduld an das Ziel seiner Wünsche zu kommen, vielleicht nicht den Termin abwarten würde, den sein Vater ihm gestellt, um sich dann nach freier Wahl eine Lebensgefährtin zu suchen und sie schon bald die Entscheidung ihres Geschickes erfahren würde. Eine vorübergehende Angst erfaßte ihr Herz, dann sagte sie ruhig: „Was auch geschehen mag, liebe Margaret, die Raben führen es nicht herbei. Wir stehen in Gottes Hand, er leitet unsere Schicksale, die nicht dem Walten eines blinden Zufalls anheim gegeben sind."

„Hätte ich Dein festes Vertrauen, Liane, ich ginge mit leichterem Herzen zum Großvater," entgegnete Margaret und schied dann von ihrer Freundin.

Liane blickte ihr ernst nach und als Margaret's Gestalt zwischen den Bäumen des Waldes verschwunden war, sprach sie leise vor sich hin: „Ja, Das fehlt

Dir, dieser einzige Haltpunkt, den wir im Leben haben, die feste Stütze, wenn Alles wankt, wie die fromme Frau Bothmer mich gelehrt hat und was sie mir stets in ihren Briefen sagt, deren Sinn sich von allem Irdischen losgerissen und sich allein dem Himmlischen zugewendet hat!"

Als Liane sich umdrehte, um ihren Weg nach dem Kirchhofe zu nehmen, erblickte sie in einiger Entfernung von sich Doktor Saldern. Schnell schritt er auf sie zu, die mit heimlicher Angst in sein bleiches Gesicht sah, in dem sich eine entsetzliche Aufregung ausdrückte.

„Ich muß Sie sprechen, Miß Lincoln!" sagte er heftig.

„Sollen wir nicht in's Haus gehen, Herr Doktor," entgegnete sie ruhig und bemühte sich, den Schreck zu verbergen, den sein eigenthümliches Aussehen ihr einflößte.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, Miß Lincoln, möchte ich ohne Zeugen vor Ihnen aussprechen. Seit mehreren Stunden warte ich auf den Augenblick des Alleinseins mit Ihnen und die furchtbare Spannung, in die mich das Harren versetzte, hat mich in eine fast fieberhafte Aufregung gebracht!"

„Ich sehe, daß Sie erregt sind," erwiderte Liane sanft, und ernst fügte Sie hinzu: „Sie sagten mir einmal früher, daß Sie sich vor leidenschaftlicher Aufregung zu bewahren strebten und wünschten, in solcher

Stimmung allein zu sein, da Sie dann selten Herr Ihrer Worte und Handlungen wären! Soll ich Sie nicht lieber jetzt verlassen, Herr Doktor?"

Saldern biß sich auf die Lippen bei den ruhigen Worten des jungen Mädchens und der Blick, der aus seinen flammenden Augen auf Lianen fiel, war wohl geeignet, ein muthigeres Herz, als das ihrige, erbeben zu machen.

„Ich kann nicht ruhig sein!" sprach er mit gepreßter Stimme. „Darauf kann ich nicht warten und werde es auch nicht eher werden, bis Sie, Miß Lincoln, mich angehört haben!"

Liane wußte nicht, was sie von dem sonderbaren Benehmen Saldern's denken sollte, und die Worte, die er redete, gaben ihr ebensowenig Aufschluß, da sie den Sinn derselben nicht verstand. Was für Vermuthungen über den Grund der Aufregung des vor ihr stehenden Arztes auch in ihrem Geiste auftauchten, keine von allen näherte sich im entferntesten der Wirklichkeit und als er seine Bitte: ihm Gehör zu schenken, im flehenden Tone erneuerte, glaubte sie fast mit Bestimmtheit, er wolle ihr das Geheimniß seiner Liebe zu Margaret anvertrauen und sträubte sich nicht länger, mit ihm nach der kleinen Eremitage zu gehen, da er so dringend auf der Erfüllung dieses Wunsches beharrte.

Als Liane mit Doktor Saldern die Insel betreten hatte, tauchte aus dem niedern Gebüsche des Waldes die Gestalt Major von Welf's hervor. Mit vor-

sichtigen Schritten näherte er sich dem Teiche, blieb lauschend, hinter einem Baume verborgen, am Ufer desselben stehen, und als er deutlich einige Worte vernommen hatte, die aus dem Inselhäuschen durch die lautlose Stille, welche in der Natur herrschte, zu ihm drangen, verbreitete sich ein freudiger Triumph in seinem Antlitze.

Eben so leise und behutsam, wie er gekommen, zog er sich, nachdem er einige Zeit der Stimme Doktor Saldern's gelauscht hatte, wieder von dem Ufer des Teiches zurück, eilte schnell in das Gebüsch und erreichte auf einem Nebenpfade des Hauptweges, den Margaret gegangen, fast zu gleicher Zeit mit seiner langsam einherschreitenden Nichte die Pforte des Gartens.

Major Welf blieb einen Moment stehen, besann sich und rief dann laut Margaret's Namen. Sie, die ihren Onkel nicht bemerkt hatte, fuhr erschreckt bei dem Tone seiner Stimme zusammen und mit Erstaunen vernahm sie seine Frage, die er an sie richtete, als er ihr näher gekommen war.

„Wie sagst Du?" sprach sie schnell, „Doktor Saldern ist bei Lianen im Inselhäuschen? Unmöglich! Sie ist nach dem Kirchhofe gegangen!"

Major Welf lachte laut auf, verließ dann seine Nichte, indem er zu einem in der Nähe des Weges blühenden Rosenbusche eilte und erwiderte mit heiterm Tone: „Erlaube, liebe Margaret, daß ich einige Rosen

für Deine schöne Freundin pflücke, die sicherlich als die glückliche Braut unseres verehrten Arztes aus dem Walde heimkehrt!" Ruhiger fügte er dann, ohne seine Blicke von den Blumen abzuwenden, mit denen er sich beschäftigte, hinzu: „Ich fragte Dich, mein holdes Nichtchen, ob das Liebespaar Dich von der Insel vertrieben hätte, oder ob Du es vielleicht nicht wüßtest, daß der Doktor zu Lianens Füßen liegt?"

„Erkläre Dich deutlicher!" rief Margaret heftig. „Ich verstehe Dich nicht! — Ich kann nicht glauben, was ich höre!" setzte sie leise, mit klangloser Stimme hinzu, während ein Zittern ihren Körper durchflog.

Herr von Welf that, als merke er Nichts von der Bestürzung, der Seelenangst und Verzweiflung Margaret's, die sich doch so klar in der aschfarbenen Blässe ihres Gesichtes, dem starren Blicke der Augen und den zusammengepreßten Lippen des Mundes ausprägte. — Die Rosen, die er gepflückt hatte, zu einem Bouquet ordnend, näherte er sich Margaret wieder, ergriff ihre Hand, die sie ihm willenlos überließ, legte ihren Arm auf den seinigen und sagte, sie mit sich fortziehend: „Komm, liebe Margaret, ich werde Dir erzählen, was ich gesehen und gehört habe, während wir zusammen nach dem Schlosse zurückgehen! Kaum hattest Du Deine Freundin verlassen, — was ich aus der Entfernung sah, in der ich mich von Euch Beiden befand, — so stürzte Doktor Salbern Lianen entgegen, die zwar etwas überrascht, aber doch sehr erfreut über

das Wiedersehen schien. Eifrig sprachen sie einige Augenblicke an der Brücke zusammen und gingen dann auf die Insel. Als ich an derselben vorüberkam, war es vielleicht nicht sehr discret von mir, einen Blick nach der Eremitage zu werfen und auf das Liebesgeflüster des glücklichen Paares zu lauschen; doch ich konnte dem Drange nicht widerstehen, Deine stolze Freundin, um die sich so manche unserer Residenzherren bemüht, zu beobachten, wie sie sich bei einem rendez-vous in der einsamen Stille des Waldes benahm."

„Und was sahst Du?" fragte Margaret kaum hörbar.

„Oh, Du reizende Unschuld!" rief lachend der Major. „Nein, Margaret, diese Frage ist zu naiv!"

Ueber Margaret's bleiches, ganz entstelltes Antlitz flog eine dunkle Röthe bei dem Lachen ihres Onkels. Sie blieb einen Moment stehen und wandte sich dann hastig nach dem Parke um. Ihren krampfhaft verzogenen Mund zu einem Lächeln zwingend, versuchte sie in die Heiterkeit ihres Begleiters einzustimmen und sagte mit einem Tone, der unbefangen klingen sollte, aber deutlich die Qual ihres Herzens verrieth: „Nun, Onkel, wenn Du mir nicht sagen willst, wie sich ein Liebespaar benimmt, so muß ich selbst hingehen und sehen, wie Liane sich macht, wenn ihr ein Herr zu Füßen liegt! — Sie muß reizend aussehen!"

fügte sie lebhaft, mit blitzenden Augen, hinzu und lachte höhnisch.

„Du wirst sie stören!“ rief der Major besorgt und hielt seine Nichte, die forteilen wollte, fest.

„Oh, befürchte Das nicht!“ entgegnete mit scharfer, schneidender Stimme Margaret und machte ihre Hand aus der ihres Onkels los. „Ich kenne eine Stelle im Eichenhain, von wo aus ich, ohne daß man mich bemerkt, in die Eremitage sehen kann!“

Sie flog mehr, als daß sie ging, und Herr von Welf, der seiner Nichte nacheilte, hielt athemlos nach einigen Minuten in seinem Laufe inne, denn er vermochte es nicht, den beflügelten Schritten Margaret's zu folgen. Als er die Stelle erreichte, sah er sie mit todtblassem Gesichte und halb erloschenen Augen nach der Eremitage starren. Ihr Anblick flößte ihm Angst ein, denn der Ausdruck ihres Gesichtes erschien ihm, wie das einer Wahnsinnigen.

„Um Gottes willen, liebe Margaret, was ist Dir?“ rief er bestürzt.

„Still!“ entgegnete sie leise, „damit wir unsere Nähe nicht verrathen!“

„Komm, liebes Kind!“ sagte Herr von Welf zärtlich und führte Margaret gewaltsam von dem Platze fort. Er merkte, daß sie einer Ohnmacht nahe war, zog sie zu sich auf eine Rasenbank, die am Wege stand, nieder und sagte leise, indem er ihren Kopf an seine Brust lehnte: „Ach, Margaret, ich kann sehr

gut Deine jetzigen Gefühle begreifen! Liane ist die Freundin Deiner Kindheit und Du verlierst sie nun, die Du so innig geliebt hast."

Margàret zuckte zusammen. Ihr Onkel umfaßte sie und fuhr mit weichem, liebevollem Tone fort: „Du stehst eigentlich so allein in der Welt, Du armes Kind! Dein guter Großvater kann jeden Tag sterben und Liane wird sich bald wohl verheirathen!"

Ein klagender Ton tiefen Schmerzes entrang sich der gepreßten Brust Margaret's und dann brach sie in krampfhaftes Weinen aus. Ihr Onkel betrachtete diesen Thränenstrom als eine Wohlthat und Erleichterung für seine erschütterte Nichte und hemmte nicht ihren Lauf. Während er ihr nur von Zeit zu Zeit einige sanfte Worte des Trostes zuflüsterte und sie ruhig den ersten heißen Schmerz ihres Lebens an seiner Brust ausweinen ließ, bemerkte er, daß plötzlich Liane, wie ein gejagtes Reh, über die Brücke, welche er von seinem Platze aus sehen konnte, hinwegeilte und ihren Weg nach dem Ausgange des Eichenhains, in entgegengesetzter Richtung vom Schlosse, einschlug, wo das Dorf Altenau lag.

Nach einigen Augenblicken erkannte er die Gestalt Saldern's. Mit gesenktem Kopfe und langsamen Schritten ging der Arzt von der Insel fort und dem erfahrenen Weltmanne, der ihn beobachtete, war es nicht einen Moment ungewiß, daß die Werbung des Liebenden nicht von glücklichem Erfolge gewesen. Er

bebte in Furcht, wie sich die Lage der Dinge gestalten würde und deutlich sah er ein, daß, zog er nicht jetzt seinen Vortheil aus Margaret's erregter Stimmung, sich vielleicht nie wieder eine so günstige Gelegenheit bieten würde, um sie von seinen Wünschen in Kenntniß zu setzen, die sie in dem Augenblicke, wo gekränkter Stolz und hoffnungslose Liebe ihr Herz erfüllte, eher berücksichtigen konnte, als zu einer andern Zeit.

Vor ungefähr einer halben Stunde hatte sein Onkel ihn gebeten, Margaret von der Insel abzuholen, der er zu sagen beabsichtigte, wie glücklich es ihn machen würde, könnte er sie unter dem sichern Schutze seines Neffen in der Welt zurücklassen.

„Uebereile es nicht, lieber Onkel," hatte sanft der Major erwidert. „Margaret bemerkt vielleicht bald von selbst, wie heiß ich sie liebe!"

„Will ich ihr und Dein Glück sehen, bester Felix," hatte ruhig und ernst der alte Graf erwidert, „so muß es bald beginnen, denn ich fühle, es geht schnell mit mir zu Ende! Morgen mache ich mein Testament und gerne möchte ich vorher wissen, ob Euer Schicksal sich vereint, denn geht Margaret nicht auf Deine Wünsche ein, so muß ich meine Bestimmungen treffen, da ich Dich doch gerne berücksichtigen wollte, überhaupt Liane Lincoln und manchen Andern Legate aussetzen, was ich bisher zu thun versäumt habe!"

Major von Welf hatte sich nach dieser Erklärung seines vortrefflichen Onkels schleunigst nach dem Parke

begeben, und nur der um die Insel schleichende Doktor Saldern, der bald hinter einem Baume stand, bald auf den Weg trat und die Eremitage nicht außer Augen ließ, ihn bewogen, einige Augenblicke zu warten. Als er kurz darauf die Freundinnen ihr einsames Asyl verlassen und sich dann trennen sah, war er zurückgeblieben, um zu beobachten, was Saldern thun würde. Den möglichsten Nutzen hatte Herr von Welf aus dieser Beobachtung gezogen, — und nicht den geringsten Vortheil außer Acht zu lassen, der ihm noch daraus erwachsen könnte, war sein fester Entschluß, den er faßte, während Margaret den Tod ihrer jugendlichen Hoffnungen beweinte und sich in Trauer über die erste Täuschung ihres Lebens versenkte.

„Beruhige Dich, meine liebe Margaret," sprach tröstend nach einer Weile der Major. „Du wirst vielleicht nicht lange mehr allein in der Welt dastehen, sondern ein Herz finden, was sich Dir so in Liebe weiht, wie das des Doktors es bei Deiner Freundin gethan!"

„Nie!" erwiderte Margaret entschieden. „Mich liebt Niemand so!" setzte sie klagend hinzu.

„Das kannst Du nicht wissen! Liane und Saldern müssen sich wohl bereits lange geliebt haben, ohne daß sie es gegenseitig gewußt! Ich hörte deutlich den Doktor sagen, daß sie schon als Kind einen so tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht habe."

„Wie!" rief Margaret aufspringend. „Er hat

sie als Kind gekannt? — Nie haben sie davon Etwas erwähnt!“

„Vielleicht, beste Margaret, hat er nicht gewagt, sie an jene ferne Zeit zu mahnen und sie konnte es nicht thun!“

„Oh Gott, jetzt weiß ich Alles!“ sagte das junge Mädchen schmerzlich. „Sie liebt ihn auch, denn immer hat sie mir versichert, daß ihr Herz fest an einer Jugenderinnerung hange.“

„Nun, wer weiß,“ entgegnete lächelnd Herr von Welf, „ob bei Dir nicht auch noch einmal eine solche Jugendliebe auftaucht.“

„Ach nein!“ sprach Margaret traurig und mit Resignation setzte sie hinzu: „Mir kann Großpapa Jemand aussuchen, denn mir ist es egal, wen ich heirathe! Am liebsten möchte ich immer allein in Altenau bleiben, doch Das wird nicht gehen und er es nicht wünschen.“

„Da hast Du Recht! Es ist unmöglich und Dein guter Großvater würde unglücklich sein, wenn Du Dich nicht verheirathetest; doch, liebe Margaret, es wird Dir nicht an Bewerbern fehlen, Du bist schön, reich, jung und so gut, wie ein Engel. Sehr bald wirst Du eine Wahl treffen!“

„Aus Liebe wählt mich Keiner! Ich bin zu unbedeutend.“

„Liebe Margaret!“ rief der Major vorwurfsvoll.

„Gewiß, Onkel!“ sagte ruhig das junge Mädchen.

„Wenn mich Jemand heirathet, geschieht es nur, weil ich eine Erbin bin. Wie oft habe ich es nicht in der Residenz gehört, daß nach Geld sich Alles reißt, und nur meines Reichthums wegen wird man mich lieben.“

„Denke an Lianen, mein Kind,“ sprach etwas verlegen der Major.

„Liane! — Oh, mit Lianen kann ich mich nicht vergleichen. Sie ist wunderbar schön, sie entzückt Alles! Neben ihr bin ich Nichts!“

Major von Welf drehte gedankenvoll an seinem schwarzen Schnurrbart und sagte dann etwas unsicher, da er nicht genau wußte, wie dieses Wagniß aufgenommen werden konnte: „Ja, Liane ist auffallend schön und neben ihr wird nicht leicht eine Andere in Betracht kommen, da sie Alles um sich her verdunkelt! Ihre Schönheit frappirt nicht allein, — sie fesselt — und je länger man in ihr geistvolles, lebendiges Antlitz blickt, in dem sich so klar der Adel ihrer Seele, die Tiefe ihres Gefühls ausdrücken, desto mehr wird man von diesem seltenen Wesen bezaubert. Laß mich offen sein, liebe Margaret, und verzeih, wenn meine Worte Dich etwa kränken, doch ich meine es gut mit Dir,“ fügte in zutraulichem Tone der liebende Onkel hinzu: „Ich halte es für ein Glück, wenn Liane sich bald verheirathet und nicht mehr beständig in Deiner Nähe ist, denn dann wirst Du auch 'mal in Betracht kommen. Sieh, mein Kind, oft hat es mich betrübt,

bemerkte ich, daß man stets der blendenden Erscheinung Deiner Freundin den Vorzug gab und Du auf ihre Kosten vernachlässigt wurdest, — daß man in ihrer Gegenwart Deine Reize, deren Du so viele hast und die ich stets bewundert, übersah und auf Deine bescheidenen Worte kaum achtete, da Lianens fließende Redeweise, die Klarheit ihrer Gedanken, die sie so vortrefflich auszudrücken versteht, und die Eigenthümlichkeit ihrer Ideen, welche sie so anziehend machen, weil sie außergewöhnlich sind, stets Aller Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Bist Du nicht mit ihr zusammen, wird man Dich auch beachten und darum kann ich Lianens Scheiden von Dir nicht als ein Unglück betrachten, wie es Dir natürlicher Weise erscheinen muß, da Du von Jugend auf daran gewöhnt bist, in ihrer Gesellschaft zu sein."

Herr von Welf hielt inne, um zu ergründen, welchen Eindruck diese Worte auf seine Nichte machen würden, und als er sah, daß mit Röthe und Blässe in Margaret's Antlitz auch stets der Ausdruck ihrer Züge wechselte, er bald Zorn und Erregung, bald Schmerz und Verzweiflung in ihnen las, so fuhr er fort und setzte nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens hinzu: „Doktor Saldern, der Dich so sehr verehrt, meine liebe Margaret, theilt ganz meine Ansicht, denn als ich mich während seines kurzen Aufenthaltes in der Residenz, über den eben zu Dir erwähnten Punkt gegen ihn aussprach, meinte er, ich

hätte Recht, und deutlich entsinne ich mich, daß er sagte: Baroneß Hochfeld ist schön und lieblich, doch zu bescheiden um sich hervor zu wagen und in die Schranken mit Miß Lincoln zu treten, weshalb man denn leicht ihre vielfachen Reize übersieht, da die blendendern ihrer Freundin mehr in das Auge fallen."

„So würde nach der Aeußerung der Herr Doktor wohl mir die Ehre erzeigt haben, mich zu lieben!" sagte Margaret mit Aufregung und Zittern und lachend setzte sie dann hinzu: „Es ist doch gut für Lianen, daß ich bescheidner wie sie bin, sonst hätte ich ihr vielleicht noch ihre Jugendliebe abspenstig gemacht!"

„Wenn Doktor Saldern nicht ein zu kluger und gescheidter Mann wäre, der das Einsehen hat, daß eine Baroneß Hochfeld, die Enkelin eines alten erlauchten Grafenhauses, sich nie mit einem Bürgerlichen verbinden würde, so könnte es leicht möglich gewesen sein, daß Du ihm sehr gefährlich geworden und Lianen dieses Verehrers beraubt hättest, denn im Vertrauen gesagt, er schien neben seiner Liebe für Deine Freundin, auch offne Augen für Deine entzückende Schönheit zu haben."

„Sagte er Dir, daß ich ihm gefiel?" fragte leise das junge Mädchen.

„Oh, ich fand, Das brauchte er erst nicht zu sagen, denn Das sah man deutlich! Deine Freundin mußte Dich ebenfalls als Nebenbuhlerin fürchten, denn sie beobachtete Dich unaufhörlich."

„Sie mußte seiner Liebe doch sehr gewiß sein, bester Onkel, denn sonst würde sie ihm nicht ihr Herz so ganz geweiht haben. Denke nur daran, wie sie stets in der Residenz alle Neckereien mit Graf Olberg ablehnte, und immer versicherte sie mir, daß ein Anderer als er, ihre Liebe besitze. Es war Saldern, den sie damit meinte," setzte Margaret hinzu, „und ich möchte nur wissen, warum sie es nicht offen gesagt hat!"

„Mache ihr keine Vorwürfe darüber, denn sie hat gewiß Gründe dazu gehabt, ihre Neigung geheim zu halten, und wer weiß, ob sie dieselbe selbst jetzt eingestehen würde, wenn Du sie danach fragtest, wo Du doch durch Zufall einen Blick in ihre Verhältnisse gethan! Mir fällt jetzt Etwas ein!" fügte er lächelnd hinzu.

„Was ist es?" rief Margaret schnell. „Sag' es mir, wenn es Lianen betrifft!"

„Gewiß betrifft es sie und Niemanden Anderes."

„So erzähle doch!" bat Margaret.

„An dem Tage nämlich, wo ich im vergangnen Herbste nach Altenau kam, um Euch abzuholen, muß Liane bereits mit Saldern auf dem Kirchhofe zusammen getroffen sein."

„Woher glaubst Du Das?" unterbrach ihn das junge Mädchen hastig.

„Mein Bedienter, liebe Margaret, der, wie Du weißt, ein Sohn Eures verstorbenen Gärtners ist und

seit langen Jahren in meinem Dienst, sich daher das Recht angemaaßt hat, mir Manches zu erzählen, er sagte mir in der Residenz, als Dein Großvater krank war, Miß Lincoln bedauere es gewiß am meisten, daß Eure Abreise nach Altenau sich so verzögerte. Auf meine Frage, weshalb er Das glaube, erzählte er mir, daß er sie an jenem Tage, wo er mit mir nach Altenau gekommen und gegen Abend nach dem Kirchhofe gegangen sei, um das Grab seines Vaters zu besuchen, daß er sie dort mit einem Herrn an dem Platze, wo das Kreuz errichtet ist, gesehen habe. Nach Art und Weise solcher Leute fügte er hinzu, daß der Herr Miß Lincoln's Bräutigam gewesen sein müsse."

„Also schon damals mit ihm verlobt!" rief Margaret. „Ich werde übrigens Lianen fragen, ob Das wahr ist."

„Thue es nicht, liebes Kind!" ermahnte ihr Onkel, „denn Liane muß eine gegründete Veranlassung dazu haben, ihre Liebe noch zu verbergen, und ich empfehle Dir daher Discretion an."

„Es wird auch besser sein, ich schweige!" sagte Margaret leise vor sich hin, Thränen drangen auf's Neue aus ihren Augen und da sie merkte, daß ihr Onkel sie ansah, sprach sie, indem sie den Versuch machte, ihre tiefe Bewegung zu beherrschen: „Ach, was magst Du wohl von mir denken, doch ich bin zu betrübt, daß Liane so verschlossen gegen mich gewesen ist."

„Es ist auch ein Unrecht, was sie an Dir begangen hat, denn sie hätte Vertrauen zu einer bewährten Freundin, wie Du ihr bist, haben müssen!“

„O, es ist abscheulich von ihr, mich hintergangen zu haben.“

„Jedenfalls nicht freundschaftlich, nicht schwesterlich.“ —

„Ich möchte sie nie wiedersehen!“ rief Margaret, und mit leidenschaftlicher Heftigkeit setzte sie hinzu: „Ach, Onkel, könnte ich fort von hier!“

„Traurig ist es allerdings, an einem Orte weilen zu müssen, wo das Herz eine bitt're Erfahrung gemacht hat, doch die Erinnerung daran wird sich mit der Zeit verlieren und der Schmerz minder heftig sein, wie jetzt, denn alle Gefühle sind dem Wechsel unterworfen.“

„Ich werde es Lianen nie vergeben und vergessen können!“ rief Margaret mit Entschiedenheit aus.

„Beruhige Dich über diese kleine Falschheit Deiner Jugendfreundin, die trotzdem Dich gewiß innig lieb hat,“ ermahnte mild der Onkel die erregte Nichte.

„Kleine Falschheit?“ sagte Margaret erbittert.

„Gewiß, mein Kind, sie ist verzeihlich!“

„Nein, nein, Onkel, vertheidige Lianen nicht, denn Das reizt mich immer heftiger gegen sie.“

Herr von Welf merkte sehr wohl die Erbitterung seiner Nichte, doch staunend fragte er: „Wie können

meine Worte Dich aufregen, liebe Margaret, denn sie sollen Deine Heftigkeit über den Verrath der Gespielin Deiner Kinderzeit mildern! — Ich möchte Dich so gern mit Lianen aussöhnen, bevor Du in's Schloß zurückkehrst! Bedenke, wie lieb Du sie gehabt hast und ob Du ihr so zürnen darfst!"

„Grade, Onkel, weil wir uns so nah' gestanden, hätte Liane offen und wahr gegen mich sein müssen und nicht hinter meinen Rücken sich mit Doktor Saldern, rendez-vous auf dem Kirchhofe und im Walde geben. Das paßt sich nicht, daß sie dort allein mit ihm ist."

Der nachsichtige Weltmann zuckte die Achseln und sagte entschuldigend: „Die Liebe! — Sie hat schon Manchen zu Unvorsichtigkeiten verleitet und Deine Freundin ist leider nicht das erste junge Mädchen, welches sich vom Gefühl hinreißen läßt und den Anstand außer Augen setzt. Sie wird auch nicht die Letzte sein! fügte er seufzend hinzu. In Margaret's Erinnerung tauchte in diesem Augenblicke der Sommerabend auf, wo sie in der Hoffnung, Saldern in der Eremitage zu treffen, dort zurückgeblieben war, ihn erwartet, — gesehen und gesprochen hatte, — eine dunkle Röthe übergoß ihr Gesicht und ihr Onkel, der sie bemerkte, sagte, Margaret mit Stolz und Wohlgefallen betrachtend: „Ich sehe, daß Scham über das etwas unweibliche Benehmen Deiner Freundin, Deine Wangen mit Purpur färbt und freue mich über die

Unschuld und Reinheit Deines Herzens, die sich scheu von Dergleichen abwendet. Doch, meine liebe Nichte, Alle haben nicht Dein Zartgefühl, welches Dich in meinen Augen so hoch erhebt, da es eine Seltenheit in unsern Tagen ist. Ich glaube, nie würdest Du fähig sein, zu thun, was Liane gethan! — Verurtheile sie indessen nicht, denn sie ist jung und unerfahren, und berücksichtige, daß sie sicherlich die leidenschaftliche Liebe ihres Verehrers zu dem Schritte veranlaßt hat. Doktor Saldern ist heftigen Temperaments, er mag sie mit Bitten bestürmt haben und da sie ihn, wie Du sagst, seit ihrer Kindheit schon geliebt, — sich mit ihm zu verbinden gedenkt, so hat sie wohl kein Unrecht darin gefunden, ihm damals eine Zusammenkunft vor der Trennung zu bewilligen, wie ebenfalls heute, um ungestört ein Wiedersehn feiern zu können!"

„Laß uns in's Haus gehen!" erwiderte Margaret auf die Worte ihres Onkels, denn sie vermochte es nicht anzuhören, wenn er von Saldern's und Lianens Liebe sprach.

Der Major bot galant seiner Nichte den Arm, die eine Zeitlang schweigend neben ihm her ging und dann aufs Neue den schon einmal zu ihm geäußerten Wunsch aussprach: Altenau verlassen zu können. Er fühlte, welcher Grund sie dazu trieb, die Heimath, nach der sie sich noch am Tage zuvor so gesehnt hatte, jetzt meiden zu wollen und gab sich der Hoffnung hin, daß er dazu beitragen könne, sie zu bewe-

gen auf seine Pläne einzugehn, deren Realisirung ihm außerordentlich am Herzen lag.

„Schade, daß meine Mutter so wenig reiselustig ist!“ sagte nach einigem Nachdenken der Major, „sie könnte mich dann begleiten und Du unter unserm Schutze, Dich an dem Ausfluge betheiligen, den ich zu machen beabsichtige.“

„Wohin willst Du?“ fragte Margaret rasch, „Ich weiß ja Nichts davon, daß Du eine Reise zu machen gedenkst.“

„Ich wollte den Onkel und Dich, liebe Margaret erst wohlbehalten in Altenau sehen, einige Tage hier bei Euch zubringen und Euch dann von meinem Plane in Kenntniß setzen. Auf vier Monate habe ich Urlaub erhalten und werde diese Zeit größtentheils auf Reisen verleben, denn ich bedarf der Zerstreuung, — ich muß Wechsel der Umgebungen haben — sonst. —“

„Ach, Onkel, nimm mich mit! Du sagtest mir ja oft, meine Gesellschaft sei Dir lieb. Ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht, um mich Dir angenehm zu machen und werde mich bestreben, Dich nie zu geniren!“

Margaret's träumerisches Wesen war verschwunden, mit Lebendigkeit ergriff sie die Idee, Altenau verlassen zu können, und flehend blickte sie ihren Onkel an, ihr diesen heißen Wunsch nicht zu versagen. Major Welf umfaßte mit liebevoller Zärtlichkeit ihre vor innerer Aufregung zitternde Gestalt und rief freudig:

„Oh, Margaret, wie selig würde ich sein, könnte ich mit Dir vereint diese herrliche Reise machen, denn an Deiner Seite blüht mein ganzes irdisches Glück!“

„So nimm mich mit Dir!“ entgegnete Margaret schnell.

„Das geht nicht!“ sagte der Major langsam und traurig senkten sich seine, einen Moment von Glück strahlenden Blicke zu Boden. Mit melancholischem Tone fuhr er fort: „Du kannst nicht mit mir allein reisen, Du bist noch zu jung und ich, — ich, liebe Margaret, bin zwar Dein Onkel, aber auch noch nicht in dem Alter um, — — nein, mein Kind, es geht nicht, denn Das erlaubt die Welt nicht, die sehr scharf ihre Grenzen zieht und außerordentlich leicht Anstoß an den natürlichsten und einfachsten Verhältnissen nimmt!“

Ueber Margaret's Antlitz ergoß sich eine flammende Röthe und sie blickte auf ihren Onkel, der ihr noch nie so jugendlich, wie in diesem Momente vorgekommen war. Er erhob langsam seine gesenkten Augenlieder und sah ernst seine Nichte an, die ihn jetzt in einem ganz andern Lichte betrachtete, wie er ihr bisher erschienen. Mit leicht zitternder Stimme und einer tiefen Bewegung, die dem jungen Mädchen nicht entging und ihr Herz erbeben machte, sagte er mit ruhiger Würde: „Als meine Nichte, Margaret, kannst Du mich nicht begleiten, — als meine Frau durch

die ganze Welt! Mein Herz gehört Dir von dem Tage, — wo ich Dich wiedergesehen habe, — meine Hand trage ich Dir heute an! Ueberlege es Dir, ob Du mich durch Deinen Besitz zum glücklichsten der Menschen machen kannst, — denke darüber nach, ob Du die Hand eines Mannes anzunehmen vermagst, der so alt ist, um Dein Vater sein zu können!"

Die Röthe, welche Margaret's Gesicht bedeckt, wich nach und nach einer tiefen Blässe. Das junge Mädchen, welches sonst die leiseste Gemüthsbewegung so erschütterte, daß eine Ohnmacht der andern folgte, erhielt während dieses Abends eine fast übernatürliche Kraft, bei den verschiedenen gewaltigen Erregungen ihres ganzen Innern aufrecht. Sie zitterte zwar so heftig, daß alle ihre Glieder flogen; doch die Kraft ihrer Sinne wurde nicht durch die rasch auf einanderfolgenden Ereignisse dieses in ihrem Leben verhängnißvollen Tages geschwächt und klar stand die Erinnerung alles Dessen, was sie, seitdem sie in Altenau angekommen war, durchgemacht hatte vor ihrer Seele. Sie war im Begriff ihrem Onkel zu antworten, als er den Anfang ihrer Rede sofort unterbrach, und lebhaft mit eindringlicher Stimme sagte:

„Bitte, Margaret, keine voreilige Entscheidung, kein zu schneller Entschluß! — — Was ich Dir gesagt, will überlegt und erwogen sein und Dein Großvater, der mich und meine Wünsche kennt, er mag Dein Rathgeber in dieser für Dich und mich gleich

wichtigen Angelegenheit sein, doch vergiß auch nicht, Dein Herz zu fragen!"

„Ich bin die Deine, wenn er unsere Wahl billigt!" sprach Margaret ruhig und schaute freundlich auf ihren Onkel, der im Uebermaaß seines Entzückens dem jungen Mädchen zu Füßen stürzte und mit leidenschaftlichen Ungestüm ihre Hand küßte, die sie ihm hingereicht hatte.

Ein verwirrtes Geschrei, — ein lauter Ruf der Klage, drang plötzlich aus dem Garten, an dessen Eingange Onkel und Nichte sich befanden, zu ihrem Ohre.

„Um Gotteswillen was mag geschehen sein!" rief mit Entsetzen Margaret und lief dem Hause entgegen.

Welches Unglück hat sich ereignet! dachte der Major und eilte Derjenigen nach, die sich ihm einen Augenblick zuvor verlobt hatte.



Zwölftes Kapitel.

Wohin, o Herz, mit Deinen raschen Schlägen,
Mit Deiner ungezähmten wilden Gluth?
O, laß den Sturm der Leidenschaft sich legen,
Und gieße Oel auf inn're Wogenfluth.
Laß ab, laß ab, Dich in den Traum zu wiegen,
Daß Du erkämpfen kannst, was Du ersehnst;
Das harte Schicksal schreibt mit starren Zügen
Den Weg Dir vor, den Du zu wählen wähnst.
Gräfin Hahn-Hahn.

Die ersten drei Tage nach Lianens Abreise aus der Residenz hatte Olberg es ruhig ertragen, daß sein Cousin Hallingen ernst und traurig aussah und ihm, in Nachdenken verloren, stumm und schweigsam gegenüber saß. Während der Folgenden neckte er ihn wegen seiner Melancholie und lachte oft herzlich, wenn Richard ihm in der Zerstreutheit verkehrte Antworten gab. Am siebenten Tage wurde er ungeduldig, daß die Stimmung seines Freundes eine so gänzlich gegen sonst veränderte war und blieb, und gähnend be=

hauptete er ein über das andere Mal: daß ein Verliebter das Schrecklichste sei, was es in der Welt gäbe. Am achten Tage, — wo Olberg seit mehreren Stunden Richard's Ankunft vergeblich entgegen gesehen hatte, der ihm seinen Besuch für den Nachmittag versprochen und Abends nach sechs Uhr noch nicht bei ihm war, — da sprang der junge Graf, der Nichts auf Erden so haßte, wie Warten, zornig von seiner Chaise longue auf, wo er, um sich die Zeit zu vertreiben, lesend gelegen hatte, warf das Buch, in dem er hin und her geblättert, in die Ecke des Zimmers und rief laut und heftig: „Nein, was zu toll ist, ist zu toll, das halte ein Anderer aus, nur ich nicht!"

„Au nom du Dieu, bester Freund, was veranlaßt Sie, sich bei dieser Hitze, — zwanzig Grad im Schatten, parole d'honneur! so zu echauffiren?" fragte, in den Salon, wo Olberg sich befand, eintretend, ein Bekannter, Referendar Heirgat.

„Und welchem Grunde verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?" entgegnete Olberg verdrießlich.

„Attendez! Zur Uebereilung ist's heute zu warm."

„Dort steht Eis! Kühlen Sie sich ab, denn ich muß wissen, welchem glücklichen Zufalle ich das mir gebrachte Opfer verdanke, bei mindestens vierzig Grad Wärme in der Sonne, wenn, wie Sie sagen, zwanzig im Schatten sind, — zu mir zu kommen, der ich für den Sommer die entsetzlichste Wohnung besitze, die nur ein Mensch haben kann!"

„Es ist magniperb hier, lieber Graf! Was wollen Sie? Hier in Ihrem charmanten Salon merkt man Nichts von der pyramidalischen Hitze, die draußen ist!“ sagte der echauffirte Referendarius, indem er sich, die Stirne mit seinem Tuche fächelnd, in einen Fauteuil warf und dann die Schaale mit Eis zu sich heranzog, die auf dem Tische stand, auf welche Olberg hingedeutet hatte.

„Nun, zum Kuckuck, verlangen Sie etwa, daß ich in meinen Zimmern auch von der Wärme geplagt werden soll, die mich schon draußen genug quält!“

„Colossaler Einfall!“ rief lachend Herr von Herrgat.

„Pardon, theuerster Baron! Vergessen Sie nicht, daß ich die Bedingung bei unserm Umgange gemacht: daß Sie mich und meine unwichtige Person nie mit Ihren Lieblingsausdrücken in Verbindung bringen! Lassen Sie die ganze Welt colossal und pyramidal sein, nur mich und meine einfachen Worte nicht!“

„Magniperbe Laune!“ entgegnete der Eis essende Referendar, „massenhafter Witz bei Ihnen, lieber Graf!“

„Magniperb können Sie mich finden, Das ist Ihnen gestattet, bester Freund, denn das Wort ist Zeitersparniß! Wollten Sie meine Einfälle magnifique und süperbe finden, so dauerte Das zu lange und ich nehme es nicht übel, Ihre kostbare Zeit nicht bei mir Unwürdigem auf so gewissenlose Art und

Weise verschwenden zu wollen. Aber massenhaft! — Nein, lieber Baron, massenhaft möchte ich eben so wenig, wie colossal und pyramidal gefunden werden. Meine Rede war eine ganz einfache Entgegnung auf Ihre Bemerkung, daß mein Salon keine Aehnlichkeit mit einem russischen Dampfbade hat."

„Sie nannten Ihre Wohnung entsetzlich und wunderten sich, daß ich Sie aufgesucht."

„Mein Erstaunen ist auch noch nicht vorüber, theuerster Herrgat, denn wenn Sie etwa nicht beabsichtigt haben, durch Ihre Promenade in der glühenden Sonnenhitze einen Theil Ihrer Sünden abzubüßen, so weiß ich wahrlich nicht, was Sie zu dem genialen Streiche veranlaßt hat, mir einen Besuch zu machen, der ich von allen Ihren Bekannten am entferntesten von Ihrem Hause wohne."

„Ich habe Ihnen interessante Dinge zu erzählen, bester Graf!"

„Sie? — Mir Interessantes berichten! Das muß ich pyramidal nennen, denn dafür habe ich keinen Ausdruck!" rief Olberg.

„Ich sage Ihnen, Olberg, colossale Geschichten! Massenhafte Ereignisse!" sagte mit wichtiger Miene Herr von Hercgat und lehnte sich mit wohlgefälligem Lächeln in den Fauteuil zurück.

„So erzählen Sie Ihre pyramidalen Neuigkeiten mit Ihrem gewöhnlichen magniperben Vortrage!" erwiderte Egon gähnend, reichte seinem Gaste Cigarren,

warf sich auf seine bequeme Chaise longue, schloß die Augen und fügte mit schläfrigem Tone hinzu: „Beginnen Sie, ich bin ganz Ohr!“

„Details vermag ich Ihnen indessen nicht zu geben, bester Graf!“ sagte, sich eine Cigarre anzündend, der Referendar.

„Thut Nichts, ich weiß, Sie können nur colossal sein!“ entgegnete Olberg.

„So hören Sie denn, was ich soeben durch meine Mutter und Schwestern erfahren habe, die mit dem Courirzuge unsere Residenz berührten und welche ich auf ihrer Durchreise nach St.... nur flüchtig sprach.“

„Sie kommen vom Bahnhofe? In dieser Hitze gingen Sie dorthin?“

„Direkt komme ich daher! Neueste Neuigkeit aus K**, woher meine Verwandten kamen.“

„Aus K**?“ fragte mit Aufmerksamkeit Olberg.

„Dorther, wohin Diejenigen gezogen, die Viele ihrer Herzen beraubt haben,“ antwortete der Referendar lächelnd.

„Also von Altenau haben sie gehört, wie ich vermuthe! Wie geht es dem alten Grafen?“

„Das weiß ich nicht, liebster Olberg, denn er wandelt nicht mehr auf Erden und mit Himmel und Hölle stehe ich nicht in Verbindung.“

„Wie? — Was sagen Sie, Graf Frankenthal gestorben?“

„Und seine Enkelin verheirathet!“ fügte Herrgat hinzu.

„Sind Sie bei Sinnen!“ rief Olberg. „Ich glaube, Sie phantasiren, bester Herrgat!“

„Nein, so ist's! Baroneß Hochfeld ist am Sterbebett ihres Großvaters mit Major von Welf getraut worden.“

„Nein, wirklich, Herrgat, Sie sind colossal heute und unmöglich kann ich Ihre Geschichten glauben!“

„Ich sagte Ihnen ja, lieber Graf, es wären massenhafte Ereignisse, pyramidale Begebenheiten!“

„Und Sie wissen keine Details?“

„Mit Courirzügen Reisende sind nicht im Stande, Details zu berichten. Außerdem waren die Damen colossal fatiguirt von der Hitze und der weiten Tour, wie ebenfalls hatten sie zu viele Engros mitzutheilen, um sich auf Kleinigkeiten einlassen zu können! Meine Nachrichten sind noch nicht zu Ende und das Interessanteste und Piquanteste kommt zuletzt.“

„Schnell, schnell, Herrgat!“

„Baroneß Hochfeld und Miß Lincoln, les deux inséparables, haben sich mit Eclat überworfen und jene reizende Engländerin ist zu ihrer Mutter nach K** gezogen, die, um nur existiren zu können, vor Jahren Diakonissin geworden ist, aber seit einigen Wochen sich in ihrer Vaterstadt aufhält, wo sie eine Kranke pflegt.“

„Miß Lincoln sich mit ihrer Freundin überworfen? — Unmöglich, Herrgat!“ sagte Olberg entschieden.

„Vollständige Wahrheit, bester Graf. Meine Schwester, die Miß Lincoln's alte Großmutter, eine Küsterwittwe, kennt, da sie in frühern Jahren Arbeit aus unserm Hause erhalten hat, ist zu ihr gegangen, um sich zu überzeugen, ob das Gerücht Wahrheit, daß Baroneß Hochfeld sich von ihrer Freundin getrennt, und versichert mir: die Nachricht von dem Ihnen soeben Erzählten durch Miß Lincoln selbst bestätigt gehört zu haben! — Sie hat ihr sogar gesagt, daß Frau von Welf, die sich mit ihrem Manne nach dem Begräbniß des Grafen Frankenthal auf Reisen begeben habe, für lange Zeit von der Heimath entfernt bleiben würde.“

„So wird die Heirath Margaret Hochfeld's einfach die Trennung von ihrer Freundin veranlaßt haben und von einer Ueberwerfung wohl gar nicht die Rede sein!“ entgegnete Olberg.

„Das weiß ich nicht!“ sagte, die Achseln zuckend, der Referendar. „Meine Schwester berichtete mir im Allgemeinen das „on dit“ und voilà tout! Ich erzählte, was ich gehört und habe nicht den Faden weiter gesponnen!“

„Nun, Das ist hierbei auch wahrlich nicht nöthig, denn sind die Thatsachen, die Sie angeführt, wahr,

so ist Das hinreichend genug, um Erstaunen zu erregen."

Olberg, der seinen Platz verlassen, ging nachdenklich im Zimmer auf und ab und sprach dann nach einer Weile in nachlässigem Tone: „Ich bin Ihnen wirklich verbunden für Ihre Mittheilung, mein lieber Herrgat, denn ich bringe meinen heutigen Abend bei Frau von Gersdorf zu und sie wird enchantirt sein, Neuigkeiten erfahren zu können! Begleiten Sie mich vielleicht? Mein Wagen muß im Augenblick kommen, da ich sechs Uhr ihn bestellt habe."

„Ich danke tausendmal! Frau von Gersdorf ist eine vortreffliche Dame, doch ich frequentire ihr Haus nur, wenn ich muß."

„So fahren Sie mit mir, so weit Sie wollen oder ziehen Sie es vor, sich hier noch Etwas auszuruhen?"

„Wenn Sie erlauben, wähle ich das Letztere, denn es ist bei Ihnen ganz —"

„Magniperb!" fügte lachend Graf Olberg hinzu.

„Colossaler Verstand, den Sie haben! Wissen stets, was ich sagen will!"

„Für heute Verzeihung wegen der massenhaften Berichte; doch nächstens, wie gesagt, weder colossal noch pyramidal! Adieu, lieber Baron, thun Sie, als wenn Sie zu Hause wären und disponiren Sie frei über die schwachen Kräfte meiner Junggesellenwirthschaft."

„Wollen Sie Elogen hören, liebster Olberg; doch ich dächte, Sie wüßten am besten, wie comfortabel Alles bei Ihnen eingerichtet ist und daß man bei Ihnen Nichts entbehrt!“

„Nein, um des Himmels willen, keine Komplimente!“ rief Olberg abwehrend, „denn ich weiß ebenfalls, wie Sie sich in der Extase äußern, und ich sagte schon vorhin, daß ich es vorziehe, mit gewöhnlicheren Ausdrücken und nicht den Ihnen eigenthümlichen in Verbindung gebracht zu werden.“

„Ich werde mir, extra für Sie, neue Worte ausdenken.“

„Gönnen Sie meinetwegen den Kräften Ihres Geistes Ruhe!“ bat Olberg, sich von seinem Gaste verabschiedend.

„Zu Baron Hallingen! Schnell!“ rief der junge Graf seinem Kutscher zu, als er in den Wagen stieg. In dem Momente kam der Postbote vor die Thür des Hauses, der einen Brief in der Hand hielt und dem Offizier einen Blick zuwarf, aus welchem dieser erkannte, daß das Schreiben für ihn bestimmt war. Er gab lächelnd dem Briefträger das gewöhnliche Douceur, das dieser jedes Mal von ihm erhielt, wenn er ihm zufällig begegnete und die an ihn gerichteten Briefe selbst überreichen konnte; nahm dann das Schreiben, rief hastig: „Jetzt fort!“ und als die elegante, leichte Equipage flüchtig, wie vom Winde

getragen, durch die Straße rollte, warf er einen Blick auf den Brief, den er soeben empfangen hatte.

„Von meinem Vater!“ sagte er mit einigem Staunen, als er die Handschrift erkannte, „was mag ihn bewogen haben, mir zu schreiben? — Jedenfalls etwas Wichtiges, doch ich weiß vorläufig genug und will nicht mehr erfahren!“

Egon steckte den Brief in die Brusttasche seines Rockes und ernst, wie nur in seltnen Fällen, waren die hübschen Züge seines Gesichtes. Nichts auf dem ganzen Wege bis zur Wohnung seines Verwandten, fesselte seine Aufmerksamkeit und war im Stande, ihn den Gedanken zu entreißen, in die er versunken war. Nur als sein Auge auf eine weibliche Gestalt fiel, an der er vorüber fuhr und die sich durch ihre einfache, nonnenartige Tracht, durch ihre schwarze Kleidung, vor den andern auf dem Troittoir Gehenden auszeichnete, gegen deren bunte, modische Gewänder das ihrige scharf contrastirte, — da blickte der vornehme junge Mann sich nach Derjenigen noch einmal um, in der er eine Diakonissin erkannte. Das blasse, feine Gesicht der Frau, in dem eine stille Würde, — eine ruhige Hoheit und der milde Ausdruck einer Engelsseele lag, regte Egon nicht zu Reflexionen an, sondern nur das bescheidne Gewand, das sie trug, die große Einfachheit in ihrer äußern Erscheinung, fiel ihm auf und mit dem Gedanken: „So ungefähr wird auch ihre Mutter aussehen!“ starrte er Diejenige an,

welche mit gesenkten Blicken durch die wogende Menge der Menschen schritt.

Als Egon's Equipage vor einer freundlichen Sommerwohnung außerhalb der Stadt anhielt, verscheuchte er gewaltsam die trüben Gedanken, die sich seiner bemächtigt hatten und lichtete den ernsten Ausdruck seiner Züge. Mit schnellem Schritte eilte er durch den hübschen Garten, der vor dem Hause lag, und als er in dasselbe eingetreten, öffnete er, ohne anzuklopfen die Thüre des Zimmers, welche sich in der Nähe des Einganges befand. Er trat in eine helle geräumige Stube, deren Wände mit schönen Oelgemälden verziert waren. Ein großer mit Papieren bedeckter Schreibtisch, ein geöffneter Bücherschrank, ein herrlicher Flügel, auf dem im bunten Durcheinander die verschiedensten Hefte mit Musikalien lagen, das Alles verrieth deutlich, daß das Gemach das Wohnzimmer des Besitzers sein mußte. An dasselbe stieß ein kleines Kabinet, zu dem eine Flügelthüre führte, die dem Eingange in das Wohnzimmer gegenüber war. Sie stand weit geöffnet und Egon bemerkte sofort bei seinem Eintritt, daß sich in diesem Kabinet Derjenige befand, den er am Nachmittage vergeblich erwartet hatte. Am offnen Fenster, das die Aussicht in den Garten auf eine hübsche Baumgruppe bot, stand Hallingen vor einer Staffelei und war so eifrig mit Malen beschäftigt, daß er die Ankunft seines Cousins nicht bemerkte. Einem großen Hunde, der am Boden neben

der Staffelei lag und der Race der Newfoundländer angehörte, entging indessen nicht der Eintritt des Fremden. Nicht mit einem gewaltigen Satze fuhr er aus seiner ruhenden Stellung empor und dem Kommenden entgegen, denn dergleichen kühne Manöver im Zimmer, hatte Richard dem Hunde abgewöhnt, da er es nicht liebte, seine Freunde, die ihn besuchten, wie Diebe und Mörder von ihm begrüßt zu sehen; doch ein dumpfes Knurren, das er vernehmen ließ, machte seinen malenden Herren aufmerksam, daß sie nicht mehr allein waren.

„Ach, Du bist's Egon!" rief Richard von seiner Arbeit, mit der er sich beschäftigte, emporblickend aus. „Rustan, still!" fügte er zu dem knurrenden Hunde sich wendend fort, der sich als Barrikade zwischen seinen Herrn und dessen Cousin aufgestellt hatte.

„Rustan! prächtiger Kerl, komm!" sagte Egon lockend; doch der Hund rührte sich nicht von seinem Platze und lachend setzte Olberg hinzu: „Nein, das Thier ist zu klug! Richard, Du malst wohl an dem Bilde, was ich nicht sehen soll? Sieh nur, Dein Hund verweigert mir Zutritt in Dein Attelier. Uebrigens ist es gut, daß er Dich vor mir schützt, denn ich bin böse!"

„Das ich mein Versprechen nicht gehalten?"

„Natürlich!"

„Ich konnte nicht, Egon, ich mußte dies Bild beenden, sonst wären mir die Farben zu sehr eingetrocknet."

„Hättest Du nicht morgen genug Zeit, wo mich der Dienst Tag über in Anspruch nimmt?“

„Nein, Egon! Staune nicht über Das, was ich Dir sagen werde. Ich reise nämlich noch in dieser Nacht ab.“

„Und wohin?“

„Nach W.... zu meinem Vater! Egon, ich vermag diese Ungewißheit nicht länger zu ertragen, ich sehne mich nach Entscheidung.“

Richard trat aus dem Kabinet zu Egon hin; doch Rustan folgte nicht wie gewöhnlich jedem Schritte seines Herrn, sondern blieb vor der Staffelei als Wache liegen. Olberg wandte sich ab und ging an's Fenster, Richard durchmaaß mit großen Schritten den Raum seines Zimmers und stellte sich dann neben seinen Cousin.

„Hast Du schon Urlaub?“ fragte Egon nach einer Weile.

„Ja! Ich war heute Morgen bei meinem alten Gönner, dem Herrn von U.... und er hat meine Bitte erfüllt, mir Urlaub auf acht Tage gegeben. Dieser Zeitraum ist genügend, um mein Glück zu begründen. Warten kann ich nicht mehr, denn seit sie fort, ist alle Ruhe, alle Geduld von mir gewichen! Ich muß zu meinem Vater, muß mir seine Einwilligung zu meiner Verbindung mit Lianen holen, denn ich kann nicht mehr ohne sie leben, ich vermag es nicht zu ertragen, sie fern von mir zu wissen!“

„Wolltest Du nicht erst in einigen Wochen nach W....?“

„Das war meine Absicht, Egon, doch wozu dieser Aufschub? Weshalb soll ich unglücklich sein, da ich mir Glück und Seligkeit verschaffen und Beides genießen kann? — Egon, Du liebst nicht, Du kannst daher meine Gefühle weder fassen, noch begreifen, — Dir von meiner Sehnsucht, meiner Ungeduld, keine Vorstellung machen!“

„Oh, doch Richard!“ entgegnete Olberg, Richard ansehend. „Meinst Du nicht, daß Du mir klar machst, wie tief und gewaltig das Gefühl der Liebe sein mag, da ich deutlich bemerke, daß außer diesem Nichts mehr für Dich existirt und Du alles Andere darüber vergißest? Richard!“ fügte Egon mit Bewegung hinzu, „ich gäbe die Hälfte meines Lebens, — einen Theil meines irdisches Glückes darum, läge Dein Schicksal in meiner, nicht in Deines Vaters Hand! Du weißt, ich bin nicht feige und bebe so leicht vor keinem Wagnisse zurück; doch sollte ich den Gang machen, der Dir bevorsteht, — wahrlich, Richard, mir würde der Muth fehlen.“

„Egon, die Liebe verleiht ihn mir! Glaube nur, sie giebt Kraft, das Schwerste zu vollbringen, und der Gedanke: Als gewinnen zu können, verleiht Stärke, auch Alles zu wagen, um den Kampf zu beginnen und an das Ziel zu gelangen, was das höchste und einzige Ziel meines Strebens ist.“

„So hoffst Du noch immer, ein glückliches Resultat zu erzielen?"

„Fest und bestimmt! Sieh', Egon, mein Vater kennt mich auch und Das ist mein Trost. Er weiß, daß ich seit lange nicht mehr das Kind bin, was vor ihm einst gebangt und gezagt hat. Schon als dreizehnjähriger Knabe habe ich ihm Beweise gegeben, daß er mich nicht einzuschüchtern vermag und ich mich nicht blindlings in seinen Willen füge. So lange ich unmündig war, hatte er Rechte über mich, die er ewig behalten haben würde, wenn er mir je ein wirklicher Vater gewesen wäre. Bis zu meinem vierzehnten Geburtstage, der ein wichtiger Abschnitt in meinem Leben gewesen ist, war mein Vater, trotzdem er nie liebevoll gegen mich war, immer mein Vater, zu dem ich Verehrung und Zuneigung fühlte! — Unerbittlich streng hat er mich wohl stets behandelt, doch nie so ungerecht, so schrecklich wie an jenem Tage, wo ich mich flehend zu seinen Füßen niederwarf und ihn bat, mir eine Strafe zu erlassen, die er mir angedroht hatte und die ich nicht verdiente. Seine Härte, Leidenschaft und Ungerechtigkeit brachte eine vollständige Revolution in meinen Gefühlen gegen ihn hervor. Von dem Tage ab ertrug ich mein Leben als eine entsetzliche Nothwendigkeit, und nur mit Schauder dachte ich daran, daß ich von meinem Vater abhängig war! — Ich kann wohl sagen, Tag und Nacht bin ich darauf bedacht gewesen, ihm nie eine Veranlassung

zum Zorn gegen mich zu geben, aber mein Leben war wirklich fortan eine Qual. Gegen Alles vermochte ich mich nicht zu schützen, trotz meiner Vorsicht, doch Kränkungen und Beleidigungen hatten den scharf verwundenden Stachel verloren, seit ich eingesehen, daß ich an ihm keinen Vater, sondern einen Tyrannen besaß. Schmerzlich berührten mich zwar die Vorfälle, die meinem Austritte aus dem Vaterhause vorangingen; doch Balsam auf die Wunden meines Herzens legte das erste Ereigniß, was mir bei'm Eintritt in die Welt begegnete! — Liane Lincoln war das anbrechende Morgenroth meines Lebens, — Liane Lincoln ist hoffentlich der Abendsonnenschein, in dem ich meine Tage beschließe! — Als ich um Weihnachten nach meiner Krankheit die Familie besuchte, der ich Leben und Gesundheit verdankte, riß mich ein Befehl meines Vaters von ihr los. Späterhin, es war vor einigen Jahren, verlangte er deshalb Dankbarkeit von mir, mich aus den Netzen der Tochter Frau Bothmer's befreit zu haben, von der er wähnte, daß Liebe zu ihr mich nach K** geführt. Ich erzählte ihm offen, daß es nicht der Fall und Laura Bothmer damals schon verlobt gewesen sei. Lächelnd meinte er, mein Gehorsam und Eingehen auf seine Wünsche, was er mir zu einem Verdienste angerechnet, sei mir also gar nicht schwer geworden, da Neigung nicht mit dabei im Spiele gewesen, — und ich entgegnete ruhig, daß, wenn ich wirklich Liebe empfunden hätte, dieses Gefühl

wohl nicht durch seinen Befehl vertrieben worden wäre. Deutlich entsinne ich mich, lieber Egon, daß er mit Stirnrunzeln und scharfem Tone mich fragte, ob ich seine Ansicht auch künftig bei Wahl einer Lebensgefährtin nicht zu Rathe ziehen wolle und ob es nicht Einfluß auf meine Entschlüsse ausüben würde, wenn er für oder gegen die Parthie sei, die ich zu machen gedenke. Ich sprach die Hoffnung aus, daß unsere Wünsche in dem Falle, wenn er einträte, sich vereinigen würden, — unsere Ansichten nicht so verschieden seien, um nicht eine Uebereinstimmung erzielen zu können. Zum ersten Male im Leben bat mich mein Vater um Etwas und zwar darum: daß ich mich nicht zu früh verheirathen möchte. Ich versprach es ihm nicht geradezu und versicherte ihm nur: durchaus noch nie eine tiefere Liebe zu einem Mädchen empfunden zu haben. Er empfahl mir Vorsicht für die Zukunft und schloß seine Rede damit, daß er sagte, mir, bevor ich dreißig Jahre alt sei, nicht seine Einwilligung zu einer Verbindung geben zu wollen. Diesem Wunsche von ihm nachzukommen, ist mir nicht schwer geworden, bis zu dem Zeitpunkte, wo ich Lianen wiedergesehen. Hätte ich ihn gleich damals, wie ich es beabsichtigte, von meiner Liebe in Kenntniß gesetzt so konnte er mir einfach erwidern: ich möchte erst meinen Entschluß prüfen und Lianen näher kennen lernen. Der Entgegnung ist nun vorgebeugt, denn ich kenne Die, welche ich liebe und weiß, daß nur sie

mich glücklich machen kann! Meine Ansicht wird sich in den wenigen Wochen nicht mehr ändern und ich bin überzeugt, auch mein Vater wird sich nicht daran stoßen, daß der Zeitpunkt, den er zu meiner freien Wahl mir gestellt hat, noch nicht auf Tag und Stunde abgelaufen ist. Mag er mir entgegnen, was er will, ich kehre mich an keinen Einwand, den er erhebt, und hoffentlich erlange ich auf meine dringende Bitte seine Zustimmung."

„Und verweigert er sie Dir, lieber Richard, was dann?" fragte Olberg voll Theilnahme.

Richard lächelte und entgegnete: „Liane erwiderte mir damals auf eine ähnliche Frage: die Zukunft wird es lehren! Ich denke: soll ich nicht mit Einwilligung meines Vaters glücklich werden, so muß ich es ohne dieselbe versuchen. Liane liebt mich! Ihre Verwandten werden keine Schwierigkeiten erheben und Graf Frankenthal, der ihr ein Vater ist, unsern Bund segnen. Meine Bitten werden ihre Bedenklichkeiten besiegen und sieht sie, wie unglücklich mich ihre Consequenz macht, wird sie dieselbe aufgeben und einwilligen, mich auch ohne Zustimmung meiner Verwandten zu heirathen."

„Glaubst Du Das wirklich, Richard?"

„Ganz bestimmt, Egon, denn Liane kann auch nicht ohne mich leben! Sie wird es vielleicht versuchen, dann aber einsehen, daß es für sie ebenso un-

möglich ist, wie für mich. Mit Entzücken denke ich an alle die Beweise, die ich davon schon empfangen habe, als sie noch Kind war."

„Richard," entgegnete Egon ernst, „Liane ist jetzt kein Kind mehr und ich fürchte, sie hält ihren Entschluß und verlobt sich Dir nie ohne Einwilligung Deiner Eltern!"

Ueber Hallingen's Gesicht, welches bei der Erinnerung an Lianen von Glück und Freude gestrahlt hatte, flog ein dunkler Schatten von Schmerz und Trauer. Er verließ seinen Platz am Fenster, wo er neben Egon gestanden und ging langsam in seinem Zimmer auf und nieder. Rustan erhob sich vom Boden und die klugen Augen des Hundes verfolgten jede Bewegung seines erregten Herrn. Als Richard in die Nähe des Kabinets kam, drängte sich das ihm so treue Thier dicht an ihn, richtete sich dann auf den Hinterbeinen empor und legte seine Vorderpfoten auf seines Herrn Arm. Richard streichelte den schönen Kopf des Hundes und sagte leise: „Du willst mich wohl trösten, guter Rustan?" Der Hund sah ihn an, als ob er die Worte verstanden, schmiegte noch einen Moment seinen Kopf an Richard's Gestalt, wedelte mit dem Schwanze und ging wieder in's Kabinet an die Staffelei. Als sein Herr ihm folgte und vor dem Bilde stand, das er malte, ließ Rustan ein freudiges Knurren vernehmen, welches Richard ein Lächeln entlockte. Je länger er vor dem Ge-

mälde stand, desto mehr erhellten sich seine ernst gewordenen Züge.

Das Bild war eine Winterlandschaft. Ein einfacher hübscher Gegenstand und außerordentlich schön ausgearbeitet. Heller Wintersonnenschein lag in allen Farbentönen des Gemäldes deutlich ausgedrückt. Er sprach aus dem klaren, durchsichtigen Blau des Himmels, — aus dem glänzenden Reif, der auf den entlaubten Aesten der Bäume lag, aus dem glitzernden Schnee, der in dichten Massen das dunkle Grün der Tannen deckte, welches nur an einigen Stellen ganz, an anderen aber bloß an den Spitzen der Zweige zum Vorschein kam, — wie auch aus den wirkenden Lichteffecten des Eises und Schnee's auf der Fläche des Erdbodens, an dem nur an wenigen Punkten braunes Gras aus der Winterverhüllung hervorsah. Der Gegenstand des Bildes war der an dem Abhange des Berges liegende Kirchhof von Altenau. Nachdem Richard einige Zeit sein Werk betrachtet, heiterer und immer heiterer wurde, je länger seine Augen darauf ruhten, rief er Egon herbei und sagte freudig:

„Nein, nein, Egon, Liane verläßt mich nicht, sie giebt mich nicht auf, — Das glaube mir! — An diesem Platze hat sich die Seele des Kindes mir eröffnet, — dort sah ich zum ersten Male, daß ich ihr Ein und Alles war, mein und ihr Leben ein fast gleiches Schicksal verband!“

Richard deutete mit der Hand nach dem Mittel-

punkte des Bildes, dem von einem Kranze schöner Tannen umgebenen hohen schwarzen Kreuze, an welches sich die zarte Gestalt eines Kindes lehnte, die es mit dem einen Arme umschlungen hatte. Egon erkannte an dem reichen braunen Haar, — an dem in den Strahlen der Sonne wie Gold schimmernden Locken des Kindes, — an den schönen dunkeln Augen, die zum Himmel emporgehoben waren, Lianen und rief lebhaft: „Dies Bild, Richard, ist das Beste, was Du je gemacht!“

„Es ruhte klar auf dem Grunde meiner Seele, Egon, und welche Bilder des Lebens auch an mir vorüberzogen, dieses verwischte sich nicht. Es soll mein Brautgeschenk für Lianen sein, und da ich hoffe, es ihr bald überreichen zu können, so mußte ich es heute beenden.“

Der trübe Ausdruck in Egon's Antlitz fiel Richard auf und er setzte hinzu: „Ich möchte nur wissen, was Dich so ernst macht und Dich, der Du sonst so muthig in die Zukunft blickst, veranlaßt, mich mit trüben Ahnungen ängstigen zu wollen.“

„Ich will Dir sagen, Richard, was der Grund meines Ernstes ist, den Du doch erfahren wirst. Ich hatte es als ein Glück für Dich angesehen, daß Liane unter dem Schutze des Grafen Frankenthal stand, der, wie ich glaubte, eine Stütze Eures Bundes, — Eurer Liebe werden würde.“

„Das ist auch meine Ansicht, Egon, und Du

sollst sehen, erhebt mein Vater Schwierigkeiten, wird Graf Frankenthal sie mir beseitigen helfen und mir überhaupt beistehen, Lianen mir zu erringen, denn er liebt sie wie seine Tochter."

„Liebte sie — Richard!" sprach Olberg langsam und bedeutungsvoll.

Hallingen fuhr erschreckt zusammen und während sein blasses Gesicht ganz bleich wurde, fragte er so leise, daß Egon ihn kaum verstand: „Ist er todt? — Seit wann?"

„Komm, Richard, laß uns Platz nehmen! Ich will Dir Alles sagen, was ich weiß, und dann wollen wir zusammen überlegen, was zu thun ist," erwiderte Olberg sanft.

„Ich muß zu ihr!" rief Hallingen, von dem Sopha aufspringend, wohin er sich gesetzt hatte, als Egon ihm die Nachrichten mitgetheilt, die er durch Referendar Herrgat empfangen.

„Was willst Du dort, Richard? — Sie in das Gerede der Leute bringen?"

„Sie schützen vor Denen, die sie vielleicht jetzt angreifen wollen, — sie trösten über die Verluste, die sie erlitten hat!"

„Sie ist bei ihrer Großmutter, Richard, ihre Mutter ist ebenfalls in K**."

„Keiner ist ihr, was ich ihr bin, Egon, davon sei überzeugt!"

„Wenn Dein Vater erfährt, daß Du in K** bist,“ warnte Egon.

„Er wird es von mir selbst hören.“

„So bist Du entschlossen, trotz der unglücklichen Ereignisse, jetzt doch Deinen Vater von Deiner Liebe zu unterrichten?“

„Gewiß! Der Grund bestimmt mich um so mehr dazu. In den Umgebungen ihrer wahren Heimath kann Liane sich jetzt nur unglücklich fühlen, nachdem sie Jahre lang aus ihr entfernt gewesen und diese ihr fremd geworden ist. Ich muß ihr eine neue Heimath schaffen — und je früher Das geschieht, desto besser für sie, — für mich! Oh, Egon,“ fügte Richard nach einigen Augenblicken Nachdenkens hinzu: „Es ist vielleicht grenzenloser Egoismus von mir, aber fast erfüllt mich Freude, daß Liane jetzt noch durch's Schicksal auf mich angewiesen wird und ich ihre einzige Stütze im Leben bin. Nun,“ sprach er ernst und feierlich, „Gott ist mein Zeuge, daß ich mit allen Kräften meiner Seele danach strebe, ein fester Haltpunkt auch in den Stürmen der Welt für sie zu sein! Treu will ich sie hegen, daß kein Leid ihr an meiner Seite naht und vor Unglück sie bewahren! Was durchkämpft werden muß, will ich allein durchkämpfen, — und ist nur sie mein Lohn, so will ich freudig das Schwerste ertragen!“

Rustan, der zu Richard's Füßen gelegen, richtete sich in diesem Augenblicke leise in die Höhe. Mit

gespitzten Ohren, hoch erhobenem Schwanze schritt er langsam der Thüre entgegen, stand dort einen Moment stille und schlug dann ein lautes, anhaltendes Gebell an.

„Was mag er nur haben?“ fragte Egon, als der Hund sich selbst durch Richard's Zuruf nicht besänftigen ließ.

In dem Augenblick öffnete sich die Thüre, zu der Richard schnell hineilte, da sein Hund an dem eintretenden Fremden in die Höhe sprang, der scheu zurückwich und einen Ruf des Schreckens ausstieß. Egon stand ebenfalls auf, um den mit dem wüthenden Hunde kämpfenden Richard zu Hülfe zu kommen, der jedes Mal von Neuem dem Fremden entgegensprang, so wie sich derselbe seinem Herren näherte, der ihn vergeblich zu beschwichtigen suchte.

„Schließe einen Moment die Thür, Egon!“ rief Richard und als dieser noch hinter derselben stehend im Begriff war, der Aufforderung Folge zu leisten, erstaunte er nicht wenig die Worte: „Verzeih, lieber Vater!“ zu vernehmen.

„Ist's Dein Vater?“ fragte Egon, als die Thüre geschlossen. Richard brachte den aufgeregten Hund in das Nebenzimmer, dessen Thüren er fest zumachte, und sagte leise, indem er eilig zu Egon zurückkehrte: „Die Komödie spielt jedes Mal, wenn Rustan die Nähe meines Vaters wittert, den er durchaus nicht leiden kann und ihn immer anfällt!“

Nicht wie sonst gewöhnlich sagte Oberbergrath von Hallingen einige piquirte Worte über den Empfang, der ihm von dem Hunde seines Sohnes zu Theil wurde, sondern im Gegentheil, als Richard sich entschuldigte wegen des Vorfalles, erwiderte er freundlich: „Verliere doch darüber kein Wort, lieber Richard, denn es ist ja nicht Deine Schuld, und Rustan wird sich schon beruhigen."

Egon Olberg, der sich oft über die Kälte seines Onkels gegen Richard geärgert, wunderte sich an diesem Abend über die herzliche Begrüßung, die er ihm zu Theil werden ließ, und mit Staunen betrachtete er den so seltnen Ausdruck der Freundlichkeit in den strengen, harten, scharf gezeichneten Gesichtszügen des Oberbergraths.

„Ich höre soeben von Herrn von U...., lieber Richard, daß Du nach W.... zu reisen gedenkst," sprach Herr von Hallingen, nachdem die ersten Worte der Begrüßung und Erkundigung vorüber, zu seinem Sohne.

„Es war meine Absicht, Dich zu besuchen," entgegnete Richard mit einiger Verlegenheit und leicht bebender Stimme, was weder seinem Vater, noch Egon entging, der ihn voll Theilnahme beobachtete.

„So sind sich unsere Gedanken begegnet," sagte ruhig Hallingen und ich freue mich sehr, daß Du schon in diesen Tagen nach W.... kommst. Einer meiner besten Arbeiter am dortigen Bergamt, der

Assessor N*** ist vor einigen Wochen gestorben und ich hatte keinen größern Wunsch, als durch Dich seine Stelle ersetzt zu sehen, da ich Deinen Fleiß und Deine Thätigkeit in unserm Fache kenne."

„Ich, die Stelle N***'s in W.... erhalten?" fragte Richard mit Staunen.

Herr von Hallingen lächelte und erwiderte nach einer kleinen Pause: „Ich sehe, Du hast es mir gar nicht zugetraut, daß ich auch Etwas für Dich 'mal thun würde; doch sieh', Richard, ich dachte: hätte ich mich so häufig bemüht, Andere voran zu bringen, so könnte ich Deinetwegen auch 'mal Schritte thun. Ich wandte mich an den Minister, der, wie Du weißt, ein genauer Bekannter aus frühern Zeiten von mir ist, und er war so gütig, mir Berücksichtigung für Dich zuzusagen. Da Geschäfte mich vor ungefähr acht Tagen nach der Provinz *** führten, so benutzte ich die Gelegenheit, auf der Rückreise mein Gesuch bei'm Minister persönlich zu erneuern, kam heute Mittag hier an, begab mich zu ihm und bin so glücklich, Dir fast die Gewißheit der Stelle in W.... zu überbringen, die Du in den nächsten Tagen, schwarz auf weiß erhalten wirst! — Wie wird Max sich auf Deine Ankunft freuen!"

Egon merkte sehr gut, daß, trotzdem Richard einige Worte des Dankes gegen seinen Vater aussprach, seine Freude über eine Anstellung in W.... nicht sehr groß war.

„Für Dich, lieber Egon, habe ich auch eine Nachricht," fuhr Herr von Hallingen, zu seinem Neffen sich wendend, fort: „ob sie aber sehr gut ist, das weiß ich nicht, und kann ich Dich des Wohlseins Deiner lodernden Winterflamme versichern, die ich kürzlich gesehen!"

„Meiner Flamme?" fragte Egon etwas überrascht. „Wen meinst Du damit, bester Onkel?"

Lachend sagte der Oberbergrath: „Dieser Don Juan! — Egon, Egon, wo soll Das hinaus, — wie enden? Wer wird endlich Dein flatterhaftes Herz fesseln. Jetzt weiß er schon nicht mehr, wer seine Flamme gewesen ist!"

„Ich bin ganz erstaunt über Deine scherzhafte Stimmung, lieber Onkel!"

„Nun ja, Scherz ist es auch nur, lieber Neffe," entgegnete ruhig und ernst Herr von Hallingen. „Es wird mir nicht einfallen, zu glauben, daß Du jene Mamsell Lincoln wirklich geliebt hast und stets beruhigte ich Deinen guten Vater, der sich etwas ängstigte, als das Gerücht der Auszeichnung zu uns drang, die Du dem jungen Mädchen zu Theil werden ließest. Du weißt, daß ich es für unmöglich halte, daß Jemand aus unsrer Familie eine Mesalliançe schließt. Dergleichen kleine Liaisons, zwischen einem Herrn vom Stande und einem Bürgermädchen sind amüsante Intermezzos gegen Langeweile — und als etwas Anderes habe ich es nie betrachtet!"

Richard wurde todtenbleich bei den Worten seines Vaters und selbst Egon, den so leicht Nichts aus der Fassung zu bringen vermochte, war einige Augenblicke vollständig verwirrt. Herr von Hallingen bemerkte die Bewegung beider jungen Leute, nahm indessen keine Notiz davon und fuhr, da sein Neffe keine Sylbe entgegnete, ruhig fort:

„Ich war am Todestage Graf Frankenthal's in der Nähe von Altenau und da er ein Bekannter Eures Onkel Max gewesen, wohnte ich seiner Beisetzung in der Familiengruft bei und machte den trauernden Verwandten meinen Besuch. Flüchtig sah ich da die kleine Lincoln, welche ich auch noch vorgestern in K** bei ihrer Großmutter traf, der wir wegen Deiner damaligen Pflege verpflichtet sind und die ich aufsuchte um ihr meinen Dank abzustatten, uns Dein Leben, lieber Richard, erhalten zu haben."

„Du warst in K**?" fragte Richard langsam und heftete den klaren Blick seiner Augen fest auf seinen Vater.

„Ja, mein Sohn, und als ich die ärmlichen Umgebungen der Wohnung Frau Bothmer's sah, in denen Du so lange geweilt hast, habe ich Dich noch nachträglich bedauert."

Egon sah jetzt eine dunkle Röthe das im Moment zuvor so blasse Gesicht seines Cousins färben, und als er bemerkte, daß Diesem eine Entgegnung auf den Lippen schwebte, von der er fürchtete, daß sie

einen Sturm herbeiführen könnte, dem er so gern vorbeugen wollte, ergriff er darum schnell das Wort und sagte ruhig: „Und wie befindet sich Miß Lincoln, Graf Frankenthal's Pflegetochter, lieber Onkel?"

„Ganz wohl, aber sie schien traurig über den jähen Wechsel der Verhältnisse, von dem Du wohl gehört hast. Sie hat diese Stellung als Gesellschafterin bei der frühern Baroneß Hochfeld zu schnell verloren und ich begreife gar nicht, was vorgefallen sein mag, daß nicht wenigstens Frau von Welf sie bei ihrer Schwiegermutter in Altenau gelassen, die noch einige Wochen auf dem Gute bleibt. Ich habe Frau Bothmer versprochen, an ihre Enkelin zu denken, wenn ich in unserer Provinz von einer passenden Stelle für sie höre, was sich zufällig ereignen könnte; denn giebt es solcher Mädchen auch eine Legion, so ist es wohl manchmal, daß eine Familie ihrer bedarf; und wie gesagt, ich werde mich schon aus Rücksicht wegen der Verpflichtungen, die ich gegen Bothmers habe, der armen Lincoln annehmen."

„Warst Du vielleicht kürzlich bei meinen Eltern?" fragte Olberg, um den Gesprächsgegenstand zu wechseln, der, wie er sah, Richard entsetzlich war. „Ich erhielt vorhin einen Brief von meinem Vater; doch bin ich noch nicht dazu gekommen, ihn zu lesen!"

„Dein Vater hat geschrieben?" sagte Hallingen. „Nun dann muß sich in Wallhofen etwas Wichtiges ereignet haben!"

„Das dachte ich auch, lieber Onkel," entgegnete lächelnd Egon.

„Lies doch hier den Brief, vielleicht bringt er uns eine Neuigkeit aus der Heimath!"

Egon erfüllte den Wunsch seines Onkels und las den empfangenen Brief, der nur wenige Zeilen enthielt und lautete:

„Mein lieber Sohn!

Fest bin ich überzeugt, daß der Anblick meiner Handschrift Dir gleich den Beweis giebt, daß etwas Außerordentliches mich bewogen hat, den Entschluß zu fassen, einen Brief zu schreiben.

Es betrifft Dein Glück, lieber Egon, und so habe ich denn meine heilige Scheu vor der Feder überwunden und sage Dir rund heraus, daß nach langem, vielfachem Ueberlegen mit meiner guten Frau wir beschlossen, Deine Liebe zu segnen und Dir unsere Einwilligung zu einer Heirath mit Miß Lincoln zu geben. Wir hörten vielfach, Du liebtest diese Engländerin und sind überzeugt, Du wagtest nicht, um unsern Segen zu bitten, weil sie eine Protestantin ist. — — —

Es ist zwar schrecklich, doch, Egon, eine protestantische Engländerin hat zu viel Unglück in unsere Familie gebracht, als daß ich nicht Respekt vor ihnen hätte. Du sollst glücklich werden und darum heirathe sie in Gottes Namen, wenn Du sie liebst. — Was den Verlust des Majorats anbetrifft, das

Du nicht erbst, da Miß Lincoln nicht die erforderlichen Ahnen besitzt, — so tröste Dich darüber! Mein Bruder Max hat es, und um keinen Preis der Welt möchte ich mit ihm tauschen! — Geld macht nicht glücklich, sondern nur Liebe, wie ich aus Erfahrung weiß, — darum laß den Reichthum im Stich und heirathe Die, die Du liebst!

Sagt Dir Dein Onkel Hallingen, daß ich die Parthie nicht gerne sähe, — — so nimm Das nicht wörtlich. Erst war es mir ein klein Wenig unangenehm, doch jetzt denke ich nur an Dich! — Deine Mutter schickt Dir ihren heißen Segenswunsch und läßt Dir sagen, was für Wünsche Du auch hättest, sie sollten Alle erfüllt werden, wenn es nur einigermaaßen in unserer Macht läge. Genire Dich also nicht, lieber Egon, und hast Du Etwas auf dem Herzen, so vertraue es Denjenigen an, die nur Dein Glück vor Augen haben.

In Wallhofen sind Menschen und Vieh gesund! Das Getreide steht gut, die Rapsernte war vortrefflich. Onkel Max war gestern bei uns, er grüßt Dich und freut sich über meinen Entschluß, Dich nur zufrieden sehen zu wollen. Alle weitern Nachrichten kann Dir Onkel Hallingen geben, der Richard auf seiner Reise besuchen wollte. Leb' wohl, Egon, und nun schreibe endlich!

Mit treuer Liebe

Wallhofen, den 6. Juni 1849. Dein Vater."

Nie fühlte Egon den Contrast, welchen sein und Richard's Vater bildeten, schärfer, als in dem Augenblicke; und nie im Leben vielleicht machte sich ihm der Unterschied ihrer Charaktere, Ansichten und Handlungen bemerkbarer, wie in dieser Stunde. Er war bewegt, dankbar und glücklich, denn gab ihm der Brief seines Vaters auch nicht Das, was Jener in seinen Zeilen beabsichtigt, so doch einen neuen Beweis von der unendlichen Liebe seiner Eltern, die der größten Aufopferungen für ihn fähig waren.

Richard blickte fragend seinen Cousin an, als dieser die Lektüre beendet, und Egon, der ihn verstand, entgegnete: „Die Mittheilung betrifft nur mich und auf die detaillirten Nachrichten von zu Hause verweist mich mein Vater an Dich, lieber Onkel!“ fügte er, sich an Hallingen wendend, hinzu.

„Wie ist Rustan aus dem Kabinet entkommen?“ fragte Egon nach einer Weile, indem er nach dem Garten deutete, wo der Hund unruhig hin und her lief.

„Wohl auf seinem gewöhnlichen Wege, durch's Fenster, wenn die Thüre verschlossen ist!“ sagte Richard lächelnd, „denn er liebt es nicht, eingesperrt zu sein!“

„Da bellt er schon wieder!“ rief Olberg und wandte seine Augen auf's Neue nach dem Garten. Zu seinem größten Erstaunen sah er auf dem Wege die Gestalt der schwarzgekleideten Diakonissin, die ihm vorhin auf der Straße aufgefallen war und die langsam dem Hause entgegenschritt.

„Ich werde den Hund einsperren müssen," sagte Richard aufstehend, „denn ist er einmal unruhig, kann ich ihm nicht trauen, da er sonst Jemandem Etwas zu Leide thun möchte."

Er verließ das Zimmer und als er die Hausthüre öffnete, befand er sich der Diakonissin gegenüber, die furchtlos neben dem großen Hunde stand, der sich bei Richard's Anblick beruhigte.

„Sie sind gewiß Assessor von Hallingen!" redete ihn die fremde Frau an, nachdem sie prüfend ihn flüchtig betrachtet hatte, und als er die Vermuthung bestätigte, setzte sie hinzu: „Ich heiße Elsbeth Lincoln und muß Sie sprechen!"

„Es ist Ihr doch kein Unglück begegnet!" fragte Richard lebhaft und sah mit Angst und Schreck in das weiche, milde Antlitz Elsbeth's.

„Um sie davor zu bewahren, bin ich gekommen — und Euch zu warnen, ist meine andere Absicht!" entgegnete ruhig die Diakonissin, „doch wir müssen allein und ungestört sein!"

Richard führte Elsbeth in ein entfernt liegendes Zimmer, benachrichtigte seinen Vater und Egon, daß ein kleines Geschäft ihn für kurze Zeit in Anspruch nähme, kehrte dann zu der Diakonissin zurück und schloß die Thüre der Stube ab, vor der als sicherster Schutz sein treuer Hund Wache hielt.

Ende des zweiten Theiles.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.



